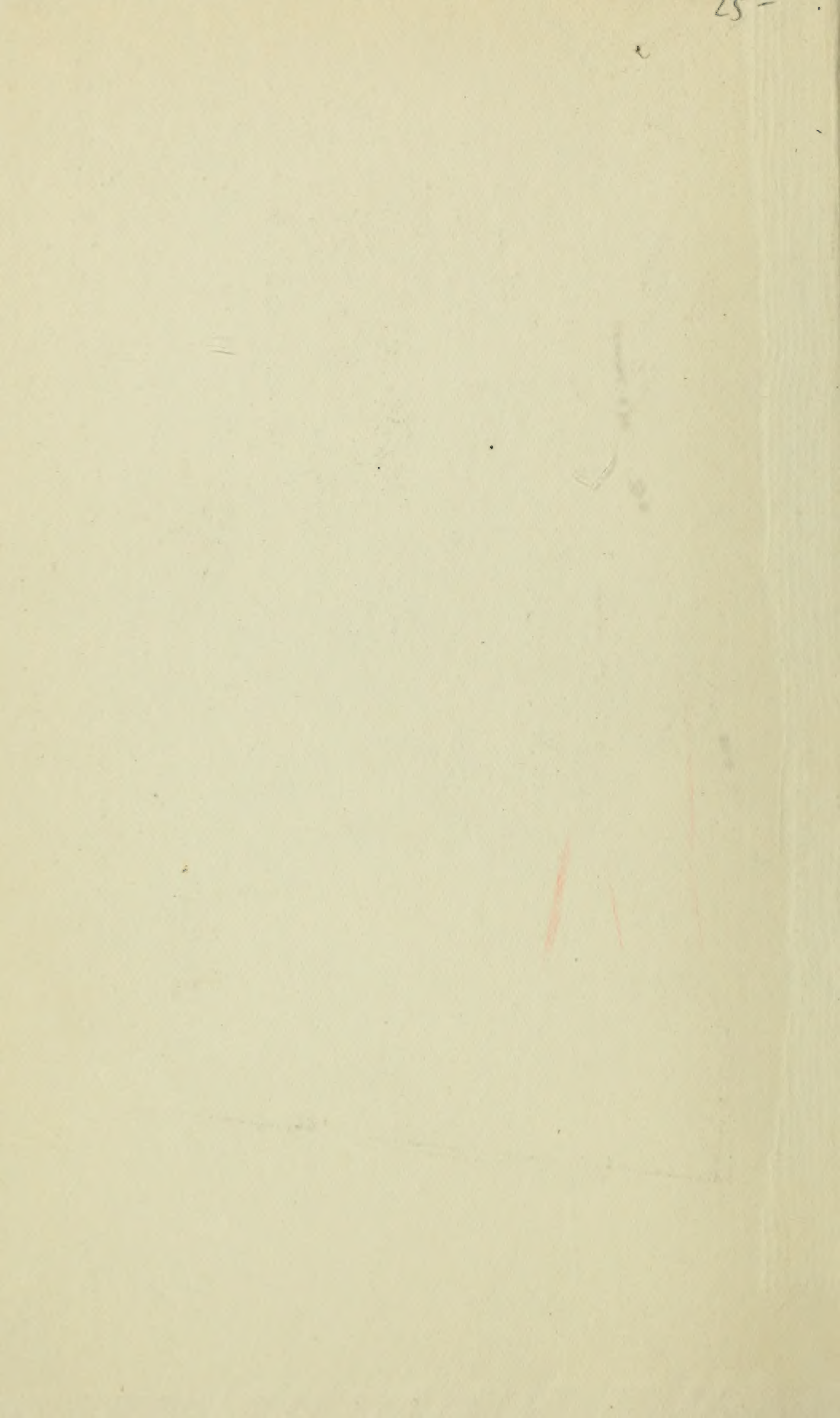
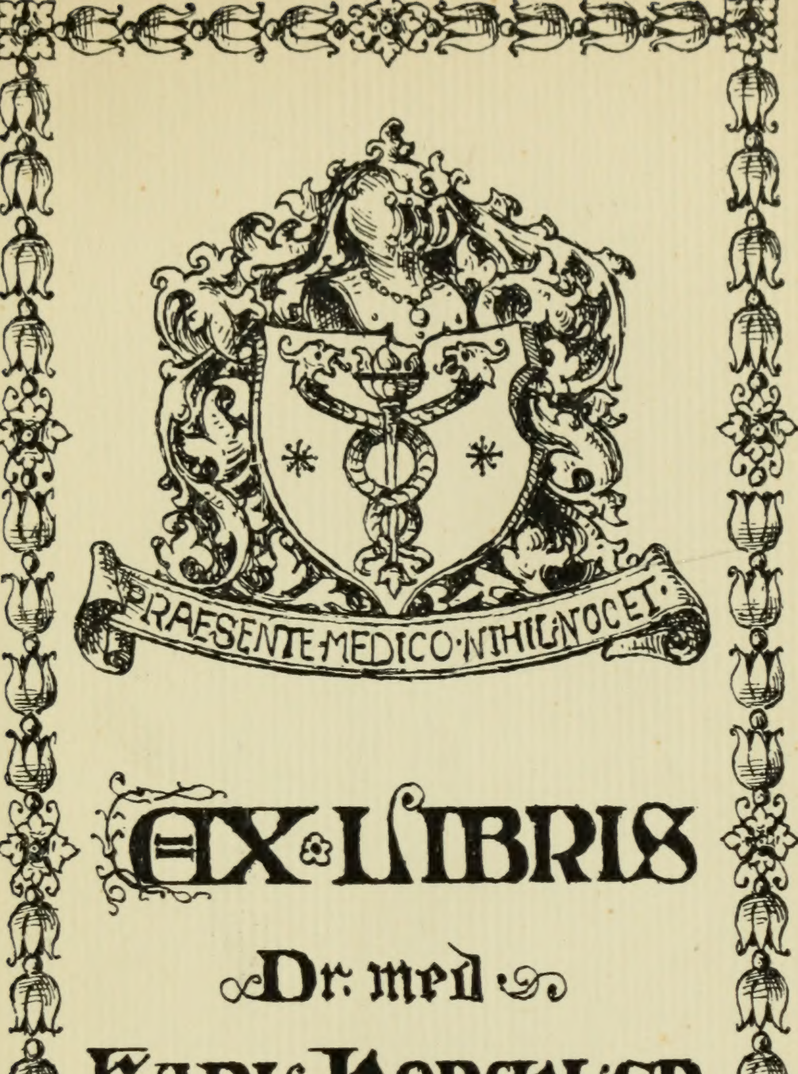
BRIEFE VON
O ERICH HARTLEBEN
AN FREUNDE



S. FISCHER / VERLAG / BERLIN




PRAESENTE·MEDICO·NIHIL·NOCET·
EX·LIBRIS
Dr. med
KARL HORCHLER


S F
V

OTTO ERICH HARTLEBEN
BRIEFE

ZWEITER BAND

1 9 1 2

S. FISCHER, VERLAG, BERLIN

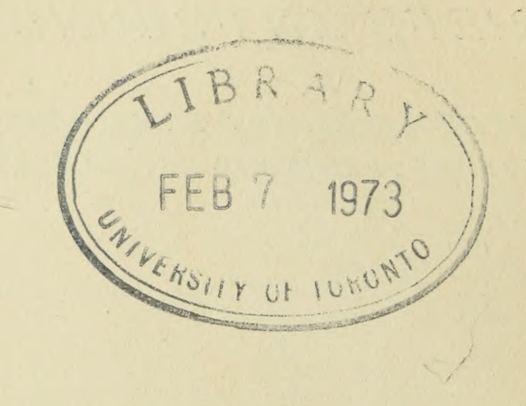
OTTO ERICH HARTLEBEN

BRIEFE AN FREUNDE

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET
VON FRANZ FERDINAND HEITMUELLER

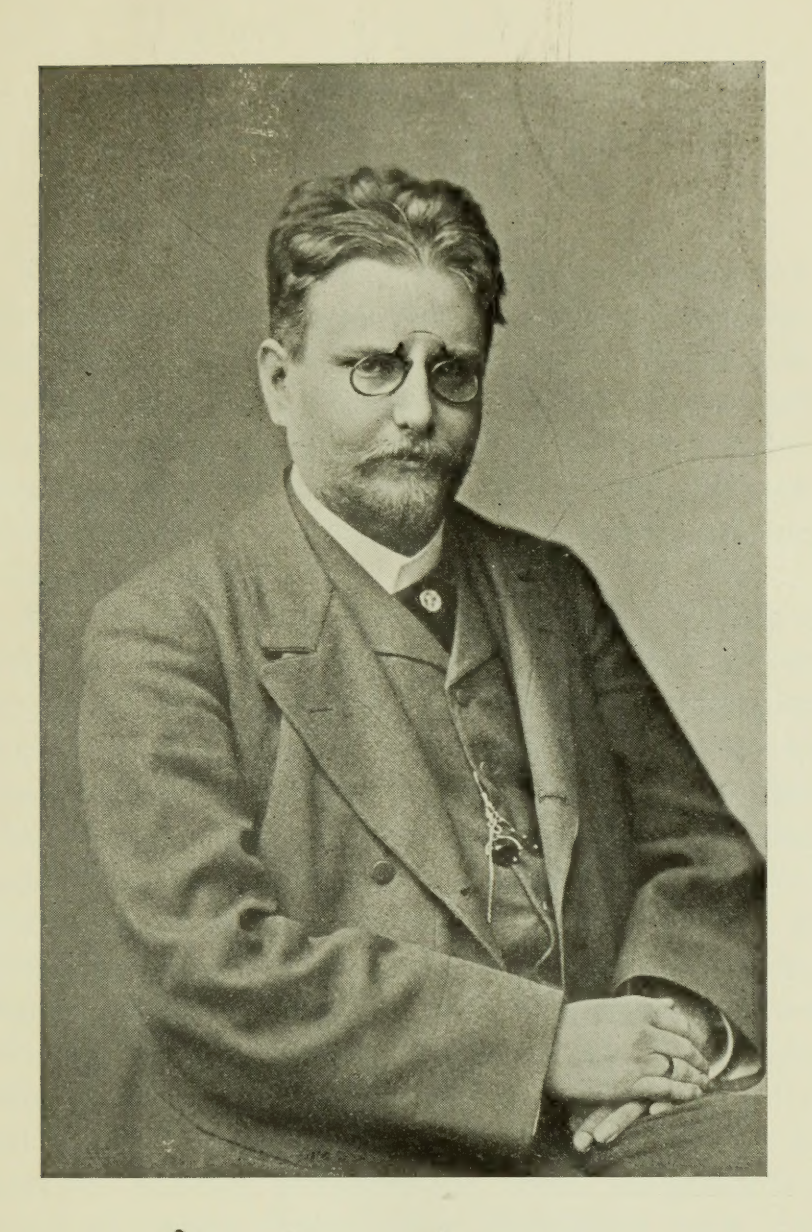
1 9 1 2

S. FISCHER, VERLAG, BERLIN

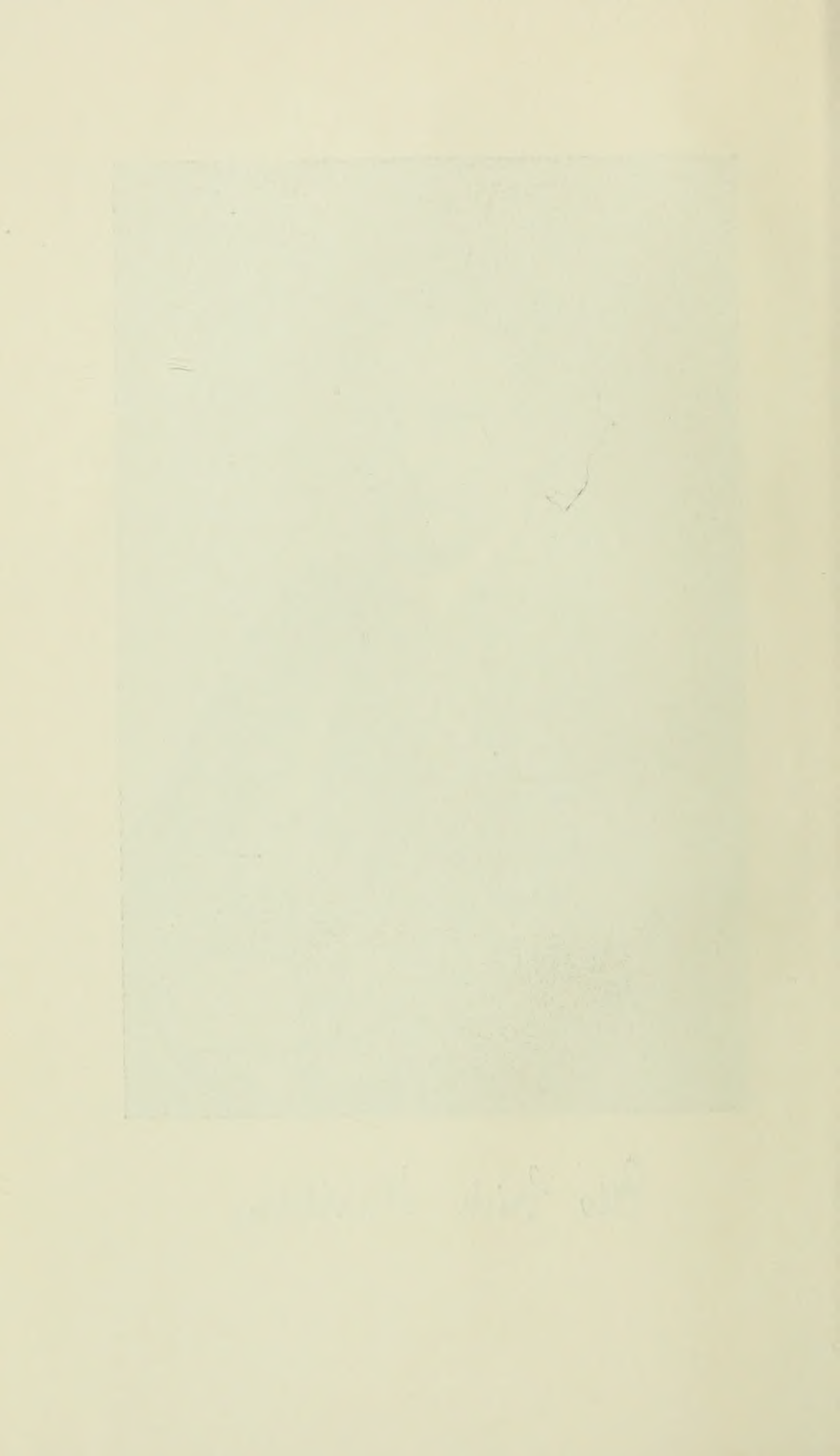


Zweite Auflage

Mit 9 Abbildungen und 5 Faksimilen



Otto Erich Hartleben



VORWORT

Otto Erich Hartlebens Briefen an seine Frau treten die hier gebotenen an seine Freunde ergänzend zur Seite. Nur ein ganz kleiner Teil dessen, was auf das Rundschreiben von 1909 hin von überall her einging, ist allerdings hier zum Abdruck gelangt — der Band sollte auch äußerlich handlich und seinem Vorgänger ähnlich bleiben. Auch im Sinne des Schreibers konnte es sich nur um eine Auswahl handeln.

Seit dem 11. Februar 1905, wo der Tod den Dichter von uns fort in die Ferne führte, ist seine Gestalt immer klarer hervorgetreten. Unwesentliches, was sie im Leben so oft trübte und den strahlenden Kern wie in einer Nebelhülle verbarg, ist von ihr abgefallen. Aus dem tiefen Grunde purpurdunkler Melancholie, in dem auch dieser Dichter übermütiger Satire und kecken, liebenswürdigen Humors wurzelt, sind, beflügelt und in der Sonne funkelnd, die goldenen Leuchtkugeln seiner Kunst emporgestiegen. Und auch seine Briefe wachsen für den, der scharf hinzusehen gelernt hat, aus diesem Grund, auf den sich zuletzt alles gründet, heraus. Ich muß darauf ausdrücklich hinweisen: dieser Band, der in knapper Auswahl gewissermaßen einen komprimierten Ausdruck seiner Persönlichkeit (wenigstens nach der Seite des scheinbar zu andauerndem Witzereißen geneigten Spottvogels hin) bietet, möchte sonst leicht eine

durchaus falsche Vorstellung erwecken. Insbesondere die Brieffolgen in der Neuen Rundschau waren auf das „Humoristische“ hin ausgewählt und zusammengestellt, wie denn ja auch Humor und Laune die bestimmenden Charakteristika seines Werks, wenigstens seiner Prosa, sind — und dieses Werk wollen die Briefe ergänzen, ja zu ihm gehören. Und so stellen denn auch wohl die Briefe mit das Beste dar, was dieser Meister des Augenblickseinfalls und des knappen, feingeschliffenen Wortes, dieser Finder zwingender und köstlich ziselierter Pointen geschrieben hat. Otto Erichs goldenes Lachen klingt und vergoldet auch die Schnurren und Blasen, die aus den Tiefen seiner Menschlichkeit heraufkommen, zu schimmernden Gebilden . . . so lange er unter uns wandelte, hat so mancher Gerechte, wenn der Spott ihn selbst traf, ihm das nicht verzeihen wollen — nun freu' auch er sich an ihrem goldigen Schein! Und wenn jene Propheten Recht behalten sollten, die gleich bei seinem Tode mit der Ansicht hervortraten, daß eine spätere Zeit mehr die menschliche Persönlichkeit (die angeblich Züge eines verfeinerten und vergeistigten Eulenspiegeltums aufweise) als das dichterische Werk dieses Mannes suchen werde, sind gewiß seine Briefe sein menschlichstes Werk. Wir können uns diese Perspektive heute schwer vorstellen und wollen es auch nicht. Für uns, seine Zeitgenossen, gehören Dichterwerk und Briefwerk zusammen: Dichter und Mensch sind in ihm, wie in wenigen, eins.

Noch ein Wort über den Druck. Nur ein (kleiner) Teil dieser Briefe hat dem Herausgeber im Original vorgelegen, die eigentliche Masse ist im Büro des Verlags, an das sie gesandt war, kopiert und kollationiert worden. Die

Originale wurden den Adressaten sogleich zurückgesandt. Nach Umfang und Inhalt nehmen die Briefe an H. Heilmann ein besonderes Interesse in Anspruch: sie sind von diesem selbst genau verglichen worden und, von Kürzungen und Strichen abgesehen, unbedingt zuverlässig. Orthographie und Interpunktion sind nach Möglichkeit konserviert und, wo nötig, ergänzt worden. Ein paar charakteristische Stücke sind in der schönen Handschrift des Dichters reproduziert worden. Im übrigen hab' ich mich bemüht, auch hier wieder — wie vorher in den in der Neuen Rundschau veröffentlichten Stücken — einen Querschnitt durch dieses vierzigjährige Leben zu geben. Mit bunten Farben will er sich vor das nachbildende Auge des Lesers stellen. Seine Mitarbeit ist nötig, damit aus diesen Bruchstücken ein lebendiges Ganzes werde.

Semmering, 5. September 1912.

F. F. H.

BRIEFE AN FREUNDE

An Herrmann Hartleben

Hannover, 20. Mai 1877.

Lieber Vater!

Sintemal ich Schule hatte, habe ich dir noch nicht geschrieben, sintemal ich jetzt Ferien habe, schreibe ich dir.

Tante Mariechen sagt: „Sintemal ich ein dummer Junge bin, schreib ich dir einen dummen Brief.“

Um diese Behauptung zu widerlegen, will ich dir verkünden, daß am heutigen Tage 1. Tivoli pünktlich erstanden[1] ist, 2. wir am Warmbüchencamp zu essen gedenken, 3. Onkel Ernst nicht vorhanden ist.

Folgendes ist in letztvergangener Woche passirt: 1. haben wir zwei Mann Einquartierung aus der Garnison der Tanten Göttingens, bestehend aus Tante Julchen und Tante Staken, am 17. Mai 1877 empfangen. 2. ist niemand krank geworden und 3. hat sich weiter nichts besonderes zugetragen als daß 1. am Dienstag unsere neue Schleuder angekommen ist und daß 2. schon vorher die Terrasse und die Laube unter der Traueresche angestrichen sind.

Auch bei uns ist das Eßzimmer und anderes angestrichen und das erstere ist sogar tapeziert, morgen werden wir alle dort essen.

Otto, Leo und Else, womöglich auch Gertrud, werden dir zugleich mit mir schreiben. Anna rutscht jetzt schon mit Stühlen im Zimmer umher und jauchzt dabei aus vollem Halse.

Tante Julchen meint, Gertrud wäre am meisten gewachsen und sehe sehr gesund aus, welches letztere man auch ohne jegliche Übertreibung behaupten kann.

Gestern am Sonnabend war Else zum Essen hier, um unserer Einquartierung vorzulesen oder sich von denselben vorlesen zu lassen. Letztere scheint wie ich eine rechte Leseratte werden zu wollen.

Leo war heute morgen hier, um mit Großpapa und Tante Staken auszugehen, jedoch war ich zu faul aufzustehen, da sie schon $6^1/_2$ Uhr fortgingen.

Otto hat täglich bei Tante Julchen lateinische Stunde, da Tante meint, er könne zwar die lateinische Deklination, aber er könne sich im Deutschen die Casus nicht recht klar machen. Auch ich übersetze bei Tante Julchen zuweilen Caesar, und sie meint, es ginge ungleich besser als das letzte Mal. Heute, morgen Dienstag und Mittwoch ist das große Musikfest zu Ehren Marschners, dessen Denkmal vor dem Theater aufgerichtet wird. Großpapa hat zwei Billets gekauft für unsere Einquartierung.

Auch in Bella-vista und Odeon sind heute Abend die ersten Conzerte, obgleich das Wetter nicht brillant ist. Es sind jetzt (um 11 Uhr) 9 Grad Wärme.

Großpapa, Tante Julchen, Tante Staken, Tante Elise, Tante Lili, Tante Ida, und was sonst noch an Tanten vorhanden ist, grüßt dich.

Dein Sohn Erich.

An Herrmann Hartleben

Hannover, am 29. Mai 1877.

Lieber Vater! 12 Uhr.

Da ich am Sonntagmorgen noch zu arbeiten hatte und auch am Montag keine Zeit ersparen konnte, so

schreib ich dir erst heute. In der vergangenen Woche ist manches vorgefallen. Vorigen Sonntag v. 14 T., um von vorn anzufangen, war Onkel Ernst hier, am Donnerstag reiste Tante Julchen und Tante Mariechen ab. Du wirst gewiß merken, daß ich seit 8 Tagen fürchterlich gehetzt worden bin, das kommt von der Schule. Ich muß jetzt abbrechen, da ich noch einiges bis 2 Uhr zu arbeiten habe.

6 Uhr.

Vorigen Sonntag waren wir am Warmbüchenkamp und spielten bis Zehn mit Fränzchen Elten und Otto Bohne im Garten. Das Wetter beginnt nämlich sich jetzt etwas wonnemonatsmäßiger zu gestalten, wenn es auch noch nicht darnach aussieht, als ob übermorgen der 1. Juni wäre. Nächsten Sonntag, an meinem Geburtstage, essen wir zwar alle am Schiffgraben, aber wir wollen am Nachmittage nach dem Warmbüchenkampe gehen, da ich Bohnens, Auhagens und Kurt einladen darf, wenn eben das Wetter einladend ist.

Tante Elise wird die außerordentliche Güte besitzen, dir durch einige Zeilen wichtige Kunde zu offenbaren[2].

Sonst geht hier alles und allen famos.

Großpapa, ich und die Tanten, die ich dir schon vorigesmal aufgezählt habe, grüßen dich.

Dein Sohn Erich.

An Otto Hartleben

[Jever, 1880.]

Theuerster Otto!

Am 18. Januar ist das zehnjährige Jubiläum des deutschen Reiches, dazu hatte Heeren, anfang September etwa, eine Dichtung verfertigt, in der ein Vergleich zwischen Friedrich Rothbart und Wilhelm Weißbart ausge-

führt war. Das hat der Unglücksmensch mich erfahren lassen. Am andern Morgen stand nach der ersten Pause an der Tafel:

Drei große Deutsche:
Friedrich Rothbart!
Wilhelm Weißbart!!
Heinrich Milchbart!!!

Triumph! Der ist aber wüthend. Nach der zweiten Pause:

Weißwurst!
Rothwurst!

stets frisch bei H. H., politischer Schlachter und Dichter.

Nach der dritten:

„O streitet Euch nicht um des Kaisers Bärte!“

Nach der vierten:

Oh Blaubart!

Die ominöse Idee, daß sich ein politischer Dichter durch einen Milchbart über dem Gelbschnabel auszeichnen mußte und daß in Folge dessen gelb meist eine eigentlich politische Farbe zu nennen sei, stammt nicht aus meiner Farbenlehre.

W. v. Goethe
Dichter a. D.
Aber kein politischer.

Na, und so weiter.

An Otto Hartleben

Jever, Sonntag, den 17. October 1880.

Theurer Bruder!

Sintemalen und alldieweil du, lieber Theophile, seither das Papier, so dir am heurigen heiligem Christfeste im Jahre des Heils 1879 nach Christi Geburt von liebenden

Händen dargereicht und bescheert worden, mit einer für alle guten Christen und sonstige Mitmenschen, Juden und Judengenossen für jetzt und immerdar als mustergültig und fast sehr trefflicher Sparsamkeit und Liebe zur Sache geschont und auch sonst mit anzuerkennender Liebenswürdigkeit das kaiserliche Postamt unbehelligt gelassen und ihm jede Mühe erspart hast, so ergreife ich anjetzo die Feder und schreibe dir aus überquellendem Tintenfaß und Herzen diese hier vorliegende epistulam.

Es vermisset mein Herze gar sehr jene — apropos jene: jener, jene, jenes.

Jenes Schachbrett — — „Was ist's mit dem —" Ich hoffe, daß ich dich in kommenden Tagen einst als perfekter Schachkünstler à la Ajeep erfinde; solltest du wirklich noch nicht Lauf und Wesen des edlen königlichen, nur durch Dithyramben nach Gebühr gepriesenwerden könnenden Schachspiels gemerkt haben, so setze dich hinfüro daran, sintemalen ja anjetzt der sogenannte ... Granat giebt es hier dermaßen in Unmasse, daß ich eben merke, daß ich aus der Construction gefallen bin. Also:

„Lerne Schach!"

Solltest du nun die wahre und redliche Absicht haben, mit deinem Bruder, der Le in der Stammsilbe heißt, Schach zu lernen, was ich ebenso wünsche wie hoffe, so bin ich bereit, dir meinen Portius zur Unterstützung zu senden.

Aber, bitte, thue es — — —

Ich glaube, daß du, so von uns die größte Dosis Ruhe, ein Artikel, der fürs Schachspielen ebenso unbedingt nöthig ist wie

Geld Geld Geld

für die Kriegsführung, besitzest, leichtlichst . . . zur Erlernung, und zwar zur gründlichen, gelangen kannst . . .

Hodie, am 17. hujus, findet unsere zweite Zusammenkunft hieselbst statt. Wenn ich sage Zusammenkunft, so

meine ich die Zusammenkunft des Schachklubs: Jahrgang 1880/81.

Wir vier (es fehlen noch 96 an hundert): Hartleben, Kollmann, Möhlmann, Schwanhäuser: haben schon vorgestern am jeverschen Erntedankfest beschlossen, daß jeder auf heute 5 Paragraphen verfassen sollte, von denen dann die besten angenommen werden sollen. Ich will sie jetzt gleich einmal anfangen:

§ 1. Wer die folgenden 4 Paragraphen nicht befolgen duhen duht, wird mit dem Tode, respektive (wenn er es vorziehen sollte) mit Ausscheidung bestraft.

§ 2. Wer auf die folgenden 3 Paragraphen schimpfen sollte, wird zu Nutz und Fromm, Beispiel und Vogelscheuche rücksichtslos ebenfalls vom Leben zum Tode gebracht werden, falls er es nicht vorziehen sollte auszutreten.

§ 3. Wer an den folgenden 2 Paragraphen zu drehen und deuteln sich unterfängt, dessen Asche soll dem Erdboden gleich gemacht werden und soll allen guten Schacherjuden und Judengenossen nicht mehr als ein Aschenbecher voll profaner Cigarrenasche gelten.

§ 4. Wer über den folgenden unwiderruflich letzten Paragraphen auch nur eine Faser seiner widerlichen Fratze zu einem Lächeln, ja gar Lachen zu verziehen wagt, über dessen Schicksal will ich mich in düstres Schweigen hüllen.

§ 5. Wenn Ihr nun, meine lieben Mitmenschen sanften und frommen Gemüthes, voll Liebe und Hingebung an die große Sache der edelen Schachkunst solche meine Gesetze befolgt haben werdet, so möge Glück und Segen dem Lauf Eurer Steine folgen. Amen.

Ich denke, das geht.

Übrigens muß ich dir noch die famose Geschichte erzählen, wie ich mich mit Heinerich Heeren erzürnt

habe. Hat dir übrigens Herrmann (der doch meinen Brief bekommen hat???) noch nichts davon erzählt? Na einerlei. Also das Wochenblatt (für Jever, das Jeverland und angrenzende Ortschaften, Bezirke etc.) brachte zu Sedan ein Gedicht, das ebenso anfing wie ein andres, was du vielleicht schon einmal gelesen hast:

„Es braust ein Ruf, wie Donnerhall" — dieser donnerhallige Ruf braust aus Heerens Munde, das erfuhr ich von Möhlmann, von dem man überhaupt so ziemlich alles erfahren kann, zum Beispiel — na bleiben wir zunächst bei der Fahnenstange!

Am Sedantage, in der Pause, die vor der Actusfeierlichkeit vorherging, ersah ich mir Heeren.

„Hast du schon dies herrliche Gedicht gelesen im —"

„Herrlich? Wie meinst du?"

„Oh, es hat mich lange nichts in eine so erhabene Stimmung versetzt!"

„So — das freut mich, das Gedicht ist nämlich —"

„Herrgott von Bentheim, ich habe lange nicht son Schund vor die Augen gekriegt, so was kann nur ein Jeversches Wochenblatt auftreiben!"

„Ssso."

„Ja, nicht wahr?"

„Ich habe es noch gar nicht gelesen."

Am Tage darauf hatten wir bei Herrn Professor Köhler Stunde. In der Pause vorher sagten mir verschiedene, denen der Verfasser des patriotisch-poetischen Wochenblattergusses bekannt geworden war, zu mir, ich möchte ja nicht versäumen, mit Köhler über das bewußte Gedicht zu reden anzufangen. Mit besagtem Professor werden nämlich am Anfang der Stunde alle Ereignisse Jevers besprochen.

„Herr Professor haben Sie schon das poetische Überdemstrich unseres Wochenblatts gelesen?"

„Ja — das ist schlecht!"

Und nun ging ein boshaftes Kritisieren, Mokieren, Schimpfen, Mützeln etc. etc. los — Herr Gott von Bentheim —

„Der erste Vers ist gestohlen!"

„Jawoll . . hahahaha — Das geht solchen Dichterminiaturausgaben . . hahahahah . . öfter so. Ich hatte einen poetischen Freund . . hahaha, — der wollte auch mal . . hho — und der fing an: ‚O komm mit mir und sei mein Weib —' und dann gings weiter: ‚Das ist mein schönster Zeitvertreib'."

Etc.

Und dies Gebrüll, Geschrei, Gelache, Gejauchze, Gebölke usw. Solch ein Fiasko, es war famos.

Addio — ein andermal mehr —

Viele Grüße . . .

Dein Erich.

An Otto Hartleben

[Celle, 22. Juni 1881.]

Ich bitte um Entschuldigung, daß ich heute schon wieder schreibe, heute am 22. Juni 1881.

Otto!

Kind meiner Liebe!!

Sonne meines Daseins!!!

Diesen Bogen habe ich der Frau Director entlehnt. In letzterer Zeit habe ich sehr viele Briefe geschrieben,

Freitag und Sonnabend, also 2 Tage lang (nicht?) machen wir eine Turnfahrt nach dem Steinhuder Meere, nach Rehburg, Loccum, Bückeburg u. s. w.

Heute Mittwoch ist es sehr heiß, so heiß, daß wir sogar hier in Celle, wo sie das höchst selten thun, den Nachmittag ausgesetzt haben. Ich benutze daher die

freie Zeit, um dir, Stern meiner Träume, zu schreiben. Man giebt hier jetzt im Bastéschen Sommertheater Boccaccio unter rasendem Beifall! Ersten lag ich in höchst dissolutem, derangiertem, ungeniertem Zustande von wegen der Hitze auf meinem Kanapee und entwickelte mir sehr interessiert die Katharsis (Fremdwort) des Aristoteles nach Lessing, Gustav Freytag und Robert Prölss (das kam von der Hitze) da — klopft es. Was thun, sprach Zeus, als ihm der Nachttopf abhanden gekommen war. Was thun? Meines Jaquets umhüllende Bekleidung nebst Vorhemd etc. lag seitwärts.

„Herein!"

„Guten Tag . . Mama ließe fragen, wie es dir ginge . ."

„Gehe morgen wieder in die Schule, aber ich bitte vielmals um Pardon . ."

Nun hatte ich aber meinen Rock wieder an. Sah aber wegen mangelnden Vorhemds aus wie der fliegende Niederländer. Um diesen Eindruck zu verwischen, bepflanzte ich meine Nase mit des Kneifers zweifelzerstreuenden Gläsern und bemerkte nun erst, daß ich die sogenannte Her-mine vor mir sah.

Ich sage sogenannte, denn ich, der ich das her- bei Her-mine als etwas weithergeholtes verabscheue, nenne sie Mina und freue mich an dieses Namens würdigem und gediegenem Klang, was sich weniger von ihr behaupten läßt. Diese Abschweifung kommt von der Hitze und kann mir daher nicht als Compositionsfehler angerechnet werden. Denn wahrlich! Wie ungerecht wäre dieses!

Meinen Schreibtisch krönt jetzt das herrliche Bild des herrlicheren Lindau! Was ich ihm auch neulich geschrieben.

Du könntest wohl den Rattenfänger von Hameln einmal lesen. Hoffentlich gewinnst du dieser Art der Dichtung Geschmack ab. Versuchen muß man es eben.

Früher mochte ich gar keine Dramen lesen und augenblicklich mag ich beinah gar nichts lesen und bin deshalb jetzt auch wieder bei den Lehrbüchern. Aber diese epischen Gedichte von Julius Wolff gehören zu den bedeutendsten Literaturwerken der Neuzeit. Und der Tannhäuser! Ich kann dir sagen, ist ein großartiges Buch. Ihr bekommt ja nun schon in 8 Tagen Ferien. Wünsch viel Vergnügen in den ersten 14 Tagen. Später nicht. Dann komme ich. Sind keine Verlobungen los? Nemo neminem? Liesest du etwas oder hast du zu viel zu thun? Mozart wohl? Sage Hirsch doch, ob die Shakespearelieferungen noch nicht kamen, oder besser noch, sag ihm, er sollte sie dir geben. Du hebst sie dann für mich auf, kannst sie auch aufschneiden, aber nicht ruinieren, da sie natürlich später eingebunden werden sollen. Wünschest du, daß ich dir etwas von meinen Büchern mitbringe? Du, Engel meines Herzens, hast nicht geschrieben, seit der Verlobung von ma chère cousine Marie. Du hast wohl auch kein Papier mehr? Was ist alles los und ledig in Hannover? In diese Frage fasse ich mich am Schlusse dieses directricialen Schreibens, ich, der Euch grüßt, ich, dein Hartleben.

An Arthur Gutheil

Celle, den 22. Januar 1882.

Mein lieber Gutheil!

Dein Brief, den ich soeben erhalten habe, hat mir eine große Freude bereitet, und ich danke dir dafür. Ein literarischer Verkehr, und sollte er sich auch in den bescheidensten Grenzen halten, ist nicht nur lockend und angenehm für diejenigen, welche literarische Interessen haben, sondern er ist auch in jedem Falle anregend und insofern belehrend, als man nur so erfahren kann, wie sich

die Welt in andern Köpfen malt, nur so begreifen, daß auch die Ansichten, welche bei uns zu Überzeugungen geworden sind, doch im Grunde nur relative Gültigkeit und Wahrheit besitzen.

Ich denke nun über die ganze Sache — und du wirst dir das leicht mit der mir eigenen Sucht zu recensieren zusammenreimen können — anders, als du, wie mir scheint. Ich denke so: es giebt Dilettanten und Künstler. Die Dilettanten sind die Feinde, die Künstler die Freunde der Kunst. Du verstehst, wie ich das meine: Dilettanten sind die Feinde der Kunst. Sie wollen es nicht sein, sie sind es. Es ist ein erbärmliches Zeichen der Zeit, daß, obgleich, wie du richtig sagst, die Mehrzahl der „gebildeten" Menschheit schriftstellert — die Kunst, vornehmlich das Theater, furchtbar darniederliegt. In Frankreich ist das anders. Dort blüht das moderne Theater. Und warum da? Weil die Franzosen einsehen, daß mit Dilettantismus nichts zu erreichen ist, daß sie die Kunst erst lernen müssen bevor sie sie können, weil die Franzosen durchdrungen sind von der Wahrheit des weisen Goetheschen Wortes aus den Wanderjahren: „Allem Leben, allem Thun, aller Kunst muß das Handwerk vorausgehen, welches in der Beschränkung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben giebt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen."

Lieber Freund, du hast wohl schon von manchem „biederm Deutschen", der sich anmaßte, über ein Theaterstück eines modernen Franzosen zu räsonnieren, die schönen, goldenen Worte gehört: „Das ist ‚Mache', elende ‚Mache'." Du hast dich gewundert, woher der betreffende „biedere Deutsche" soviel Kraft der Verachtung hergenommen habe, mit der er dieses Wort „Mache" hervorstieß. Wundre dich nicht, lieber Freund: so sind die biedern Deutschen. Obgleich Jean Paul schon lange im

Reich der Ewigen thrant (nicht thront), obgleich die Romantiker sich ebenfalls in das bessere Jenseits retiriert und ihre „blaue Blume“ mitgenommen haben — wir Deutschen sind doch noch so sehr im Thrane, so voll Schönselig- und Blaublumigkeit, daß Handwerk und Kunst in einem Athem zu nennen uns vorkommt, wie Vanille-Eis mit Senfsauce, daß wir das Entstehen eines Dichterwerkes ansehen möchten, wie das Mysterium der unbefleckten Empfängnis, daß es uns wie eine Profanation erscheint bei einem „Dichter von Gottes Gnaden“ an etwelches „lernen“ zu denken.

„Wer diesen Zug der biedern Deutschen kennt,
der wundert sich darüber längst nicht mehr.“ —

Und was will ich nun mit dieser Auseinandersetzung? Will ich mich dir gegenüber als „Künstler“ herausstreichen? „Davor behüte uns, lieber himmlischer Vater!“ Ich weiß nur zu wohl, was ich von mir zu halten habe. — Will ich dich bereden, Berufsschriftsteller zu werden, dich ermahnen, nicht jeden, wie du das bei mir gethan hast, für dir gleichberechtigt zu halten, weil er „schriftstellert“, d. h. ein Dilettant ist? Will ich dich auffordern, aus der Unzahl solcher, die „schriftstellern“ aufzutauchen, dich zu erheben, indem du den Ernst der Kunst nicht darin suchst, daß sie „göttlich“ ist und „über einen kommt“, sondern darin, daß sie erlernt werden will? Ja — wenn dus erlaubst, so war dies meine Absicht: sie ist schon dann erfüllt, wenn du mich begreifst und mir beistimmst. —

Noch eins: ich sprach von „lernen“. Du wirst verstehen, daß ich darunter beim Drama, von dem wir zunächst sprechen wollen, die Technik desselben, seinen Bau verstanden wissen will. Da du, wie ich höre, schon gedramt hast, so wirst du dich zweifelsohne schon damit beschäftigt haben, wirst Schriften darüber gelesen und auch eingesehen haben, daß sich ein erfolgreiches Studium

der Technik nur durch oft geübte Vergleichung der generellen Regeln mit den mustergültigen Stücken erzielen läßt. Darin sind uns nun allerdings die Franzosen über: denn sie haben den großen Vorzug, eine bedeutende Menge mustergültige Dramen von ihren Klassikern zu besitzen, von denen sie lernen können — du begreifst nun, weshalb ich französische Comödien lese — während wir unter unsern klassischen Stücken eigentlich nur ein regelmäßiges Drama haben. Das ist „Kabale und Liebe“.

Indem ich dir nun anbei ein Schema des Baues dieser Tragödie schicke, bitte ich dich, sie einmal darnach zu lesen und das Blatt dann an Hugenberg mit Gruß zu übergeben, der es mir dann wiedergeben wird.

Solltest du im Stande sein, mir ein Glied aus der „ansehnlichen Reihe deiner Manuscripte“ zu überschicken, so würdest du mich zu Dank verpflichten. Vier Acte ist gut; ich bin auch schon mit weniger zufrieden. Ein Blatt, welches ich bei der Erwiderung vor den Mund zu nehmen habe, bitte ich allerdings nicht mitzuschicken.

Mit Gruß und Gunst dein Erich Hartleben.

An Alfred Hugenberg

Celle, 29. Januar 1882.

Mein Freund!

Das Papier ist da ... der gute Wille auch: also — es kann losgehen. Ich trete heute mit einer Bitte unter deine nicht hoch genug zu schätzende Nase. Die Sache ist so. Einige meiner alten Bekannten und Freunde aus Hannover sind mir mit dem Antrage gekommen, die Redaction eines zu veranstaltenden Journälchens zu übernehmen — das Nähere sollst du noch erfahren —, und ich habe diesen Antrag angenommen. Ob ich der Aufgabe gewachsen sein werde, das ist eine Frage, die viel-

leicht ein mitleidiges Lächeln unter den schon eben von mir mit aller Vorsicht berührten Mittelpunkt deines Antlitzes zu zaubern im Stande ist, indessen ich werde mein Möglichstes tun und, da du von der Krittlichkeit meines Urteils zum wenigsten überzeugt sein wirst, dürfte wohl die Annahme meinerseits gerechtfertigt erscheinen, daß du in so weit auf mich vertrauen darfst, um überzeugt zu sein, daß etwaige Beiträge deinerseits in einem von mir redigierten Blatte sich ihrer Nachbarschaft nicht werden zu schämen brauchen. Das Inhaltsschema des Blattes ist dies:

I. Feuilleton: irgend eine Novelle, Roman, Drama, kurz ein größeres Schriftwerk.

II. Gedichte.

III. Aufsatz: Kritik, Abhandlung, was es sei . . .

IV. „Ansichten und Meinungen des Herrn Meier.“ Dieser Meier soll so etwas sein, was Schulze und Müller für den Kladderadatsch und Wippchen für die Wespen ist.

V. Scherze, Anzeigen, Notizen etc.

Das Blatt führt den Namen „Fledermaus“.

Alle Manuscripte werden mir zugeschickt, ich lese sie, suche sie aus (an Masse wird's nicht fehlen) und bestimme das nötige „Druckgerechte“.

Also es geht ganz solid zu. Bei 36 Abonnenten kommen wir auf die Auslagen, das Abonnement kostet 1 M. pro Quartal (alle vierzehn Tage eine Nummer). Wir werden also voraussichtlich in nicht allzu entfernter Zeit im Stande sein, Honorare zu zahlen — aber den meisten kommt es ja darauf nicht an. Kurz ich frage dich hiermit, ob du — natürlich anonym, etwa als Hugo — Beiträge liefern willst. Mir persönlich tust du damit einen Gefallen, und schwer kann es dir nicht werden. Darüber bitte ich um präcise Antwort. Außerdem ist vollständige Discretion, sowohl meinerseits, als vor allem deinerseits die conditio sine qua non.

Sobald ich deine Zusage habe, erfolgen detaillierte Mitteilungen über die Sache.

So lange dein Erich Hartleben.

An Otto Hartleben

Celle, 25. Februar 1882.

Lieber Bruder!

Ich habe mich jetzt völlig den Cigaretten in die Arme geworfen. Wenn dein hochwohllöbliches Riechorgan fein ausgebildet zu sein sich rühmen darf, so wird es erkennen, daß bei Abfassung dieses Briefes ein nicht eben schlechtes Kraut geraucht wurde. — Ich habe mir einen Cigaretten-Revolver angeschafft für 1.75 und erwarte in diesen Tagen von meinem Freunde Gutheil die Zusendung einer Quantität „Old Judge", was eine vorzügliche und milde Nummer ist. Julius ist der Ansicht, daß Cigarettenrauchen das billigste derartige Vergnügen ist, wo man hat. Mein Freund Gutheil war sehr angenehm berührt von den Cigaretten, welche du mir zu drehen die Güte gehabt hattest; er bittet dich, ihm die Nummer mitzuteilen. Wenn du es nicht direct persönlich thun magst (was sehr passend wäre: du könntest alsdann einen Verkehr mit ihm anfangen, er ist ein sehr umgänglicher Mensch), so schreib es mir. Dein Etui werde ich dir nächstens mit köstlichem Inhalt zurücksenden.

Vorigen Sonntag habe ich mich unfreiwilliger Weise noch sehr gut amüsiert. Ich sage unfreiwilliger Weise, denn ich hatte das Pech, um 5,8 den Zug zu verpassen, und mußte dummerweise den Abendzug 11,45 benutzen. Auf dem Wege zum Bahnhof nämlich holte mich mein Freund Gutheil ein und behauptete, meine Uhr ginge vor, und außerdem wüßte er ganz genau, daß der Zug erst 5,13 führe. Durch solcherlei Reden verführte er mich,

noch einen Abstecher zu machen auf eine der Hauptstraßen Hannovers, auf die Georgstraße. Als wir dann auf dem Bahnhof ankamen, war es 5,8. Ich hörte einen Zug pfeifen und erschrak. „Sollte das“, so sagte ich zu meinem Freunde Gutheil, „sollte das schon mein Zug sein?“ „Ach . . Aberglaube!“ erwiderte dieser. Ohne innerlich beschwichtigt zu sein, trat ich an das Paket-Schalter und wollte meinen Koffer expedieren, da erfuhr ich das Entsetzliche: der Zug, der eben pfoff, war mein Zug! Mit verzerrten Mienen stürzte ich vor das Telegraphenbüro und telegraphierte:

Director Kuhlgatz, Celle.
Zug verpaßt! Oh!
Hartleben.

Ich war so abgespannt und erschrocken, daß mein Freund Gutheil unter Trostreden (ach! vergeblichen!) mich in das Restaurant trug, mich auf eins der Sophas legte und mir Cognac und Lebensmut einzuflößen suchte. Lange blieben seine Bemühungen erfolglos, endlich schlug ich die Augen auf und kam wieder zu mir. Wankenden Schrittes verließen wir das Local. — Aber — ach — nur, um in ein anderes zu gehen. Es war dies die Bayrische Bierstube in der Windmühlenstraße, wo wir schon einmal am Morgen gewesen waren, Bier und Butterbrot war noch ebensogut wie am Morgen. Mich wunderte dies. Denn — wie das in allen guten Tragödien und Romanen vorzukommen pflegte — ich glaubte, daß nachdem mich ein solcher Unglücksfall betroffen hatte, nachdem in mir „der letzte Stern erloschen“, wie der Hannoversche Courier das so poetisch ausdrückt, auch alles um mich, Berg und Thal, Wald und Halde, oder in diesem Falle bayrisch Bier und Leberwurst etc. in Nacht getaucht sein

müßte. Wie gesagt, es nahm mich Wunder, daß dem nicht so war. —

Ich hatte nun vor, in das Hoftheater zu gehen, wo am selbigen Abende eine Oper Namens „Carmen" gegeben werden sollte. Aber mein Freund Gutheil hatte sie schon öfter gesehen, wollte nicht noch einmal hin und erzählte mir unter Schluchzen, daß dies Carmen ein ganz leichtfertiges, „echt französisches" Stück sei. Da war meine sittliche Entrüstung sichtlich, ich drückte meinem Freunde Gutheil die Hand und dankte ihm mit den wärmsten Ausdrücken für den Dienst, den er mir dadurch erwiesen hatte, daß er mich vor einem solchen Abgrunde zurückgerufen hatte. Ja — ich that noch mehr! Ich entschloß mich kurzer Hand, mit ihm in das Residenztheater zu gehen, in die Operette „Nisida". „Denn", sagte ich immer, „Noblesse oblige, Anstand gewahrt!" —

Wir führten alsdann unser aus sichtlich-sittlicher Entrüstung entstandenes Vorhaben aus und haben uns köstlich amüsiert. Es war zu komisch, das Stück, und gar nicht — wie soll ich sagen? Wir gingen nach dem Theater zum dritten und letzten Male in die genannte Bierstube. Dann zogen wir zum Bahnhof und schieden von einander.

*

Das war gestern, lieber Bruder;
heute weiß ich wirklich nicht,
was ich Neues dir berichte,
da es mir an Stoff gebricht,
wenn die Mauern dieser Celle
— besser schrieb es sich mit Zet —
wieder mich umfangen. Eines
nur ich zu berichten hätt!
Gestern waren wir bei Gleitzens,
Julius auch, es war recht nett,
Tante Metas Wiegenfeier

wollten wir begehen. Det
war indessen nicht am Platze,
denn sie ist am Dienstag erst,
und Geschenke, Reden, Toaste,
was du nur, o Herz, begehrst,
waren so verfrüht. Zum Troste
war ein anderes Wiegenfest:
nämlich Georg (à la Uhland
nennt man ihn auch Wen de Born)
war — es sind der Jahre elf — an
diesem Tage einst gebor'n.
Doch die Reime gehen sichtlich
in die Brüche. Altes Haus,
leb denn wohl! Es ist geschichtlich:
Plautus' Stücke waren aus,
wenn zum Publicus der Künstler:
„Plaudite!" „Nun klatscht mal!" rief.
Und so schließ ich mit dem Rufe
„Plaudite!" auch diesen Brief.

Grüße! Grüße! Grüße! Dein Erich Hartleben.

An Otto Hartleben

[Norderney, August 1882.]

Theurer Freund!
Geliebter Bruder!!

Wenn ich daran denke, wie weit ich von dir entfernt bin, dann schmilzt mir das Herz. —

Ihre königlich-kaiserliche Hoheit die Frau Erbkronprinzessin, geborene Schleswig-Holstein, läßt dich vielmals grüßen. Seit einigen Tagen ist sie nebst ihrem hohen Sohne, seiner königlich-kaiserlichen Hoheit, dem Kronerbkronprinzen, hierselbst angelangt und ist augenblicklich damit beschäftigt, ihre hohe Gesundheit noch

mehr zu heben. Außerdem haben wir sie vorgestern Abend befeuerwerkt. Sie hat es aber nicht übel genommen. Obwohl sie mit der Pommerania kam, war sie doch total seekrank und war lange unschlüssig, ob sie sich der jubelnden Menge zeigen sollte ou non? — Übrigens ist diese Insel, diese Sandoase inmitten der gewaltigen Salzflut, diese — mit einem Worte Norderney gar nicht so öde, wie ich mir dachte.

Seit dein Fuß dies Gestade betrat wird gar manches hier im Wandel der Zeiten sich mitgewandelt haben. So ist die ganze Häuserfront der Kaiserstraße eine Errungenschaft der neusten Jahre, das Strandetablissement sieht mir auch noch sehr neu aus, dies Ding hier, die Victoria-Halle, ist neu u.s.w., sicher kennst du aber die Giftbude und das große Conversationshaus nebst Bazar.

Das Baden, wie man das Tauchen des Körpers in die bewegte Salzflut hier allgemein benamset, ist pyramidal. Nicht gehst du einfach mit deiner Karte bewaffnet hin, lehnst deine Garderobe an den Strand des erhabenen Oceans, gürtest deine Lenden mit Ruhe und einer Badehose und stürzest dich in die hochaufspritzenden Fluten des Erderschütterers Poseidon. — Nein — so einfach mag es nur undenkenden oder unwissenden Persönlichkeiten erscheinen. Mir aber sei es gestattet, dich, meiner Seele Seele, aufzuklären: Wenn man Jude ist, alt, schäbig, schofel, schmierig, schmutzig, Schmuhl, dann kommt man nur in dem Falle hinein, daß man eine Kurtaxkarte à 10 Mark in seinem Besitze hat, andernfalls wird man, weil unzulänglich, abgewiesen. Das ist die erste Schwierigkeit. Dann muß man warten, sintemalen jeglicher Mann in eine eigne Kabinenkarre kommt. Man tauscht also sein Badebillet à 1 Mark für die Nummer 675 ein, es ist aber erst die Nummer 220 dran, dann . . . dann hat man Zeit! Das geschieht, damit der Mensch

sich abkühlt! damit er sich aber andererseits nicht verkühlt, brennt die Sonne lebensgefährliche Löcher in den Sand. Ist man nun erst glücklich soweit, daß man die Nummer — eben beobachten wir per Fernrohr einen Dreimaster, fern am Horizont. Wir können das von unserer Wohnung Friedrichstraße 1, mit Front nach der Kaiserstraße, sehr schön —, also wenn nun die Nummer 675 ausgerufen wird, dann bekommt man, wollen mal sagen, Schiebkarre 78 ganz rechts und man trabt ab; von da an geht es denn glatt. 14—15 Grad ist der Durchschnitt. Hermann v. Seefeld ist auch hier. Ich habe ihn noch in keinem Lokale sitzen sehen, nur aus einem sah ich ihn heraus kommen, das war P. P. im Conversationshause, wo wir tabeldotieren.

Nach Tisch um halb Fünf fängt das Conzert an, wobei wir Kaffee trinken, von Sechs bis halb Acht bummelt man am Strande, abends sitzt man in der Giftbude und speist, um Zehn geht man zu Hause.

Viele Grüße! Erich Hartleben.

An Alfred Hugenberg

Celle, 1. September 1882.

„Glauben Sie an das Heil in Christo Jesu, unserm Herrn?“

„Nein.“

„Glauben Sie an Gott?“

„Nein.“

„Glauben Sie an Autorität?“

„Nein.“

Der, so da „nein“ sagte, war dein dich liebender Freund Erich Hartleben; der, so da jene feierlichen Fragen tat, war der Director seines Gymnasiums, der ihn Inquirierens halber zu sich beschieden hatte.

Inquirierens halber!

Denn Erich Hartleben ist ein „Ketzer“ im guten alten Stil, vielleicht noch etwas schlimmer: schade, daß es keine Inquisition im alten guten Stile mehr giebt! — Aber vielleicht . . . .

Man denke nur!

Hat sich der Mann da erdreistet, in einem schulaufsatzseinsollenden offenen Briefe an die Menschheit zu proclamieren: „Kein Mensch hat das Recht einen anderen Menschen wegen seiner Meinungen anzufeinden, wenn dieser andere Mensch nur nicht lügt, sondern mit voller Seele glaubt, was er sagt; denn Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst.“

Man denke nur!

Da müßten doch gleich fünfmalhunderttausend Donnerwetter dreinschlagen! Ist das nicht empörend? O Gott, in welchen Zeiten leben wir! —

Nach meinem letzten „Nein“ trat eine lange Pause ein, es wurde sichtlich düster im Gemache; der Regen schlug gegen die Fenster.

„Bereiten Sie sich auf Ihr Ende vor,“ herrschte mich endlich der bleiche Mann mir gegenüber mit wilder Stimme an.

„Aufs Ende? Meinen Sie vielleicht den bewußten Hühnergang?“

„Alerdings: es giebt zwar keine öffentliche Moral — wollte sagen Inquisition mehr, aber ich bin des Herrn getreuer Knecht, ich habe sogar an der Verfertigung des neuen Gesangbuches in dem Herrn einen tätigen Anteil genommen — ich werde Sie auf meine eigenen Kosten verbrennen.“

„Holz oder Steinkohlen?“ fragte ich, da er das ‚auf meine eigenen Kosten‘ so betonte.

„Steinkohlen," sagte er lakonisch. Ich mußte ihn wohl etwas ungläubig lächelnd angesehen haben, denn er fuhr fort:

„Ja . . ja! Sie glauben auch wohl daran nicht?"

„Nein," erwiderte ich instinctiv, weil ich hörte, daß er wieder nach ‚glauben an etwas' fragte: ich war völlig starr.

„Nun", versetzte er mit einem diabolischen Lächeln, „da werden Sie doch wenigstens noch an etwas glauben müssen, bevor Ihre Seele zum ewigen Schmoren eingeht: Wohl Ihnen!"

„Aber bester Herr, das wird doch unmöglich angehen, daß Sie mich hier in dem Herren einäschern, da würden Sie ja die Schule drum aussetzen müssen, denn ich denke mir, die Schweinerei wird doch gräulich stinken und unsere modernen Nerven . . . ."

„Seien Sie unbesorgt, mein Lieber! Ich habe mir meinen kleinen Privatscheiterhaufen vom Custos bereits heimlich an einer diskreten Stelle hinten im Hofe, hinter dem Pissoir, errichten lassen. Es ist jetzt halb 8 Uhr, um Acht brennen wir los, und morgen früh stinkts nicht mehr, und wenn es stinkt — wie gesagt: es ist hinter dem Pissoir."

Na . . dagegen ließ sich natürlich vernünftigerweise nichts sagen. Ich seufzte tief auf, machte ihm bemerklich, daß ich — wenn auch sonst nichts — doch noch so gerne am morgigen Tage von Sedan beim Schauturnen meine patriotischen Gefühle, und sei es auch nur durch eine tiefgefühlte Schwenkung nach rechts, an den Tag gelegt hätte, und fragte, ob ich nicht ein bischen widerrufen sollte: ich hätte öfters gelesen, daß das bei Gelegenheiten, wie die vorliegende, so Usus wäre.

Er nickte furchtbar stumm. Ich tat nun meinen Gefühlen keinen Zwang an und widerrief vor allem, vor

allem die ,aller Sittlichkeit Hohn sprechende' Ansicht, daß man seinen Nächsten seiner Überzeugung halber nicht anfeinden oder verfolgen und, wenn Not an dem Mann ist, auf eigene Kosten in dem Herrn einäschern dürfe.

Ja . . ja: quod ferrum non sanat —

Nachdem ich alles widerrufen hatte, was ein Mensch in einer halben Stunde vermag, durfte ich noch diesen Brief schreiben. Bumm. Ich schlug eben an meine Brust.

Leb wohl, mein Freund: der Direktor winkt in dem Herrn. Teile es meiner Familie und meinen Freunden möglichst schonend mit. Dein Erich.

An Alfred Hugenberg

Celle, 21. November 1882.

Lieber Alfred!

Du glaubst es mir, ohne daß ich es zu beteuern nötig habe, daß ich an dem großen Unglück, das dich betroffen hat, und an deinem Schmerze warmen Anteil genommen habe. Ich habe von deinem Vater von Manchen, besonders aber von meinem Großvater, der ihn sehr geschätzt hat, viel und immer nur mit der größten Achtung, ja Bewunderung sprechen gehört; ich habe ihn diesen Sommer in Norderney selber kennen gelernt und seine Liebenswürdigkeit empfunden. Außerdem weiß ich aus dem Verkehr mit dir, daß er auf deine geistigen Interessen einging, dieselben teilte — so daß ich, wenn ich alles dieses zusammen halte, zu ermessen vermag, wie groß dieser Verlust für dich ist.

Mir ist in letzter Zeit wiederholt der Gedanke gekommen, wieviel ich durch den frühzeitigen Tod meiner Eltern verloren habe. Aus mir wäre nie der frivole und autoritätslose Mensch geworden, wenn meine Mutter, die eine großartige Frau gewesen ist, gerade in den Jahren

ihren mächtigen Einfluß hätte auf mich ausüben können, in welchen ich unter fremden, mir gleichgültigen, ja unsympathischen Menschen lebend, mich völlig in mich verschloß, in mir, im Innern lebte, dachte und dichtete und instinctiv alles verachtete, was nicht ich war. Und ich werde das noch weiterhin empfinden, denn so groß ich auch von meinem Großvater denke und so sehr ich ihn liebe: es ist doch immer ein zu großer Abstand der Interessen, ein zu großer Unterschied der ganzen Anschauungsweise, als daß er mir das sein könnte, was mir meine Mutter, vielleicht auch mein Vater sein würde. Darum, glaube mir, ist es nicht zum geringsten Teile dieses unbefriedigte Bedürfnis, einen Menschen zu haben, mit dem ich aus freier Seele wagen darf, zu reden, welches mich antreibt, dein Freund zu sein und immer mehr zu werden.

Und wenn du nun nach dem Tode deines Vaters auch einmal das empfindest, was ich empfunden habe, das Bedürfnis, dich einem Menschen auszusprechen, der dich versteht und der dich liebt, so verachte mich nicht und halte mich nicht für völlig in Frivolität verkommen, sondern sieh mich für das an, was ich gern sein möchte, für deinen wahren Freund!

Sei herzlich gegrüßt und schreibe mir bald!

Dein Erich Hartleben.

An Arthur Gutheil

11. December 1882.

Teurer Freund!

Ich höre deine Seele knetern!

„Schnöde, einen so abzufertigen!“ „Diesmal, wo er nun nicht umhin konnte, ein wenig zu loben, da hilft er sich auf so infame Weise aus der Klemme!“ „Denn —

es wird mir das jetzt klar — etwas anzuerkennen gezwungen zu sein, ist für ihn eine Klemme, aus der sich zu ziehen er keine Mittel scheut."

„Schlappstiebel!"

„Aber die Sache kann auch noch anders liegen. Er macht immer die großartige Pretention, aufrichtig zu urteilen! Da sieht mans! Aufrichtig ist er nur, wenn er was Schlechtes zu sagen hat, wenn er tadeln kann. Wenn er das nun aber unglücklicher Weise nicht kann, dann — fahr hin Aufrichtigkeit — dann schreibt er, was er selbst nicht glaubt."

„Dreckmeister!"

„Denn darüber kann ja nicht der geringste Zweifel obwalten: diese Aufforderung, keine französischen, sondern deutsche Lustspiele zu schreiben, dieses pomphafte Anrufen meiner Nationalität und meines Nationalitätgefühls — was ist denn alles das, wenn es nicht Verlegenheitslügen sind!"

„Klotzpflock!"

„Das ist ja man ebenso viel. Er schreibt da ein französisches Ehebruchsdrama comme il faut und läßt es in Berlin spielen. Hat also nicht mal den Mut, den französischen Geist, der das Stück beseelt, einzugestehen und gelten zu lassen. Ich habe den Mut. Ich bin so vernünftig, eine Handlung, die französisch ist, auch auf französischem Grund und Boden sich abspielen zu lassen."

„Bornemann!"

„Und dann diese infame Perfidie! Wer ist es denn anders, der ewig von französischen Lustspielen redet, als er. Wer hat mich mehr oder weniger dazu verführt, den Schund zu lesen? Und nun hab ich mir meine Meister aus ihnen gewählt, hab seinen Rat befolgt und ein Stück geschrieben, wie es im Buche steht — und nun kommt der Laffe mir mit solchen Phrasen: Remarquez, vous êtes allemand."

„Cakerlake!“

„Freilich, es ist wahr, er hat meistens von Augier geredet, und ich habe Feuillet gelesen, aber ich dachte, es gut zu machen, ich wollte mir das Beste bis zuletzt versparen und mit dem Schund anfangen. Es war guter Wille.“

„Mistfinke!“ — —

So hör ich deine Seele knetern.
Schmiere sie drum mit dem Oele der Friedfertigkeit!

Sirach 9, 14, Jesaia 11, 6. Dein Erich.

Einige Tage später.

Ich lese eben den Brief, der liegen geblieben war, wieder durch und finde, daß ich dir darin an keiner Stelle gesagt habe, daß du gänzlich falsch denkst, und daß ich völlig recht habe. Ich habe das hiermit nachgeholt.

Über deinen Saint-Mars werde ich mich mündlich aussprechen: er hat mir besser als alles, was du bis dato geschrieben, gefallen, und ich hoffe nun doch, daß du später auch mal ein aufführbares gutes deutsches Lustspiel schreiben lernst.

Dein Erich Hartleben.

An Otto Hartleben

Celle, Sonnabend, den 3. März 1883.
Abgeschickt: Sonntag, den 4. März.

Lieber Otto!

Ich habe deine beiden Briefe bekommen und danke dir dafür. Was zunächst eine Äußerlichkeit betrifft, so haben beide hier Doppelporto gekostet: was also von Rechtswegen 20 Pf. kostete, hat auf die Weise 60 Pf. gekostet. Ich erwähne das nur, weil ich die Briefe nicht annehme, sondern jedesmal Frau Dr. Seebeck[3] die Sache

auslegt, das ist genant. Ich bitte dich daher, auf Briefpapier zu schreiben, was viel leichter ist, als dies Schreibheftpapier, und sich auch anständiger macht.

Sodann bitte ich dich um Verzeihung, wenn ich in meinem Ersten und vielleicht auch in meinem Zweiten zu gereizt gewesen bin und dich verletzt habe. Ich möchte nicht, daß wir uns gegenseitig in dem Tone besprächen und schrieben, von dem auch deine beiden Briefe zeugen, denn wir sind Brüder und wollen — denk ich — Freunde bleiben. Wir wollen uns gegenseitig nichts vorwerfen, wir wollen nicht schimpfen, wir wollen auch solche Punkte mit einander erörtern, die man nur berührt, wenn man sehr befreundet ist. Aber wie gesagt, ich gebe dir zu, daß ich mich in meinem ersten Briefe zu Ausdrücken habe hinreißen lassen, die die Sache nicht fordert, sondern sogar verbietet. Ich bitte dich deshalb um Verzeihung.

Ich hatte behauptet, daß meine Lebensanschauung nicht so frivol wäre, wie deine. Ich habe schon gesagt, daß ich den Vorwurf der Frivolität, der mir in der Leidenschaftlichkeit, mit der mich die Sache selbst, um die ich schrieb, deine Verachtung oder Nichtachtung Großpapas, erfüllt hatte, entfahren war, zurücknehme, also ist auch diese Behauptung gegenstandslos.

Die Art, wie du darüber schreibst, ist aber verkehrt. Du sagst, du sehntest dich durchaus nicht danach, meine Lebensanschauung kennen zu lernen, da ich in der Beziehung noch gar kein Urteil besäße. Du unterstreichst diese Kraftstelle und versiehst sie mit einem Ausrufungszeichen. Jeder Mensch hat eine Lebensanschauung, es fragt sich nur, ob er sich derselben bewußt ist. Jeder Mensch hat ein Urteil über die Dinge, es fragt sich nur, ob es das richtige ist. Ich habe das letztere nun, daß mein Urteil das richtige, das absolut richtige sei, keineswegs behauptet, hoffe vielmehr, daß sich dasselbe noch sehr und

zwar zu Gunsten der beurtheilten Dinge verändern wird. Aber ein Urteil hab ich ganz gewiß und ebenso gewiß eine Lebensanschauung. Von dieser hab ich behaupten zu müssen geglaubt, sie sei sehr verschieden von der deinigen. Es soll mich freuen, wenn das verkehrt war, jedenfalls war es übereilt.

Den Satz, „daß du selbst eingestehst, vieles, was vor der Welt in hoher Achtung stünde, zu verachten, ist ein erfreulicher Fortschritt zum Guten", verstehe ich nicht.

Von der Frivolität wollen wir nicht mehr sprechen.

Meine „phrasenhafte Murmelei" war sehr ernst gemeint, und du thust Unrecht, sie zu verspotten.

Und nun dein Verhältnis zu Großpapa. Also daß er mich von meiner Kindheit an mehr geliebt hat, als dich und meine andern Geschwister, deshalb glaubst du ihm in der Weise, wie du es thust, kalt, verschlossen und unfreundlich begegnen zu dürfen?

Und du glaubst diese Bevorzugung meiner Person auf seine 77 Jahre schieben zu dürfen. Du glaubst das seiner Altersschwäche zuschreiben zu dürfen?

Da irrst du dich. Denn abgesehen von der Frage, ob man bei ihm überhaupt schon von Altersschwäche in geistiger Hinsicht zu sprechen berechtigt ist, damals, als ich geboren wurde und in den Jahren meiner Kindheit, wäre es gewiß höchst lächerlich gewesen, auch nur einen Hauch von Altersschwäche von ihm wahrnehmen zu wollen. Und damals hat er mich, das Kind, schon gerade so über die Maßen geliebt, wenn nicht noch mehr wie heute.

Und du glaubst, deshalb dürfe man ihn tadeln?

Du glaubst, deshalb müsse man ihn entschuldigen?

Das müsse man seinem Alter zu gut halten?

Willst du einem Herzen, das so unendlich viel gelitten hat, wie das seine, das Recht zu lieben, wo es will und kann, absprechen?

Ich würde sehr gering von dir denken, wenn du diese Fragen mit Ja beantworten könntest oder wolltest.

Wenn er mich äußerlich verzöge, wenn er Euch zurücksetzte, dann hätte noch niemand ein Recht, ihn zu tadeln, aber dann hättest du weniger Verpflichtungen, mit ihm wie ein Sohn mit einem Vater zu verkehren.

Aber glaube mir, es hat keiner von Euch halb so unter seiner Strenge gelitten wie ich, keinem von Euch hat er jemals solche furchtbaren Scenen bereitet, wie mir, keiner hat von ihm Briefe bekommen wie ich, in denen er mir von heute auf morgen befahl, mir ein Handwerk auszusuchen, mir sagte, er würde Sorge tragen, daß ich nicht auch die übrige Gesellschaft, meine Geschwister, anstecke und verdürbe usw.

Wenn damals nicht Onkel Ramdohr gewesen wäre!

Und zweifelst du etwa daran, daß du es da zu Hause nicht dreimal so gut hast, wie ich unter fremden Menschen, glaubst du wirklich, ich hätte etwas vor dir voraus? Möchtest du mit mir tauschen? Du scheinst der Ansicht zu sein, daß er Euch gegenüber ein Unrecht gethan hat, daß er mich nicht, wie er wollte, Schuster hat werden lassen, worauf ich natürlich durchgebrannt wäre. Du scheinst zu glauben, er hätte Euch übervorteilt, als er, allerdings mit unverhältnismäßigen Geldopfern, meine weitere Existenz auf Schulen möglich machte.

Die Nachsicht, die er schließlich immer mit mir gehabt hat, scheinst du ihm zum Vorwurf oder — was dasselbe ist — seinem Alter zu Gute halten zu wollen.

Wie ziemlich das alles einem anständigen Menschen und vornehmlich einem Bruder und Enkel ist, brauche ich nicht hinzufügen.

Aber da du es alles nur andeutungsweise vorbringst, glaube ich nicht, daß du dich voll dazu bekennen magst.

Oder glaubst du, er liebte dich nicht, er wäre gegen dich ebenso gleichgültig, wie du gegen ihn zu sein scheinst?

Du hättest ihn nur in den Tagen in Norderney zu sehen brauchen, als wir deine Diphtheritis erfahren hatten, um dich vom Gegenteil zu überzeugen. Damals hat er mir auch öfter geklagt, daß du dich so völlig vor ihm verschlössest, im Gegensatz zu Leo.

Wenn ich nicht irre, habe ich in meinem ersten Briefe — den du sehr ungenau gelesen hast — auch von einem äußerlichen Familienleben gesprochen.

Aber, wenn du dich an Großpapa so anschlössest, wie du es von Rechtswegen solltest, wenn du seinen Verkehr ein wenig suchtest, und nicht nur mittags und beim Caffee stumm mit ihm zusammensäßest, dann würde dich das Leben zu Hause sehr viel weniger unbefriedigt lassen.

Und ebenso ist es hauptsächlich deine Schuld, wenn Helene in brüllender geheimpolizeilicher Stimmung herumläuft.

Aber nun Schwamm drüber!

Ich freue mich auf die Ferien, wie ein Ochse sich auf den Sonntag freut, wenn er die ganze Woche Heu gefressen hat.

Wir werden wenigstens in den Ferien versuchen, eine Familie vorzustellen, und wollen deshalb diesen Sommer auch jedenfalls eine Reise in die Sommerfrische mit ganzer Sippe veranstalten. Nicht wieder der eine dahin, der andere hierhin. Nach Butjadingen gehe ich keinesfalls.

Mit herzlichem Gruß dein Erich Hartleben.

An Robert Wendeborn

Celle, 10. September 1884.

Lieber Onkel Wendeborn!

Das transatlantische Billet-doux vom 10. August ist angekommen. Zu meiner großen Freude und Genug-

thuung ersehe ich daraus, daß ich nicht aufgehört habe, für Euch zu existieren. Dem Danke, welchen hiermit zu stammeln ich mich beeile, könnte ich die Beteuerung der Gegenseitigkeit dieses Verhältnisses anbiegen, jedoch, ich halte das für überflüssig. Nur eine Thatsache, als welche sprechend genannt zu werden verdient, werde ich dafür anführen.

Wenn ein Mensch nicht an Götter oder Götzen, ja nicht einmal an das Strumpfband der Mutter Gottes glaubt, so ist es gut für ihn, wenn er wenigstens an Menschen glaubt. „An Menschen glauben" nenne ich die Anerkennung aller unserer Ideale als reine und specifisch menschliche und durch Menschen verwirklichungsfähige. Dieses Glauben an Menschen wird aber nur dem möglich und damit wahrhaft „gut" werden, der das Glück hat, in seinem Leben solchen Menschen zu begegnen, die er — je nachdem — achten, verehren, lieben oder bewundern kann. Denn:

„Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt", sie! nämlich, die echten Menschen, die Menschen-Menschen, nicht die Menschen-Bestien.

Schön gesagt! Aber ich fange an, zu vergessen, was ich eigentlich habe sagen wollen. Ach so, ähä!

Ich bin eine Boudoirseele! d. h. ich suche, da ich mich erst ganz und voll fühle und am individuellsten bin in meiner Bude, mir diese nicht nur möglichst heimisch zu machen durch Bequemlichkeit und möglichste Eleganz, sondern auch dadurch, daß ich mir die Bilder derjenigen Personen, welche u. s. w. — vergl. Einl. — aufhänge oder stelle.

So zum Beispiel stehen auf meinem Schreibpult drei Bilder. In der Mitte in einem von mir ihm gestifteten pompösen Rahmen mein Großvater und rechts und links —

— darf ich die Herrschaften bekannt machen! Fräulein Ida Bletzacher, meiner Jugend jugendliche Freundin ... Herr Robert Wendeborn, meiner Jugend ältester Freund! — Wünschen die Paukanten noch eine nähere Erklärung? Schön. Also Fräulein Bletzacher, in dem hoffnungsvollen Alter von 12 Jahren stehend, ist die Tochter des Herrn Hofopernsängers Joseph Bletzacher zu Hannover, welche mir in diesen Ferien, gerührt von den schüchternen und rührend-ehrerbietigen Äußerungen meiner tiefbrennenden hoffnungslosen Leidenschaft, ihr Bild geschenkt hat.

Celle, 24. November (!) 1884.

Lieber Onkel Wendeborn!

Ich bin ein schlechter Mensch. Wenn dir das bis jetzt noch nicht so ganz klar war, so wird es dir aus diesem Briefe ersichtlich sein. Nicht nur nicht auf eigene Hand und aus freiem Antriebe habe ich dir, was ich doch versprochen hatte, geschrieben, sondern selbst dann nicht einmal geantwortet, als du so freundlich gewesen warest, mich daran zu erinnern und zuerst zu schreiben! Aber den guten Willen hab ich gehabt, wie du aus den ersten beiden Seiten, die ich vor etwa 9 Wochen geschrieben habe, ersehen kannst. Aber zu Weihnachten muß ich dir doch schreiben! Denn ich kann mir denken, daß Ihr Euch gerade dann besonders nach Europa und europäischen F r e u n d e n herübersehnt. Da ist es dann wohl ganz nett, wenn man Briefe von diesen F r e u n d e n bekommt, und ich hoffe, daß Ihr mich als solchen anerkennt.

Indem ich den Briefanfang vom September wieder durchlese, bemerke ich, daß ich mir darin die erdenkliche Mühe gegeben habe, dir meine Liebe in einer besonders tiefsinnigen Weise zu gestehen. Es ist mir das natürlich vorbeigelungen. Ich wiederhole deshalb den Versuch

ohne Tiefsinn und erkläre dir, daß ich, der ich keinen Vater und keinen Onkel habe, wirklich von Herzen erfreut war und noch bin, in dir einen Onkel zu finden. Denn man kann einem Großvater noch so nah stehen und einen noch so trefflichen Großonkel haben — wie das bei mir der Fall ist —, und es fehlt einem doch etwas, zumal wenn man auch ohne Mutter groß geworden ist. Denn Menschen, die im Alter um 60 oder 50 Jahre auseinanderstehen, können nie ganz Einer dem Andern Genüge thun. Es fehlt was!
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich wünsche Euch also von Herzen ein vergnügtes Weihnachtsfest und ein fröhliches und getrostes Neujahr! N.B. Trinkt Ihr auch Punsch da?

— Sonst thut das! —

Und nun möchtest du wissen, was ich mache? Ich dichte natürlich vor allen Dingen Oden. Sonst gehts mir aber gut. Aber du kommst nicht drum: ich schreibe dir ein paar ab.

— ⏑ — ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓
— ⏑ — ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓
— ⏑ — ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓
— ⏑ ⏑ — ⏑

1. Fort ins Reich leichtluftiger bunter Fabel
lenkte jüngst den schweifenden Geist der Traum mir:
glanzgestaltet schwebten heran der Elfen
liebliche Chöre.

Wie dem Mann wohl, der in das Haus zurückkehrt,
drin gelebt er goldener Jugend Tage,
alles fremd scheint, was er geliebt und was er
gerne noch liebte —

Also mir auch schienen der Elfen Chöre,
schien der farbenschimmernde Zaubergarten
heimisch zwar, doch über den Lärm der Tage
lange vergessen —

Also mir auch wollt' es das Herz zerschneiden,
daß ich fremd hier, wo ich so gern daheim war:
heiße Thränen mächtiger herben Sehnsucht
rollten hernieder. —

Rings umflutet war ich indes vom Märchen:
aus der Schar der reigenverschlungenen Elfen
trat hervor ein lieblicher schlanker Knabe,
redete also:

„Trauter Fremdling, heimliche Lust und Sorge,
was die Brust füllt, lesen von jeder Stirn wir,
sehen dich in Zornes und Liebesfesseln
irren und kämpfen —

Wirf sie von dir: kehre zurück zur Heimat!" —
Ach vergebens mahnet Ihr mich, Ihr Guten:
Lassen nie mehr kann ich von Streit und Liebe,
nimmer aufs neue

in dem Märchenlande der reichen Kindheit,
das einst mein war, wiederum heimisch werden,
nur die Sehnsucht tauchet zuweilen auf im
Meere der Träume.

*

Nu, denkst du, wärs überstanden. Nee, das war noch gar nichts. Jetzt kommts!

2. Wohin du horchst, vernimmst du den Hülferuf
der Not — wohin du blickest, erschrecken dich
gerungne Hände, bleiche Lippen,
welche des Todes Erlösung preisen —

Wohin du helfend schreitest, versinkt dein Fuß
im Kot der Lügen — selbstischer Dummheit voll
schreit dort der Protz nach „Ordnung": ihm ja
füllte der gütige Gott den Fleischtopf.

„Reformation!“ — so heulen die Pfaffen rings —
„es muß die Kirche wieder im Geisterreich
als Herrin thronen: ihre Lehren
scheuchen die Sorgen um — weltlich Wohlsein“.

Des Staates Herren hoffen des Staates Heil
vom sichren Maulkorb, welcher das Beißen wehrt,
sogar das unbequeme Bellen
wissen sie knebelgewandt zu dämpfen.

In diesem dunkelflutenden Wogenschwall
wo ist der Boden, welcher den Anker hält?
Wann naht der Gott, im Sturme fahrend,
der die verpesteten Lüfte reinigt?

Wo blitzt ein Lichtstrahl kommenden Morgenrots
an diesem nachtbelasteten Horizont?
Wo sieht der Jugend Thatensehnsucht
flattern die Wimpel des fernen Zieles?[4]

*

3. Erschlafft im Schlafe „tröstenden Glaubens“ hast
du lang genug jetzt, duldendes Volk, geruht,
Ermannt Euch und Eurer Ketten
rostige Reife, sie werden brechen!

Nicht länger betend stieret in blaue Luft,
auf dieser Erde wirket und schafft das Heil!
Durchschaut der Pfaffen plumpe Lüge,
die da vertröstet auf „beßres Jenseits“.

Verscheucht das Trugbild „ewiger Seligkeit“,
das aus dem Leben, drin es zu leben gilt,
Euch Freudenlose, Thatenlose
lockt in die schweigende Nacht des Todes.[5]

*

4. In des Hochwalds Dunkel empor zur Sonne,
die hindurchblitzt zwischen dem Laub der Kronen,
ringt und wächst und strebet hinauf des Baumes
schwankendes Stämmchen.

Nicht gedeihn ja kann es im kalten Schatten;
aber droben winket ihm Licht und Wärme,
droben wirds im lachenden Blau des Äthers
wiegen das Haupt einst! —

Schuld und Schicksal schlagen ums Haupt des Menschen
ihre lebensfeindlichen finstren Schwingen,
selten trifft ihn irgend ein Strahl der Freude
flüchtig beglückend . . .

Aber dennoch wittert und spürt die Seele
über all der lastenden Nacht der Schmerzen
eines hohen nimmergetrübten Himmels
göttliche Klarheit!

Harren stets und hoffen und aufwärts blicken
mit der Sehnsucht glühendem Seherauge
muß der Mensch — zu bitter und herb enttäuschtet
Leben und Welt ihn.[6]

*

5. An ein kleines Mädchen

Ach ich glaube, daß voreinst mir,
da ich Kind war, allererst sich,
was da schön sei, offenbart hat
in dem Duftbild weißer Rose — —

Ach ich glaube, daß der Jüngling
noch den Zauber alles Schönen
nimmer lernte unterscheiden
von dem Zauber weißer Rose. —

Ach ich glaube — ob der Herbst auch
deine Schwestern auf den Fluren
ließ verwelken —, blühest weiter
mir im Herzen, weiße Rose!

Bitte die Sache nicht zu reell zu nehmen.
Anm. d. Verf.

*

6. An dasselbe kleine Mädchen

Ich hab ein Lied gesungen und hatte dich
im Herzen, aber, — da es der Freund gesehn —
sprach er, die Stirn in Falten legend:
„Jeglichen ernsten Gedankens bar ist

Dein Lied.“ — Was sollt' ich Armer erwidern da?
Unartig wars zu melden den Sachverhalt!
Daß, da dein schönes junges Köpfchen
wenige ernste Gedanken heget,

auch ernsten Denkens nimmer ich fähig bin,
wenn in den Sinn du, liebliches Kind, mir kommst,
daß nur in abgebrochnen Lauten
schüchtern ich spiele mit lieber Thorheit!

*

7. „Es lebt ein Gott, der Schöpfer des Weltenrunds“,
so sagen sie. Doch: geben sie Kunde auch,
ob von dem Funkeln, das den einen
Tropfen im Meere des Alls durchleuchtet,

ob er vom Ringen menschlicher Nichtigkeit
jemals vernahm? — „Allwissend und - liebevoll
ist er, vor seinen Vaterblicken
birgt im unendlichen Raum sich niemand,

Kein Schmerz ist ihm, kein Jubel der Freude fremd,
den Gott der Liebe nennen ihn alle ja!" —
So sieht er also dieser Erde
nimmerermessene Jammerwüste?

Er sieht das Edle unter den Fuß gestampft
des Tiefgemeinen? Siehet in Qual und Staub
sich wälzen Millionen Herzen
blutend, gemartert, ein langes Leben?

Und endet's nicht? Und trümmert und schmettert nicht
die Welt ins wahnlos-friedliche Nichts zurück?
der Gott — grausamer wär er wahrlich
als der verworfenste Menschenbube![7]

NB. Die letzte Ode war nicht an das kleine Mädchen gerichtet. Ich habe das vergessen zu sagen.

*

8. An dasselbe kleine Mädchen

Ach, was mußte die Mutter dir, kleines herziges Mädel, schon
geben lange Gewande, die jenen dunkeln Strümpfestreif,
jenes lustige Füßepaar, das kein Sterblicher ruhen sah,
nun den Augen verhüllen!

Bist du fürder das Kind nicht mehr, dem in spielenden Scherzen ich
sagen durfte noch ungestraft, wie von sonniger Freudigkeit
sich erhellte die Seele mir, wenn dein leuchtendes Auge mich
traf mit flüchtigem Blicke?

Soll die höfliche Lüge nun trennen unseren Freundesbund?
Werden gnädiges Fräulein mir auf nun künden die Brüderschaft?

Laß es Kleine! Es blieb noch viel Unverändertes; trug doch ich
lang schon lange — Gewande!

*

— ◡ — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — ◡ —
— ◡ ◡ — ◡ — — ◡ ◡ — ◡ —
— ◡ — ◡ ◡ — —
— — ◡ ◡ — ◡ —

9. Sträuben sollen wir uns wider das Eisenjoch,
dem der Gewohnheit Schmutz Würde des Alters lieh:
wen das steigende Licht grüßt,
nicht sehn' er die Nacht zurück!

Feigheit knechtet die Zeit, beuget der Nacken Kraft:
Wenige wagen nur, frei zu gestehen, was
längst ihr kühnerer Blick sah,
längst ihnen im Busen lebt.

Weit noch seltener sind in der berufenen Schaar,
die, der Lebendigkeit thätigen Daseins Freund,
in die Speichen des Rades
eingreifen mit fester Hand.

Heilig gelten der Zeit Rechte des Alters nur:
„Weil es bestand vordem, ist es bestehenswert!"
Heilig gelten der Zeit nicht
Treupflichten des eignen Sinns!

Sträuben sollen wir uns wider das Eisenjoch,
dem der Gewohnheit Schmutz Würde des Alters lieh:
Wen das steigende Licht grüßt,
nicht sehn' er die Nacht zurück![8]

10. — ◡ — — — ◡ ◡ — ◡ — —

Dir, der Wahrheit, gelte des ernsten Sängers
erster Laut! Dir ficht er des Geistes Kämpfe!

Deiner Kron' aufblitzender Glanz erhob
und bannet den Blick nun.

Meiner Zeit Not fordert den wachen Kämpen,
dessen Faust nicht läßt von dem Holz der Fahne,
der den Streit aufnimmt mit des Tages Trug
und geltender Lüge.

Lauten Rufs mahnt mich die beredte Stimme
jenes Gottes, welchen des Menschen Brust birgt,
meine Kraft auf deinem Altare, Wahrheit,
freudig zu opfern!

Opfern stets ja werden, die deinem Kampfe
ganz sich weihn. Stets haßt und verfolgt der Wille
dieser Welt den wort- und gedankenkühnen
Dichter und Denker.

Opferdampf stieg von der befleckten Erde
wahrlich niemals herrlicher auf zum Himmel,
denn da dein Wort Märtyrerblut besiegelt,
heilige Wahrheit! —

Da der Pfaff sich — Pfaffe zugleich und Henker —
an der Glutqual denkender Menschen letzte
und im Rauch sein Blick und des Ketzers Blick wie
Dolche sich kreuzten. —

Jene Glut — entfacht in dem Schoß des Dunkels —
überwand siegreich den Bezirk der Scheite,
ward des Dunkels Feind — und der Strom der Zeiten
wird sie nicht löschen.

Nein! Sie glüht! Und wärs in den fernsten Tagen:
Asche wird die finstere Tempelhalle,
drin geknechtet seufzet der Geist der Menschheit!
Hegend und reifend

eine Saat, die spätere Enkel ernten,
faßt sie Herzen, die sie entflammt, zu reden;
ihre Macht verkündigend hat sie meine
Lieder befeuert?[9]

13. October 1884.

In der vorigen Ode ist zwischen dem Verse 1 und 2 ein neuer, seit gestern erfundener einzuschalten. Wenn ich vorige Ode sage, so meine ich die An dasselbe kleine Mädchen.

Wahrlich reizender tänzelte keine lockere Nymphe je,
die das Auge des Griechen, das schönheitsdurstende, sättigte ...!
Heute, da ich zurückgekehrt, kommst als sittige Jungfrau du
scheu entgegen dem Freunde.

Bis du fürder das Kind nicht mehr ... u.s.w. Dadurch gewinnen wir Situation.

Horaz

Als kecker Feind sonst war ich den Mädchen lieb
und hab gekämpft nicht ohne des Sieges Ruhm —
doch will die Waffen, will die Leier
hängen ich auf an der Wand des Tempels

der wellenschaumentstiegenen Venus jetzt.
Da soll die nachterhellende Fackel ruhn,
da diese Beile, diese Meißel,
Drohende Feinde verschlossener Thore.

Nur einmal noch, Allsiegende, Göttliche,
die du beschirmst die selige Kypros: nur
einmal noch mit erhobner Geißel
triff mir die spröde, die stolze Chloe!

*

Als Alfred und ich noch klein waren, da hatten wir in Hannover einen Mitschüler Paul von Hahn, einen Deutschrussen, der sich vor den meisten andern durch seine Begabung, namentlich auch nach formeller Seite hin, auszeichnete. Später ging er, der natürlich unser Freund geworden war, nach Rußland zurück. Sein Vater starb und vorigen Sommer ist er Majoratsherr geworden. — An ihn nun habe ich in meinem und Alfreds Namen folgende Ode gerichtet.

An Paul von Hahn

Der einst mit uns die Spiele der Kinderzeit
gespielt, mit uns auch teiltest den ersten Ernst
der frühen Jugend, da der Ahnung
glimmende Funken in uns erglühten . .

Wir rufen dich! Fern weilest du lange schon,
es ward dir fremd die freundliche Leinestadt,
An Deutschlands Marken, fern im Osten,
hemmte des Lebens Geschick seitdem dich.

Doch ob dich dort auch bindet so manches Band —
Wir rufen dich! Wir mahnen ans Vaterland!
Du bist ein Deutscher: deine Heimat
bleiben die Welten des deutschen Geistes!

Was dir, die Kindheit schirmend, die Mutter that,
wirst du mit Dank ihr lohnen dein Leben lang —
Was dir verliehn die deutsche Sprache,
kann es die Seele vergessen jemals?

Was dir ins Herz goß flammenden Sturm und Drang,
das herrlich Ew'ge ewig zu lieben heiß
und heiß zu hassen seine Feinde —
war es nicht deutscher Geistesodem?

Dich ruft die Mutter, da sie der Lärm der Schlacht
umtost, da mannhaft Schulter an Schulter sich
um sie die treuen Söhne scharen,
ihren geheiligten Leib zu schirmen!

Wir rufen dich! „Wir leben in Zeiten nicht,
da auf dem Siegerwagen das Gute schläft:
aus Erz gegossen sind die Zeiten —
höre den Ruf deiner Kampfesbrüder!"

*

Nun will ich dich aber auch nicht länger mit Oden öden. Ich bitte um Entschuldigung, daß mich jugendliche Eitelkeit so übermannt hat, dir statt eines ordentlichen Briefes ein Dutzend höchst fragwürdiger Gedichte abzuschreiben. Andrerseits kann ich dir aber die Versicherung geben, daß ich dir durch dieses Abschreiben gewissermaßen mein ganzes Herz ausgeschüttet habe, denn diese Gedichte haben wenigstens den — allerdings sehr relativen und mithin problematischen — Wert, daß in ihnen das Beste und Erwähnenswürdigste, was ich gefühlt und gedacht habe, niedergelegt ist. Und etwas Besseres konnte ich dir ja schließlich doch nicht schreiben. Nicht wahr?

Ich bin gestern Abend bei Tante Meta gewesen und habe erfahren, daß Oscar Wendeborn und seine Frau Gemahlin doch nicht zur Weihnachtszeit bei Euch sein werden. Das ist schade um diesen Weihnachtsbrief, der nun zu spät kommt. Hoffentlich kommt er dann wenigstens zu deinem Geburtstage, zu welchem ich dir hiermit meine herzliche Gratulation ausspreche.

Dieser Reichstag ist famos! Du lachtest mich ordentlich aus, als ich dir vor einem Jahre gestand, daß ich Republikaner wäre. Nun ist des Kanzlers Wort: „es wären 100 Republikaner im Reichstage" zwar ein unmäßiges, und die Redereien vom „republikanischen Reichstage"

in Regierungsblättern sind officiöse Albernheiten, wie man sie gewohnt ist: aber das verkennen wohl nur Leute, die mit dem Roßbewußtsein des preußischen Majoratsherrn schon auf die Welt gekommen sind, daß der demokratische Gedanke in sieghaftem Werden im deutschen Volke wächst und wurzelt! Man zeige mir mal eine Partei, die, unter dem Druck schwerer Ausnahmegesetze, während der Dauer einer einzigen Session sich verdoppelt hat. Und die 24 Socialdemokraten, die da jetzt im Reichstage sitzen, sind keine Honoratioren, die das Reichstagssitzen als ehrenvollen Sport nebenher betreiben, das sind Männer mit der düstern Stirne und den heißen Augen des Fanatikers. Die schwänzen keine Sitzung, um auf die Schnepfenjagd zu gehen! —

Wenn du die ungeheuren Anstrengungen und die widerlichen gegenseitigen Begünstigungen zwischen Regierung einerseits und Nationalliberalen und Freiconservativen andrerseits mit angesehen hättest, du würdest mitgelacht haben, als die lächerliche Maus von 6 Stimmen von diesem Berge geboren wurde. Der Kanzler hat Nationalliberale gesäet und Socialdemokraten geerntet. Ich glaube, er weiß jetzt thatsächlich nicht, was er mit diesem Reichstage anfangen soll. Seine unverschämten Reden: „Ich lasse mir von keinem Reichstage imponieren“ u. s. w. würden als richtige Consequenz Auflösung des Reichstages, Staatsstreich, Verfassungsbruch, Wiederherstellung des Absolutismus nach sich ziehen. Er würde damit die sociale Revolution um ein Jahrzehnt näher rücken. Und ob sie überhaupt noch 10 Jahre entfernt ist?—

Die Stätte, wo die meisten Hosen bebern, ist jedenfalls die Bank, auf der die Deutschfreisinnigen sitzen. Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Diese Wahl war ein solcher Vorschatten eines großen Ereignisses. Man kann es den frohen Börsenknaben von Berlin nicht

verargen, daß es ihnen schwer wird, die Spiegelfläche ihrer Beinkleider unbewegt zu lassen!

Dem Kanzler gelingt das noch, das kommt davon, daß er in seiner Eigenschaft als Kürassiergeneral Strippen trägt. Das ist bei allen Herren vom Militär der Fall.

Der Reichstag wird jedenfalls aufgelöst werden.

Nun leb wohl, lieber Onkel! Grüße Tante herzlich und Marie.

Dein Neffe Erich Hartleben.

An Alfred Hugenberg

Celle, 25. Januar 1885.

Lieber Alfred!

Unser Ball ist gewesen! Ich bin doch ein glücklicher Mensch. So kindlich und naiv sich an etwas freuen zu können, ist wenigstens eine entschiedene Befähigung dazu. Es war nicht geschmeichelte Eitelkeit, weil ich mit G. da natürlich die erste Stelle spielte, es war wirklich Vergnügen am Ball. Es ist vielmehr wie Selbstironie, wenn ich in dem „ersten Ball" meine Stellung solchen Vergnügen gegenüber und meine Auffassung derselben als die eines kleinen Mädchens gekennzeichnet habe. Übrigens ich bin jetzt ein firmer Tänzer und Fräulein H. belachte dankbar meine Äußerung, daß ich nie Tanzstunde gehabt hätte, als Witz. Auf dem Eise tanzen wir jetzt eegal Quadrillen — auch das hab ich gelernt und kann einen schulgerechten Lancier commandieren — dabei habe ich eine Menge Damen kennen gelernt und habe erst gemerkt, wie unendlich viel sich die „Welt" hier in Celle mit mir bereits beschäftigt hat, ohne mein Wissen. Es ist reizend jetzt hier in Celle, und ich bedaure nur, daß das Examen so nah heranrückt. Um von etwas anderem zu sprechen, will ich dir ein Gedicht — bitte: objectiv-lyrisch — abschreiben.

Die Eisenräder schmettern auf dem Eisenpfad
und Einem ist's, als hörte er des Lebens Rad.
Trüb ist der Morgen und die Luft ist kalt und rauh
und Einem scheint der Morgen seines Lebens grau.

Weit starrt sein Auge in das öde Land hinaus,
doch weiter die Gedanken: bis ans Elternhaus —
zwar walten dort ihm keine lieben Eltern mehr,
doch nimmer ward die Stätte drum von Liebe leer.

Nun fährt er fort und fraget sich: Wozu? Wozu?
Und höhnend dröhnt der Rädergang im Tact dazu . . .
Horch! Aus dem Tacte mählich steigen bunte Klänge:
ihm ist, als ob vor seinem Ohr es schmeichelnd sänge.

Die Melodie — wohl kennt er die beschwingten Töne —
die Melodie — neu zaubert sie hervor das Schöne,
das er verlassen, zaubert ihm im Festesglanze
die Säle, drin die Freude sich genießt im Tanze.

Die Freunde scherzend, lachend stehen ihm zur Seite.
„Wars diese Nacht?" — Ihm liegt die Zeit in grauer Weite . . .
„Und doch! Ja: diese Nacht hat sie mein Arm umschlungen,
hat ihre süße Stimme mir im Ohr geklungen,

wallte des Haares Flut auf meinen Arm hernieder,
lohte die alte Glut in jungen Herzen wieder;
ja, da ich bebend sie geführt zum Festesreigen,
fühlt ich es tief: uns gab die Liebe uns zu eigen . . ."

Die Eisenräder schmettern auf dem Eisenpfad
und Einem ist's, als hörte er des Lebens Rad,
trüb ist der Morgen und die Luft ist kalt und rauh
und Einem scheint der Morgen seines Lebens grau.

Leb wohl, lieber Alfred, grüße S. und C. M. und empfiehl mich Herrn Heinrich Hart, von dem ich noch keinen Brief habe.

Dein Erich Hartleben.

An Otto Hartleben

Celle, 31. Januar 1885.

Göttlicher Bruder!

Unser Schülerball war allerdings sehr schön, und du hattest auch ganz Recht, anzunehmen, daß es längere Zeit bedürfte, um sich davon zu erholen. Der Schülerball an und für sich dauerte nämlich 8 Tage. Er wurde nämlich täglich auf dem Eise wieder aufgenommen und mit einem vertrauensvollen „Fortsetzung folgt“ unterbrochen, bis die Bosheit des Himmels Tauwetter schickte. —

Und nun merk dir mal eins: Mensch lerne Schlittschuhlaufen! Ich will nicht von der „gesunden Bewegung“ sprechen, das überlaß ich den Tanten und Onkeln. Ich will nicht einmal von der wunderschönen, rhythmischen Bewegung sprechen, ich will mal alle Vorzüge des Schlittschuhlaufens an und für sich gänzlich beiseite lassen — dennoch: Mensch lerne Schlittschuhlaufen! Gefrorenes Wasser ist nämlich — wahrscheinlich vom lieben Gott — mit socialen gesellschaftlichen Privilegien ausgestattet, wie kaum das Parquet! Es ist fabelhaft! Sowie du auf Eis stehst und dir ein Stück Eisen unter die Sohle geheftet hast, dann darfst du jedes beliebige „gnädige Fräulein“, das dir sonst einmal vorgestellt ist und das du im übrigen auf dem festen Lande mit einem ehrfurchtsvollen Entblößen deines Scheitels stumm begrüßen darfst, das darfst du jetzt freundschaftlich anreden, ihr beide Hände entgegenstrecken und so mit gekreuzten Armen, in traulichen Gesprächen mit ihr, über das Eis walzen. Fabelhaft!

Du darfst ihr auch einen Grog oder eine Tasse Bouillon anbieten tout familierement! —

Und nun denk dir mein Entsetzen! Wie wir nach unserem Ball um 2 Uhr in bunter Reihe gemütlich beim Caffee sitzen und eine Dame nach der andern aufbricht, da sagt die niedliche resp. niedlichste Anna v. d. W. schließlich, als auch ihre chère maman zum Aufbruch blies: „Also morgen auf dem Eise!" Wir hatten kein Wort von Eis gesprochen, es war also eine ziemlich directe Aufforderung, das „Also" war in Rücksicht auf die blasende Mama gesagt ... und ich? „Ich kann ja nicht Schlittschuhlaufen, habe meine Schlittschuh in Hannover gelassen und würde das gnädige Fräulein fortwährend die Ehre haben, umzuschmeißen" — hätt ich beinah gesagt. Aber ich sagte es nicht. Vielmehr mietete ich mir am andern Tage ein paar Schlittschuh, 50 Pf. pro Tag, stellte mich aufs Eis und übte krampfhaft. Am dritten Tage hatte ichs soweit gebracht, daß ich vor Fräulein v. d. W. hintreten konnte und sagen: „Gnädiges Fräulein! Es wächst der Mensch mit seinen größren Zwecken u. s. w. Würden Sie mir die Ehre geben, die heutige Quadrille mit mir zu tanzen?!" — Denn wir haben beinah täglich Lancier getanzt mit ausgedehnter Polonaise. Die Herren Officiere, die uns das gern nachmachen wollten, stellten dazu die Musik. Es war fidel.

Grote[10] und ich, wir waren auf dem Ball und auch auf dem Eise immer die Macher. Von Grote ist das weiter kein Wunder: der ist gewissermaßen mit dem Frack auf die Welt gekommen. Von mir ist es schon mehr wie wunderbar, und wenn mich die Natur nicht mit einer göttlichen Unverschämtheit ausgestattet hätte, so wäre es kaum glaublich, wie ich, der ich niemals eine gesellschaftliche Erziehung genossen habe, der ich bis vor einem Jahre in gewissermaßen bewußter Gegensätzlichkeit zum

gesellschaftlichen Leben mich befand — hier jetzt mit völliger Sicherheit Bälle arrangiere, Eisquadrillen ins Werk setze, Damentoaste halte, Lanciers kommandiere, Cottillontouren erfinde und leite u. s. w. Anna v. d. W. wollte sich totlachen über meinen Witz, als ich ihr erzählte, das wäre nun mein erster eigentlicher Ball, den ich mitmachte. Das schmeichelte mir natürlich, obwohl sie damit indirect keine andere glänzende Eigenschaft meines Geistes anerkannte, als jene schon erwähnte göttliche Unverschämtheit.

Aber wenn ich mich nun frage, wem ich die Entfaltung meiner immanenten Unverschämtheit nach dieser Seite hin oder mit andern Worten meine jetzt gewonnene gesellschaftliche Sicherheit verdanke, so komme ich zu dem eigentümlichen Resultat, daß das eigentlich Anna B. ist. Du lächelst? Aber höre! Anna ist die Seele des Verkehrs zwischen Hugenbergs und Bletzachers. Dieser Verkehr hat mich gewissermaßen für die „Gesellschaft" gewonnen, indem ich da dieselbe von ihrer liebenswürdigsten Seite kennen lernte. Dieser Verkehr hat mir die Notwendigkeit tanzen zu lernen klar gemacht, dieser Verkehr hat mich auf die Beine gestellt und hat mich alle Mühseligkeiten des Schlittschuhlaufenlernens als entsprechende Opfer für einen entsprechenden Preis achten und somit ertragen gelehrt, dieser Verkehr — ist überhaupt etwas sehr Nettes.

Was nun unseren Ball betrifft, so habe ich mich auf demselben ungemein behaglich gefühlt. Nur anfangs, als ich mit Grote in den Saal rauschte, wo die Herrschaften bereits versammelt waren, und mich nun eigenhändig fast der ganzen Gesellschaft, namentlich einer Reihe von 30 kleinen Mädchen, vorstellen mußte, war ich ein wenig befangen. Aber das gab sich sehr bald. Ich hatte mir vorgenommen, die anwesenden Welfendamen vornehmlich zu „eruieren" und führte das auch sehr consequent und

con amore durch. Denn es wurde mir nicht schwer gemacht, da zwei derselben die bei weitem hervorstechendsten Erscheinungen des Abends waren. Das waren die schon betönte Anna v. d. W. und „Buschs fromme Helene“, wie wir sie nannten, oder Helene v. d. B.-L., wie sie hieß.

Du wirst mich nun hoffentlich nicht in dem Verdacht haben, daß ich mich — wie Vetter E. — an diese adlige gehalten habe, um in möglich pikfeiner Gesellschaft zu sein. Vielmehr ist es genau derselbe Trieb und derselbe Zug, der mich in diesem Fall „diese Welfen“ betönen läßt und mir interessant macht, und der mich im andern Falle in die „Weiberkneipen“ führt und mich für „ces dames“ interessiert. Kennen lernen, beobachten, lernen! Ich möchte gern ein Dichter sein, oder mindestens ein Schriftsteller, und was sind die, wenn sie nur ihren Schreibtisch kennen!

„Den Dichter, der das Leben flieht,
hol ihn des Teufels Hexe!“

singt Freund Henckell.

Um nun mal von etwas anderem zu reden, so habe ich in letzter Zeit von verschiedenen Seiten sehr charakteristische Briefe bekommen. Z. B. vom Vetter E. Der Mensch scheint abgeschmackter geworden zu sein, er muß mal wieder eine Zeit lang in Hannover ausgelacht werden, wenn er sonderbar wird. Erstmal schreibt er „Verliebter Vetter“. Qu'est ce que c'est? Dummheit. Dann citiert er „Abgründe drohn und Felsen . .“ und behauptet, er hätte die Richtigkeit dieser Verse erprobt, denn er wäre nach Verden versetzt und da hätte er sehr viel zu thun (!). Drittens schreibt er: „Also, lieber Vetter, soweit bist du auch schon gekommen, daß du jungen Damen Gedichte dedicierst? Und namentlich solchen Damen, wie diesen Damen? Oh, Vetter, Vetter!“ — Was soll

das nun? Weißt du, wie er das meint? Dann teil es mir bitte mit! Ich find' es — roh. — Außerdem gefällt mir auch dies unumwundene, unverschämte Ins-Gesicht-hinein-Loben, das er betreibt, gar nicht. — Trotz aller dieser Eigenheiten ist der Brief, den er schreibt, eigentlich harmlos liebenswürdig und man müßte so gemütlich verflacht sein, wie unsere liebe Tante H., wenn man das verkennen wollte. Ferner hab ich einen Brief von A. bekommen. Welcher Unterschied! Von harmloser Naivität keine Spur, dagegen glatte und geschmackvolle Höflichkeit, cremefarbiges Briefpapier und lila Salontinte. Und doch ist auch dieser Brief herzlich und offen im Grunde, nur daß die Form eben an alles eher erinnert als an das, was man „bieder" nennt. Dabei verleugnet er auch nicht die manchmal gut heillose Oberflächlichkeit und Unlogik, über die wir uns in diesen Ferien des öfteren amüsiert haben. So sagt er zum Beispiel mit der Miene der Pythia: „Begründeter Tadel schadet nichts, wenigstens dem nicht, der ihn nicht übel aufnimmt!" — Als wenn das übel oder nicht übel Aufnehmen im geringsten etwas mit der Wirkung der begründeten Tadels zu thun hätte! Berechtigter Tadel schadet gewiß nichts, aber ob der Getadelte nun schimpft und sich über den Tadel kränkt oder ob er ihn mit liebenswürdiger Miene hinzunehmen versteht, das hat an und für sich mit der Wirkung des begründeten Tadels nichts zu schaffen. Insofern freilich, als die Art des Hinnehmens von dem mehr oder weniger großen Ernst, mit welchem der Getadelte die Sache, in der er getadelt wird, auffaßt und betreibt, Zeugnis ablegt, insofern wird man von der Hinnahme auf die Wirkung, Schädlichkeit oder Nutzen des begründeten Tadels schließen können. Dann ist aber die G.'sche [Sentenz] erst recht Unsinn und man könnte vielmehr sagen: „Begründeter Tadel nützt besonders dem, der sich recht

gründlich drüber ärgert." Wenn man den begründeten Tadel so wie A. stets liebenswürdig aufnimmt und immer wieder zu demselben begründeten Tadel Veranlassung giebt, so beweist man damit, daß einem dieser begründete Tadel allerdings nichts schadet, aber auch nicht im mindesten nützt, weil man die Sache, um die es sich handelt, innerlich mehr als Spielerei betrachtet, denn als wahren Ernst. Dann kann einen freilich aller Tadel ziemlich kalt lassen, falls man nicht sehr eitel ist. A. beweist also eigentlich nur, daß er das letztere nicht ist. Er beklagt sich darüber, daß Alfred, obwohl er mit den letzten 3 Acten seines neuen Dramas Margaretha zufrieden wäre, kein Wort der Aufmunterung fallen ließe. Ich kann mir das lebhaft vorstellen, Alfred hat mir noch nie von einem Gedichte von mir gesagt, es wäre schön oder dergleichen, obwohl er Gottlob in Betreff mehrerer dieser Ansicht ist. — Was nun aber die beiden ersten Acte der Margaretha (oder die Dirne als Gattin, ein Experiment) betrifft, so bemerkte Gretchen Hugenberg sehr fein, sie hätte immer geglaubt, daß in der Dichtung das Leben schöner erscheinen müsse, als es gewöhnlich sei . . . aber so langweilig, wie in diesen beiden Acten wäre denn doch das Leben Gottlob noch lange nicht. Die weiteren Acte hat sie leider nicht gelesen, da kam Alfred nämlich allmählich hinter den zweiten Titel.

Ich finde, daß ich dir eigentlich einen sehr schwatzhaften Brief schreibe, hoffentlich schläfst du nicht dabei ein.

Um Abwechselung hineinzubringen, will ich dir mal ein Gedicht abschreiben, das vierte jener Gruppe, die du ja unter dem Titel „Der Sünder" kennst. Ich male dir erst das sapphische Versmaß hin:



Frischer Windhauch straffet der Segel Seile,
läßt die Flut aufspritzen in hellen Kämmen,
wiegt den sturmschnell eilenden leichten Nachen
bebend und senkend . . .

An der Stirn mir kleben die feuchten Locken . . .
durch das Hirn mir toben die Glutgedanken . . .
wirr und rastlos flattert das Haar der Furie,
zischen die Nattern. —

„Wär' ein Gott doch, welchem ich büßen könnte,
wär' ein Gott, der, strafend im Sturm, mich faßte,
zu des graunvoll dunkelnden Oceanes
Nacht mich hernieder

risse . . . endlos wollt' ich mit Freuden büßen,
wollte Dank ihm stammeln, dem strengen Richter,
für die Qual noch, die er vergönnt, zu leiden —
büßend und sühnend".

Du mußt das laut lesen, wenn du diesen wundervollen Rhythmus ganz capieren willst. Die alte Literaturtante, die Sappho, kann sich wirklich etwas drauf einbilden.

Neulich hat mir auch Ad. einen Brief voll Gedichte geschickt. Ich habe sie ihm aber zurückschicken müssen. Es waren lauter Liebesgedichte. Zum Teil sehr schön, z. B.:

„Vor dem Bild der Mutter Gottes seh ich dich, Geliebte, beten,
und es drängt das volle Herz mich, leis an dich heranzutreten"

u. s.w. Ich weiß es nicht weiter mehr.

Es versteht sich von selbst, daß du nicht weitererzählst, Ad. dichtete Liebeslieder. —

Die „Kamlahsche Buchhandlung“ hat „Unser Credo“ zurückgewiesen, weil sie darin Lieder von — socialdemokratischem Anflug, ja Inhalt entdeckt hat. Ich möchte mal wissen, ob da ein gewisser Sohn meiner Mutter mitgemeint ist, was nicht unmöglich wäre. Der Kamlah fürchtet sich offenbar vor dem Verboten-werden. Ich könnte mir nun garnichts Schöneres denken. Sogleich beim ersten Gedrucktwerden auch gleich verboten zu werden — das ist ja ideal! —

Sag mal, göttlicher Bruder, glaubst du wohl, daß die A. unsern geliebten Ad. jemals gegenlieben wird? Und glaubst du wohl, daß ebendieser Ad. in ebendieser A. wirklich das finden würde, was er hofft und — dichtet?

„Weltfreudige Liebe in dem Kindesherzen,
So leicht erregt zu Freuden, wie zu Schmerzen“

oder wie er sagt, ich weiß nicht mehr. — Die A. ist ein furchtbar verzogenes Kind, und Ad. und ich, wir haben sie nicht am wenigsten verzogen, und ich möchte überhaupt mal jemand sehen, der, ohne roh zu sein, die nicht — verzöge. Und in Folge dessen mag sie manchmal vielleicht sogar einen koketten Eindruck machen, aber — ich bin ein principieller Gegner des Duells, aber für dieses „aber“ ließ ich mich auf jedes Duell ein. Und doch — na . . aber schreib mir mal, wie du über diese Dinge denkst.

Denn das sind in der That alles solche Dinge!

Daß dir das dedicierte Gedicht gefällt, freut mich baß; ich hätte nicht gedacht, daß es mir gelingen würde, aber du hast doch das ganz richtige Gefühl gehabt, daß der Stoff ein poetisches Moment enthält. Ebenso ist auch das eigentlich poetische Verdienst des „Abgründe drohn und Felsen“ nicht meines, sondern Anna B.’s. Die hatte das Gefühl, daß in jenem Stoff Poesie enthalten sei, aber sie hatte nicht das Sprachvermögen, um diese subjective

poetische Empfindung einerseits zu fixieren und andererseits dadurch auch in andern zu erregen, sie gleichsam zu objectivieren. Ich bin also in diesen beiden Fällen gleichsam nur Organ oder Übersetzer. Und wenn du also in Zukunft eine Empfindung hast, von der du überzeugt bist, daß sie poetisch ist, so erbiete ich mich hiermit auch künftig zum Mitarbeiter! —

Ich will — weil heute Sonnabend ist — noch einen vierten Bogen spendieren und dir auf demselben ein paar Verse, die ich [mir] als fünfzehnjähriger Knabe (d. h. 1879 in Jever) geleistet habe und die ich in etwas veränderter Fassung auf den Rat Carl Henckells gleichsam wieder ausgegraben habe, [hersetzen]. Sie sind ziemlich trocken.

„An ihrem Bilde welkte dieser Kranz —
Dir drück ich ihn ins volle Lockenhaar:
Du banntest ja aus meinem Herzen ganz
ihr Bild, das so unendlich lieb mir war!"

So sieget über Totes stets das Leben . . .
Daß wir das Dasein zum Genuß gestalten,
hat nur ein Gott uns in die Brust gegeben . . .
nicht sollen Schatten uns an Gräbern halten.

Die letzte Zeile [ist] verändert; die lautete nämlich: „und keine Schatten soll'n uns davon halten." Das klingt boshaft, nicht wahr?

Übrigens hab ich jetzt meine Reimgedichte unter dem Titel „Lieder und Gedichte von Erich Hartleben" angefangen abzuschreiben. Motto:

Die Schönheit leuchtet mir
wie fernes Licht dem Wanderer
auf irrem Pfade.

Wolken der Schuld
wallen ums Haupt,
nimmer verhüllt
strahlet hindurch
jene Leuchte.

Vetter E. hat mir übrigens eine Photographie von so abschreckender Häßlichkeit geschickt, daß ich noch zweifelhaft bin, ob ich sie meinem Album einverleibe. In den Ferien wollen wir uns übrigens mal in corpore von BBBV wegen photographieren lassen.[11] Ich hoffe, daß wir da einmal ganz vollzählig sein werden.

Mein Examen ist schandbarer Weise erst am 23. März, nach Kaisers Geburtstag also, wo doch sonst immer Entlassung ist und die Leute manchmal schon 4 Wochen lang zu Hause gewesen sind. Ich soll den Kelch eben auskosten. —

Nun will ich aber endlich mal schließen.

So! Pst! — Deinen Brief las ich auf dem Eise, wohin ich gleich nach Tisch — wir hatten gewöhnlich nachmittags keine Schule — ausrückte. Nachher steckte ich ihn in die Billettasche und Anna v. d. W. las die Überschrift: „Göttlicher Mensch!" — „Ist das Scherz oder Ernst?" fragte sie. „Das ist Scherz, gnädiges Fräulein, denn mein Bruder hat keine Ahnung, in welcher Gesellschaft ich mich zur Zeit befinde." — „Révérences à vos dames!" tönte alsdann das Commando. —

Diese Welfendamen sind übrigens in der That, wenn sie nicht — was allerdings vorkommt — dumm sind, ganz erfreuliche Wesen ohne Affectation und Steifheit, sie sind fabelhaft sicher, und man muß sich vorsehen, daß man seine eigne göttliche Unverschämtheit nicht vergißt. Selbst wenn sie 15 Jahre alt sind, würden sie doch nie

einer Fete den Charakter des „Lämmerballs" verschaffen u. s. w. u. s. w.

Ich muß jetzt ernstlich Halt machen!

Leb wohl, herzlichen Gruß!

Dein Bruder Erich Hartleben.

An Fräulein Anna Bletzacher

[1885.]

Was giebt dem Freund, was giebt dem Dichter seine Weihe?
Daß ohne Rückhalt er sein ganzes Selbst verleihe. Platen.

Abgründe drohn und Felsen, die den Pfad verwirren,
den Menschen, die ins Erdenleben sich verirren:
über die Tiefen schlägt die Freundschaft goldne Brücken,
sichere Stege baut sie an der Felsen Rücken. —

Es sank der Mondesschimmer auf die Frühlingserde,
auf daß nach Lenzes Sturm und Drang es Friede werde:
das ist die Zeit, da voller wird die Seele allen,
Pfingstjubel aus der Kehle tönt den Nachtigallen.

In solcher Stunde, voll von seliger Ahnung Bangen,
da sind auch uns die Herzen liebend aufgegangen:
und da die Erde Freund ward mit dem Lenze wieder,
da sank auf uns die Freundschaft wie ein Segen nieder.

An Carl Henckell

[Berlin, 30. April 1885.]

Ich stahl dir deinen Schleier,
das war symbolisch, Kind:
Dein Name zwar ist M.
Dein Wesen? Ich war blind.

Nun hab ich dich gesehen —
nun hab ich dich erkannt
und deinen Schleier geb ich
nicht wieder aus der Hand.

Postkarte an Carl Henckell

Berlin, Kuhstall, 2. August 1885.

Lieber Carl!

Dies ist das leider letzte Mal, daß wir dir aus dem Kuhstall schreiben. Lore machte den schwachen Versuch, mir untreu zu werden. Daher schrieben wir so lange nicht. Nächsten Freitag mündlich.

Dein Erich Hartleben.

An Arthur Gutheil

Calbe a. d. Saale, 11. October 1885.

Lieber Arthur!

Deine Karte hab ich nachträglich erhalten. Nachträglich ist ein häßliches Wort: ich hoffe, wir tragen uns beide nichts nach. Ich gebe zu, daß ich ausführlicher hätte schreiben können. Alfred hat dir ja wohl jetzt darüber geschrieben. Umstehendes Lied bitte ich an Stelle des verdrängten, was die unglückliche Lilli betraf, einzusetzen. Bitte, schreib mir mal über den Fortgang der Sache.

Herzlichen Gruß!

Dein Vetter

Erich Hartleben.

Du liebe Lore,
ich kehre wieder
und send als Boten
dir dieses Lied.

So sendet der Frühling
der Lerchen Sänge,
daß hoffender Jubel
vom Saatfeld klänge.

O wär ich dir lieb,
wie der Lenz der Natur:
o würdest du mein,
wie dem Lenze die Flur!

An Arthur Gutheil

Calbe a. d. Saale, 15. October 1885.

Lieber Arthur!

Ich habe heut Morgen deine Karte erhalten und danke dir. Es thut mir indeß leid, daß die Redaction[12] bereits geschlossen ist: ich habe noch ein Lied gedichtet, das ich noch gern aufgenommen sähe.

Vielleicht kannst du es doch noch einschicken: es würde stehen müssen hinter dem Gedichte, welches anfängt: „Als ich dich wiedersah, bebte die Brust mir . . .“ Ich schreib es dir daher noch ab.

Ich gehe nächsten Montag, den Neunzehnten nach Berlin und bitte dich, die Correcturbogen an Alfreds[13] Adresse zu schicken.

Mit herzlichem Gruß

dein Vetter

Erich Hartleben, stud. jur.

Der heutige Morgen ist productiv: noch ein zweites kleines scherzhaftes Lied fließt mir aus der Feder: das müßte stehn vor:

„Ich hab ein Lied gesungen und hatte dich im Herzen.“

Aber nun wird es Zeit, lieber Arthur, daß ich schließe, sonst geht das so weiter.

Dein Jenseitiger.

I.

O schließe die Augen und reich mir den Mund,
mein Lieb, sonst komm ich von Sinnen!

O gieb einen Kuß, der macht mich gesund,
  sonst geht der Verstand mir von hinnen!
Nein! Offen die Augen, die Arme dazu,
  was ist am Verstande verloren:
Weit Schöneres fand ich und das bist du —
  der seligste bin ich der Thoren!

II.

„Wär noch zu jung für diesen Fall,
  sollt lieber Englisch treiben . . ."
Die Schwestern gehen auf den Ball,
  ich muß zu Hause bleiben.
Zu jung? Er hats mir längst gesagt,
  der Eine, den ich meine,
den Schwestern scheints nur zu gewagt —
  und er hat Recht, der Eine.

Postkarte an Arthur Gutheil

Berlin, Café Feuerherdt, 26. November 1885.

Lieber Arthur!

Du bist — o daß es stets so bliebe —
in der Erinnerung uns wert!
So brennen wir hier in heißer Liebe:
daher der Name Feuerherdt!

Dein Erich.

An Arno Holz

Hannover, 31. December 1885.

Lieber Herr Holz!

Meinen herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahr!

Die letzten Tage in Berlin habe ich so ausschließlich der Vervollständigung meines Pandectenhefts widmen müssen, (ich mußte es complet mit nach Hause bringen),

daß es mir leider unmöglich war, noch einmal einen Abend mit Ihnen und Großes zu verleben.

Für den hoffentlich gediegenen Abklatsch Ihres Heiligenscheines habe ich inzwischen noch mehrere Liebhaber gefunden, meinen Bruder Otto, Carl Henckell, Herrn Rickert, Seefeld, Hugenberg, Hohenhausen und zwei Exemplare für mich. Im Ganzen acht Exemplare also. Können wir die bekommen?

Sollte es der Fall sein, so sein Sie doch so liebenswürdig, dieselben an Alfreds Adresse: Artilleriestraße 3,[II] zu senden. Alfred kommt Sonnabend nach Berlin und wird Ihnen das Geld von uns allen einhändigen.

Haben Sie unser Quartett erhalten? Wo nicht von Seiten des Verlegers, werde ich mir erlauben, Ihnen meinerseits in Berlin eins zu Füßen zu legen.

Ich schließe mit dem Wunsche: Lieben wir uns auch 1886 weiter!

Mit herzlichem Gruße Ihr Erich Hartleben.

An Alfred Hugenberg

Hannover, 3. April 1886.

Lieber Alfred!

Wenn ich bei diesem schönen Wetter hier oben aus meinem freundlichen, hellen Fremdenzimmer hinaussehe, dann bewegt sich der ganze Warmbüchenkamp zu meinen Füßen. Mein Großvater, der jetzt fortgesetzt vorzüglicher Laune ist, wandelt im Cylinder und schwarzen Rock langsam auf und ab und bleibt vor jeder Krokusblüte andächtig sinnend stehen, meine kleinen Schwestern turnen mit fliegenden Röcken an der Schaukel und meine Schwester Else schreitet mit meiner Cousine Hermine G. züchtig, wie es einem confirmierbaren Backfisch zukommt, über die neugesandeten Wege. Drüben bei Ws. bauen

die Kleinen sich ein Schiff, läuten fortwährend mit der kleinen improvisierten Schiffsglocke und machen einen Höllenlärm. Weiterhin bei Euch steht Irmgard in der Schaukel und Ida und die kleinen Bs. stehen daneben, und man merkt es sogar von hieraus, daß sie entrüstet sind, weil Irmgard sie auch garnicht mal rein lassen will. Deine Mutter geht still mit einer Harke in der Hand am Bosquet entlang. Rechts bei Windhorsten läuft ein Pater, der erst vor einigen Tagen direct von Rom angekommen sein soll, mit seinem langen schwarzen Priesterkaftan in Geschwindschritt in dem Gange an der Mauer auf und ab. Er hält ein kleines Buch in der Hand, in das er mit vorgebeugtem Kopf anhaltend hineinsieht. Ich glaube, er läuft beten.

Ich bin traurig und das schöne Wetter kann mich nicht aufheitern. Du brauchst nicht zu glauben, daß mich eine unbezwingliche Sehnsucht nach den Reizen der Friedrichstraße, nach den Berliner Theatern, den Berliner Nachtcafés, Kellnerinnen oder Literaten, oder gar nach dem stumpfsinnigen Mittagsessen in Eurem stumpfsinnigen Kreise so niedergeschlagen macht. Und doch ist es mir sehr, sehr schwer geworden, mich der wohlwollenden Willkür meines angebeteten Onkels zu fügen und mich für Tübingen zu bestimmen. Tübingen soll sehr schön liegen, ach! Alfred es ist gräßlich. Meiner kleinen E. das mitteilen zu müssen: ich darf nicht: ich soll nicht: du kannst mir glauben, das war eine verdammt saure Arbeit. Aber jetzt hat sie mir schon einen so guten und treuen Brief wiedergeschrieben, hat mich zum erstenmale du und mein lieber Erich genannt und auf alle meine Klagen in ihrer klaren Charakterfestigkeit geantwortet: „Festgegründet, wie wir es wert sind . . .“, daß ich jetzt auch wieder über das Stadium, wo ich hier auf dem Sopha lag und mit den Beinen strampelte und meine gute Tante Elise, die es immer gleich los hat, wenn ich einen wirk-

lichen Schmerz habe, mich trösten mußte, hinaus bin und wieder mit klaren Augen in die Zukunft schaue. Ich war soweit gegangen, daß ich meinem Onkel, von dem ich doch schließlich keinen bösen Willen annehme, geradezu mitgeteilt habe: ich habe mich in Berlin, wenn auch nicht öffentlich, so doch moralisch, mit allen Consequenzen verlobt und kann das nicht verlassen. Dann darfst du da erst recht nicht weiter studieren, hat er mir geantwortet, dann kannst du in den Ferien nach Berlin gehen, was dir ja leicht genug gemacht ist, ich freue mich darüber, daß du das so ernst nimmst und weiß jetzt, weshalb du deinem Großvater geschrieben hast, daß du nicht mehr daran dächtest, länger als 6 Semester zu studieren, und nicht mehr daran dächtest, nicht in den Staatsdienst zu gehen. Darin hatte er sehr recht. Und auch E., dieses mutige Mädchen, schreibt: es wäre zu schön gewesen und du hättest hier deine Studien über mich vergessen, und sie bittet mich, mich ganz den Anordnungen meiner Vorfahren zu fügen. — E. ist ebenso groß wie klein. Mein Onkel hat mir übrigens sein Wort gegeben, keinem Menschen etwas mitzuteilen und auch du mußt das tun. Denn ich will in meiner Rolle bleiben. Zum sentimentalen unglücklichen Liebhaber und Bräutigam, der sich mit reellen Absichten irgendwo festgesetzt hat, passe ich nicht. Es soll weiter heißen, Erich ist ein grundliederlicher Kerl: zuletzt hat er in Berlin sogar ein kleines Mädchen aus anständiger Familie teuflisch verführt. Denn so reden sie hier und der gute Vetter empfing mich mit einer traurig tönenden Moralpredigt: daß ich mir mit Huren und Kellnerinnen zu schaffen machte, das ginge ja noch, aber daß ich nun auch in die Hürden der Familie schamlos einbräche, das ginge denn doch über die Hutschnur des Erlaubten! Don Juan wäre schließlich gerade daran zu Grunde gegangen. So etwas macht mir natürlich viel

Freude, und ich weide mich in Gedanken an dem Bewußtsein solcher Bösartigkeit und dämonischer Gefährlichkeit. An E. habe ich das gefunden, was vielleicht nötig war, um mich einem Leben zu entfremden, das ich geneigt war, in epikuräischer Behaglichkeit lediglich zu genießen. Ich werde wirklich in 2 Jahren meine Examina machen und werde wirklich wieder ernstlich schriftstellern. In Tübingen habe ich mir vorgenommen, mich von Verkehr so gut wie ganz frei zu halten und mit einigen günstigen Modificationen ein Leben zu führen, wie jahrelang in Celle. Außerdem will ich mir etwas Geld zurücklegen für eine längere Reise nach Berlin, etwa im September, ein Project, das mir mein Onkel zu unterstützen versprochen hat. Ich wohne dann bei meiner Tante und brauche also kaum mehr als das Reisegeld. Pfingsten hab ich mit dem C. B. eine Schweizerreise verabredet: ich fahre nach dem Bodensee in $1^{1}/_{2}$ Stunden und er in circa einer. Mit besagtem C. B. habe ich mich, wie du siehst, wieder sehr gut vertragen: er war, was auch der Vetter bezeugt, gar sehr von seinem Unrecht überzeugt und bereute es: es machte ihn befangen. Es ist diese Fähigkeit, etwas offen als Fehler anzuerkennen, wozu ihn doch schließlich nur sein warmes Temperament hingerissen hat, ein sehr liebenswürdiger Zug von ihm und entwaffnete mich, der ich, wie du weißt, nicht ohne Groll gegen ihn war, vollends. Dazu kam, daß ich in ihm einen begeisterten Bekehrten zu unserer lieben Frau Maria Janitschek gewonnen habe: was mich baß freute. Dieses Buch „Legenden und Geschichten“ mußt du dir notwendigerweise auch anschaffen. Es kostet 2 M. 10 Pfennige. Ich bin Rickert sehr dankbar, daß er mich darauf aufmerksam gemacht hat. Eine grandiose Schlichtheit der Sprache, ein Zug köstlicher Herbe, eine idealistische Plastik des Stoffs und ein tiefmächtiges Pathos, das bei der völligen Abwesenheit

aller subjectiven Rhetorik um so überzeugender und erschütternder wirkt.

Meine Cousine Hermine hat mir und E. einen großen Dienst erwiesen. Meine geliebte Schwester, die natürlich ebenso wie Tante Helene äußerst neugierig ist, von wem wohl die Briefe, die regelmäßig jeden zweiten Morgen auf meinem Kaffeetisch liegen und immer von derselben Damenhand, der man die rührende Mühe, feste Grundstriche zu machen, sofort ansieht, adressiert sind und immer das Monogramm E. tragen, meine geliebte Schwester hatte Hermine verraten: sie wüßte, wo ich sie aufbewahrte und sie wären gewiß von einem Mädchen, das ich in Berlin „poussierte". Und da lauerte mir meine Cousine Hermine abends, als ich nach oben gehen wollte, im Treppenhause auf und bat mich, meine Briefe besser wegzuschließen. Und sie sagte das so besorgt und teilnehmend und bat mich dann in demselben raschen Flüsterton, aber mit einer Thräne im Auge: ich möchte sie doch nun nicht mehr so bitter necken und ob wir nicht Frieden schließen wollten, sie wüßte ja — aber ich wäre Schuld — und so weiter —, so daß ich völlig verblüfft und gerührt nichts als „danke" und „liebe Hermine" zu sagen wußte. Dabei hielt ich in der rechten Hand eine brennende Petroleumlampe und in der Linken eine brennende Cigarre und diese Linke hielt sie am Handgelenk fest. Schließlich brachte ich noch einen unglaublich ungeschickten Handkuß fertig und dann war sie weg, und ich überlegte, ob ich nun geträumt habe oder nicht. Hermine bittet mich die Briefe von E. zu verschließen: das sah doch ganz aus wie ein symbolischer Traum. Oder war es blos eine gewöhnliche Ironie des Schicksals? Am andern Morgen bin ich dann 2 Stunden mit ihr im Welfengarten spazieren gegangen und habe in ihr das beste und edelste Mädchen gefunden, was jemals einem anderen

gehört hat: wir haben uns meistens von ihrem Bräutigam unterhalten. Aber es war gut und wohltuend für mich dieses ganze Ereignis gerade jetzt, und als sie vorhin — ich war auf der Mitte der vorigen Seite — hineinkam und mir Adieu sagen wollte — sie reist heute wieder nach Celle —, da hab ich ihr mit wirklicher Wärme, mit Liebe und Hochachtung die Hand gedrückt und geküßt. Sie durfte sich nicht lange bei mir aufhalten, sonst fände Helene wieder etwas darin. Diese hatte natürlich über den gestrigen Spaziergang ihre Glossen gemacht. So sind wir damals als gute wirkliche Freunde voneinander geschieden.

Nun wollen wir das auch so machen. Lebe wohl, lieber Alfred, und antworte mir, wenn es deine Zeit erlaubt; es braucht ja nur kurz zu sein. Von H. soll ich dich bestens grüßen, er bleibt noch 3 Wochen hier. Grüße den Freiherrn und R. Dein Erich Hartleben.

„Sie und ein Dichter!
Solch ein realer Mensch!
Nicht einmal Locken! Ach,
sein Sie doch still!

Bleich muß die Wange,
düster das Auge sein,
herbe die Lippen und
Ernst jedes Wort!“

Kleine Geliebte!
Nicht nach dem Lorbeerkranz
tracht ich und sehn ich mich:
Glaube du mir!

Fand ich auch Verse,
weil ich entzückt von dir —
will doch nur glücklich sein,
glücklich mit dir.

Postkarte an Arthur Gutheil

Heidelberg, Weiße Rose, 4. Mai 1886.

Blütenbäume, sonniger Maientag,
da zum ersten mal in ihrem Schmuck
jene Stätte ich betreten habe,
wo ich oft zu Euch mich hingesehnt,
Euch im schönsten Freundesbund vereint —
bitter hat es mir das Herz gekränkt,
daß der Bund zersprungen und verklungen!

Erich Hartleben.

Postkarte an Carl Henckell

[Tübingen.] 17. Mai 1886.

L. C. B.! Hast meine Karte aus Frankfurt bekommen? Bitte, schick mir umgehend meine Gedichte von diesem Winter, die du noch hast.

Meine Adresse ist „Hades".

Dein Erich Hartleben.

An Carl Henckell

Stuttgart, 20. Mai 1886.

Lieber C. B!

Meine einzige Rettung ist Stuttgart, wohin ich alle 8 Tage fahre und einige Gattinnen besitze.

Tübingen ist schrecklich öd!

Hier im Hades besitze ich zwar einen ganzen Harem von Weibern, aber von schaurigen: weshalb ich ihn nicht benutze. Nur Mariechen, die Kellnerin. Aber die verstehe ich absolut nicht.

Ich habe die dringende Bitte, daß du meine Gedichte aus Hannover kommen läßt. Ich besitze keine Abschrift davon und möchte zur Zeit ein „Studenten-Tagebuch" zusammenstellen. Dazu habe ich Zeit und hoffe, daß du dein Interesse für moderne Lyrik auch dadurch bethätigst,

daß du mir durch Zusendung jener Lieder hierzu verhilfst. — Besten Dank für deine Karte, scheinst dich in Lenzburg wohler zu fühlen, wie ich hier in diesem schmierigen Bierdorf. Besten Dank auch, daß du an Arthur begütigende Worte gerichtet hast: er scheint sich ja jetzt Gottlob eines besseren zu besinnen.

Man hört ja von den Harts noch immer nichts! Das neuste Buch von Kretzer ist sehr beachtenswert. Du hast es wohl auch schon gelesen? Gesinnung und Gestaltungskraft sind vortrefflich. Schad, daß er kein Deutsch kann. Das Nachäffen einiger Zola-Gewohnheiten, z. B. die Wiedergabe des Denkens und Sprechens der Personen in indirecter Rede u. a. sind zu bedauern und zeugen ebenso wie der Schluß von Mangel an Geschmack nach mancher Richtung hin.

Man sagte schon immer „dumm wie ein lyrischer Tenor" — darum halte ich das Buch von Arent eigentlich für überflüssig.

Auf welche Ziele gehst du denn zur Zeit in literarischer Beziehung? Hast du noch keinen festen Plan?

Bitte dich, mir ab und an eine deiner mit R. (jur. Abkrz.) so beliebten engbeschriebenen Karten zukommen zu lassen: ich werde immer mit einem discreten Briefchen antworten!

Herzlichen Gruß! Dein Erich Hartleben.

Postkarte an Arno Holz

Stuttgart, 2. Juni 1886.

Lieber Arno!

Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein! Meine liebe Freundin Marie wird Ihnen sagen, wie ich das meine.

Herzlichen Gruß!

Erich H.

Ça va sans dire.

Postkarte an Arno Holz

Stuttgart, 2. Juni 1886.

Gestern Abend war ich bezecht, und ich glaube, ich habe Ihnen eine ziemlich irreguläre Postkarte geschrieben. Sein Sie mir drum nicht bös, sondern schreiben Sie mir den versprochenen Liebesbrief trotzdem nächst. Meine Adresse ist der mit recht für verworfene Seelen so beliebte Hades, Tübingen. Kein Mensch will es mir glauben, aber es ist so: ich bin eben schon so tief gesunken. Ich wohne 3 Treppen hoch. Ihr Erich Hartleben.

Postkarte an Arno Holz

Zürich, 12. Juni 1886.

Lieber Holz!

Es einigt uns der Liebe Kabelschnur:
wir kaun ja auch nicht an der Nabelschnur.
Wir führten kühn des Geistes Nabelschlitz —
ich sollte grüßen von Herrn Schabelitz!

Sie riefen, kennten Sie das schöne Zürich!
„Wie gern mit Euch auf jenem Seee führ ich!"
Sie staunen, daß so seltne Reime führ ich —
das macht, ich bin, wo Sie gedruckt, in Zürich.

Herzlichen Gruß! Ihr Erich Hartleben.

An Arno Holz

[1886.]

Lieber Holz!

Es hat mich immer, mehr als ich es mir habe merken lassen, gekränkt, daß Sie meine Lyrik nicht wollten gelten lassen und mich da für einen Schulfuchs mit redlichen Willen hielten. Ich habe Ihnen niemals Recht gegeben! — Aber ich konnte Ihnen das Gegenteil nicht beweisen. An Production war bei meinem Leben in Berlin nicht zu

denken. Nun habe ich hier, wo ich ganz ruhig und solide lebe, natürlich auch wieder angefangen — und habe ein Gedicht gemacht, das so ganz frisch von der Leber weg gedichtet ist, daß ich glaube, es ist wirklich in gewissem Sinn echter, wie meine Oden. Jedenfalls verdanke ich, was den Ton desselben betrifft, so sehr viel Ihrer Anregung, daß ich mich schon deshalb verpflichtet fühle, es Ihnen zu unterbreiten. Leider muß ich Sie bitten, es mir zurück zu schicken, da ich zum Abschreiben des beträchtlichen Dinges keine Zeit habe; ich arbeite bereits an einem ähnlichen. Leben Sie recht wohl und seien Sie herzlichst gegrüßt! Ihr Schüler Erich Hartleben.

An Arno Holz

Hannover, 20. August 1886.

Lieber Holz!

„Die Welt ist ein Sardellensalat", sagt Goethe. Und darin liegt ein großartiger Optimismus. Denn man mag sich noch so oft an den Genüssen der Welt einen Kater geholt haben, es ist immer wieder die Welt selber, die am andern Morgen die Dienste eines Sardellensalats leistet und als solcher mundet.

Wenigstens geht es mir gottlob so.

Ich bin augenblicklich grade mal wieder in dem Stadium, wo die Welt mir nur als Sardellensalat munden kann.

Sie thut es aber auch.

Das ist gut.

Punctum.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie gaben mir in Ihrem Briefe, für den ich nochmals danke, den Rat, zu reisen. Nun: ich war grade unterwegs, als der Brief ankam. Zwar bin ich nicht ganz in dem romantischen Aufzuge gereist, wie Sie mir anempfahlen, aber doch recht leichtsinnig in die Welt resp. die Schweiz

hinaus, ohne Handgepäck und ohne Koffer. Auch ohne Portemonnaie, nur mit einer Westentasche und dem Wunsche beseelt, jeden Menschen anzupumpen.

Das hab ich denn in Zürich bei Rickert und in Nem bei meiner lieben freundlichen Marie gethan und habe 8 der glücklichsten Tage meiner freudelosen Jugend verlebt.

Aber freilich ist es nicht das Wandern, was Sie meinen. Um das genießen zu können, muß man ein Dichter sein.

Daß Sie von Schabelitz von meinem „Studenten-Tagebuch" gehört haben, ist mir gar nicht recht. Ich wollte jedermann damit überraschen. Übrigens ist der Titel des Buches zugleich ironisch und didactisch gemeint. Ich widme es dem deutschen Studenten und will bei dem großen Unterschiede zwischen dem Leben, dessen Tage dieses Buch schildert, und dem Leben eines „deutschen Studenten" diesen Unterschied recht craß und verletzend hervortreten lassen. Das ist der ironische Zweck des Titels. Anderseits will ich aber auch bei noch nicht ganz versimpelten Studenten den Gedanken wachrufen: wie leer und einseitig ist dein Leben! Du könntest ein solches Tagebuch über deins nicht schreiben. Das ist der didactische Zweck des Titels.

Ideale Hoffnungen, nicht wahr? Aber wo sind solche denn überhaupt am Platze, wenn nicht dann, wenn man seine erlebten Lieder drucken läßt? Es ist ja eine gewisse Rohheit, wenn ich so prätentiöse Töne rede. Aber was wollen Sie: Sie retten eher einen Menschen von der Zuckerkrankheit als von der, seinen Gefühlen in Versen freien Lauf zu lassen. Ich bin so ein Unglücklicher.

Aber das gelobe ich Ihnen, wenn dieses Büchlein (5 Bogen) bei den Leuten, auf deren Urteil ich mit Recht etwas gebe, dieselbe Nicht- oder laue Anerkennung findet, wie meine Gedichte in dem „Quartett", dann lasse ich nie wieder welche drucken: dann glaube ich Ihnen.

Aber das „Quartett“ gab keine definitive Probe. Da war alles Charakteristische sorgfältig vermieden und der Wunsch, sich überhaupt mal gedruckt zu sehen, veranlaßte, daß man dem Verleger die jämmerlichsten Concessionen machte. Diesmal ist das ganz anders. Aber reden wir nicht so viel vorher davon: das hab ich eben vermeiden wollen.

Im Comptoir von Schabelitz erzählte mir der Geschäftsführer, daß die Brutalitäten von Conradi sehr gut gingen und demnächst wohl die zweite Auflage erleben würden. Stehen Sie denn mit Schabelitz nicht so, daß Sie ihm deswegen mal einen groben Brief schreiben können?

Eine Stelle Ihres Briefes ist mir sehr ungenügend. Sie schreiben, Sie glaubten, Ihr Stern ginge nun wohl nächstens auf. So herzlich ich Ihnen das wünsche, so sehr interessiert es mich auch, und es hätte mich daher sehr gefreut, wenn Sie bei diesem Punkte etwas länger verweilt wären. Bitte, holen Sie das in Ihrem nächsten Briefe nach . . .

Ich denke, wenn ich nach Leipzig ins Semester fahre, vorher in Berlin vorzusprechen; sonst komm ich jedenfalls von dort mal rüber. Aber vorher schreiben Sie mir wohl noch? Herzlichen Gruß!

Ihr Erich Hartleben.

An Carl Henckell

Leipzig, 26. Januar 1887.
Blücherstr. 43,III.

Mein lieber Freund!

Besten Dank für deine Karte! Wir haben etwa 40—50 Mitarbeiter, und ich schaffe mit wahrem Feuereifer an dem großen Werke. Bei Conradi würde das Project noch ebenso sanft ruhen, wie die „Morgensterne“,

die ich übrigens nach diesem Buche ebenfalls selbst in Angriff nehmen werde. Ich schreibe jetzt täglich ein Dutzend Briefe: pardon daher, wenn ich kurz bin! (Liebesgeschichten?!! —) Unsere Zwecke sind im wesentlichen dieselben demonstrativen wie bei den Dichtercharakteren, nur daß wir vernünftiger Weise der Prosa ihr Recht einräumen, und ich hoffentlich die Redaction vernünftiger und besser machen werde, als Arent: für deine Adressen besten Dank! Bitte, nimm mir Überladenem die Correspondenz mit Jacobi ab und suche deinerseits die Harts, an die ich vergeblich geschrieben habe, zu interessieren. Sie dürfen nicht fehlen, (vor allem eine Prosaskizze von Julius nicht), ich aber weiß ihre Adresse nicht, und so ist mein Brief vielleicht garnicht in ihre Hände gekommen.

Schreibe mir umgehend ihre Adressen!

Maria Janitschek ist auch dabei! Heia!

Du mußt 1. eine Prosaskizze liefern, 2. ein paar neue Gedichte, und 3. mir gestatten, dein Skizzenbuch etwas zu plündern (etwa zwei, drei daraus!).

Ich weiß, daß du uns sympathisch gegenüber stehst, und wirst mir glauben, daß ich aus rein idealem Bestreben mich mühe! Darf man hoffen, dich Ostern in Hannover zu sehen?

Über R. Siegemund schrieb mir heute Fritsche: derselbe würde mich demnächst aufsuchen. Auch er plant eine „Anthologie“. Also schnell! —

An Georg Ritz hatte ich schon geschrieben!

Wie denkst denn eigentlich du über mein Studenten-Tagebuch? Von einer Hartschen Wochenschrift ist mir nichts bekannt. Julius ist in die Redaction der Tante Voß getreten.

Bitte umgehend Antwort und Sendung!

Mit herzlichstem Gruß

dein Freund und Vetter Erich.

(Auf deine „Strophen“ freue ich mich sehr.)

An Arno Holz

Leipzig, 26. Januar 1887.
Blücherstr. 43.

Lieber Holz!

Ich komme mit einer kühnen Bitte!

Sie sollen — ich bitte Sie! — zu einem „Jahrbuch für realistische Dichtung" beisteuern, welches ich jetzt in raschen Zügen fertig stelle.

Prosa und Verse: möglichst demonstrativ!

Kühn ist meine Bitte aus dem Grunde, weil — Conradi nominell mit herausgiebt, d. h. er hatte derartiges schon im Herbst vorigen Jahres geplant, und jetzt mache ich die Sache fertig!

Lieber Holz! Sie haben Conradi bitter Unrecht getan: glauben Sie mir! Durch die Animosität der Großes sind Sie in Ihrem bestimmbaren Gemüte gegen ihn unmäßig verbittert. Und wenn nun Conradi, den Sie gewiß mehr verletzt haben, als er Sie, wenn er jetzt das wichtige sachliche Interesse, was mit diesem Jahrbuch verknüpft ist, über die persönlichen Zwistigkeiten setzt, so glaube ich von Ihrer ehrlichen und geraden Natur hoffen zu können, daß Sie nicht engherziger sein werden und nicht durch Klatschverhetzung unsere geschlossene und kräftige Action hindern werden.

Nicht wahr?

Ich bin so offen gegen Sie, wie ich immer zu sein pflege: legen Sie meine Worte ans Herz, aber nicht auf die Goldwage!

Unsere Zwecke und Tendenzen sind die besten und über jeden Zweifel an ihrem rein idealen Charakter erhaben! Dafür bürge ich Ihnen mit ganzer Person!

Und Sie dürfen nicht fehlen!

Wir werden uns nicht blamieren wie mit den Dichtercharakteren. An der Spitze steht kein Verrückter, sondern

ich widme mich der Aufgabe mit allem Ernst und wirklicher Hingebung: wir werden Epoche machen.

Die Prosa wird prävalieren, wir wollen zeigen, daß wir reifer und ernster geworden sind.

Unter den Versen — das verspreche ich Ihnen — soll kein Gewäsch und keine Phrase stehen!

Lieber Holz! geben Sie mir nicht das Mißtrauensvotum und sich nicht den unschönen Anschein, als hätten Sie einen Zank nicht um der Sache willen vergessen können: schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab!

Sie kommen mit Conradi nicht in Berührung, Sie verhandeln nur mit mir, der so wie so alles selbständig macht.

Sie treten in keine Clique ein, wir geben uns keinen gemeinschaftlichen Namen und die Elemente der 40 bis 50 Mitarbeiter sind so heterogene, daß ein derartiger Gedanke ganz fern liegt. Wir treten einfach für Kunstprincipien ein, die jedenfalls ja auch die Ihrigen sind. —

Nicht wahr: ich habe Recht: Sie werden Ihre Vorurteile überwinden?!

Schreiben Sie mir umgehend, aber nicht ohne sich die Sache reiflich überlegt zu haben.

Costenoble wird die Sache verlegen. 25 Bogen gr. Octav etwa. —

Wie denken Sie über mein Studenten-Tagebuch?

Verzeihen Sie die grobe Karte von meiner Gattin: wir waren bezecht, und ich hatte das Gefühl, daß Sie mir eigentlich längst einmal hätten schreiben können!

Übrigens Ihre Karte! Warten Sie! Allen Universitätsbeamten meine Verheiratung und den Namen meiner Gattin mitzuteilen! Sie Denunciant!

Mit den herzlichsten Grüßen, gespannt, aber hoffend,

Ihr Erich.

An Arno Holz

Leipzig, 8. Februar 1887.
Blücherstr. 43,III.

Lieber Holz!

Das ist alles recht gut und schön: aber ein paar Gedichte von Ihnen müssen wir doch haben! —

Sehen Sie mal: was wäre das für ein Unsinn, wenn in dem poetischen Teil unseres Jahrbuches, dem ich mit großem Fleiß das Gepräge der gemeinsamen socialistischen Zweifel und Ideale zu geben suche, für den ich überall die Gedichte aussuchte, in denen der Hauch des modernen Zeitbewußtseins weht, — was wäre es für ein Unsinn, wenn darin der Dichter des „Buch der Zeit" fehlte! Ihre Bescheidenheit ist recht schön, aber so viel Selbstbewußtsein erlaube (!) ich Ihnen, daß Sie mir zugeben dürfen (!): Ja, das ist Unsinn!

Also! —

Ist es nicht vielleicht gerade das Gegenteil von Bescheidenheit, wenn Sie ausrufen: Nein: in Eurem Gliede marschier ich nicht!?

„In Reih und Glied!", lieber Holz! Sind Sie so wenig socialistisch angehaucht, daß Sie da nicht mitthun wollen, blos weil Ihnen vielleicht der Eine oder Andere, der auch mitthut, nicht conveniert?

Die Sache! Die Sache!

Also bitte, bitte ein paar arme Lieder! Ja?

Ihr Erich.

Mein St. T. geht Ihnen zu.

An Arno Holz

Leipzig, 10. Februar 1887.
Blücherstr. 43,III.

Mein lieber Freund!

Na — denn also nicht!

Es sei ferne von mir, mich deshalb mit Ihnen zu zanken.

Ich kann Sie ja auch recht wohl verstehen: ich weiß ja, wie schwer es mir wird, äußerlich mit B. gehen zu müssen. Aber der Zweck heiligt nun einmal die Mittel: wenigstens in diesem Falle ganz gewiß. Und dann hab ich noch einen Gedanken dabei, ich sage mir: wenn du diese Anthologie nicht machst, dann macht sie ein anderer und zwar Conradi. Und dann wird sicher Schweinekäse daraus. Darum greife du selbst an und suche dir einen möglichsten Einfluß zu erwerben, dann kannst du vielleicht verhindern, daß sich Jungdeutschland zum zweiten Male blamiert.

Ich hoffe, daß Sie mir dereinst zugestehen werden, daß in dem Sinne meine Arbeit nicht vergeblich gewesen ist. Denn nur durch die Arbeit, dadurch, daß ich bedeutend mehr oder eigentlich alles für die Sache selbst mache, gewinne ich mir einen Einfluß. —

Also: lieben wir uns weiter!

Schreiben Sie mir eingehend über mein Studenten-Tagebuch!

Übrigens sollte ich Sie von Liliencron herzlich grüßen: ich habe eben einen 8 Seiten langen Brief von ihm.

Mit herzlichem Gruß

Ihr Erich.

An Hans Heilmann

17. December 1887.

Lieber Papa!

Es wundert mich, daß ich gar keine Lebenszeichen von Ihnen bekomme! Aber vielleicht ist Ihr Umzug daran schuld, der doch in diesen Tagen stattgefunden haben muß.

Mir geht es gut. Ich danke. Mit meinem Großvater stehe ich wieder auf besserem Fuße, es ist hier leidlich gemütlich, und meine juristische Arbeit geht gut vorwärts.

Dafür hab ich nun wieder eine andere große Sorge. S. ist recht krank geworden. Doch das kann Sie ja nicht interessieren.

Da ich hier recht hübsch solide leben muß, so habe ich neben meinen juristischen Arbeiten Muße genug, um auch einigermaßen meiner beliebten und weniger böotischen Beschäftigung nachzugehn.

So haben Sie wohl das Gedicht[14] von Hezel mitgeteilt bekommen, zu dem mir sein Ihnen bekannter „Traum" den Anlaß gegeben hat. Es würde mich sehr interessieren, Ihr motiviertes Urteil darüber zu vernehmen.

Als einen weiteren Beleg für meine nicht juristische Thätigkeit, sende ich Ihnen heute 5 Übertragungen aus dem Pierrot Lunaire. Sie haben mir unendliche Mühe gekostet und etwas Besonderes ist, wie ich wohl fühle, doch nicht dabei herausgekommen. Aber die Versuche werden Sie wenigstens interessieren. Bitte, schreiben Sie, was Sie dazu meinen. —

In der Hoffnung, demnächst wenigstens einmal einer Bierkarte gewürdigt zu werden — herzlichen Gruß!

Ihr Erich.

An Maria Janitschek

Luckau, 4. Februar 1888.

Gnädige Frau!

Ihr letzter Brief an mich datiert vom 28. November vorigen Jahres. Inzwischen waren Sie außerdem so liebenswürdig, mir ein Exemplar Ihres neuen Buches zu dedicieren — und auf alles das habe ich bis jetzt geschwiegen! Meine Scheußlichkeit ist zu evident, eine Entschuldigung wage ich nicht. D. h.: 4 Wochen war ich wegen einer Handverletzung schreibunfähig. Das hab ich schon in der Schule oft gesagt. —

Meinen allerinnigsten Dank für Ihre Dedication. Die größte Schmeichelei, welche meinem lyrischen nom de guerre bis jetzt widerfahren, ist jedenfalls dieses: „Otto Erich mit herzl. Gruß die Verf.“ — —

Also dieses Buch. Ich habe mir lange überlegt, wie ich Ihnen darüber schreiben sollte. Ob ich meinen Enthusiasmus dithyrambisch austoben lassen sollte — das konnte Verse geben. Lieber nicht.

Ich werde mich darauf beschränken, Ihnen anzugeben, was ich an Ihrem neuen Buche — auszusetzen habe: und werde dabei so grob sein, als möglich.

1. Reimen Sie lieber nicht, gnädige Frau!

Ihre Reime sind ja nicht falsch und nie geschmacklos: nie beugen Sie den Gedanken ihm zu liebe — aber sie kommen bei Ihren Versen nicht zu wirklicher ästhetischer Wirkung und damit nicht — zu ihrem Recht!

Der Reim paßt nicht zu Ihrer herb-sinnlichen Diction, zu dieser eigenartigen Gedrungenheit Ihrer Sprache.

Der Reim — steht Ihnen nicht. (Das Beste in Ihrem Buch ist denn auch reimlos. So das auf S. 25, so die Partie von S. 35—44.)

2. Eine Kleinlichkeit: Sie werden noch ganz zum Participium Präsentis werden, gnädige Frau!

Siehe S. 13: „In ihrem Banne gefangen / wandelnd — 2 schauend — 3 handelnd — 4 glühenden — 5 versuchend — 6 verfluchend“.

Mußte das durchaus ein halbes Dutzend sein? Sie werden sich vielleicht erinnern, daß ich Ihnen schon einmal denselben Fehler in der Diction nachwies. Es hilft Ihnen auch nichts, daß Sie jetzt auf mich wegen meiner naseweisen Kleinlichkeit sehr böse sind — trösten können Sie sich dagegen damit, daß dieser Fehler nur eine Folge der großen Tugend ist, daß Sie alles so anschaulich und gegen-

ständlich hinzustellen, jede Situation so knapp wie möglich zu concretisieren bestrebt sind.

3. Und das ist das Schlimmste: diese „Göttin der Vernunft" ist schrecklich. Diese ebenso nackte, als stolze Dame, welche sich vorstellt: „Mein Name ist Vernunft", und die nachher wüste Leitartikel schwingt — schrecklich!

Das ist Ballet. Man fragt: wer spielt „die Vernunft?"

Und schlimmer noch: es ist abstract, es ist construiert, es ist kahle, nackte Tendenz, Predigt! —

(Gröber kann ich nicht werden: ich muß sogar erst etwas verschnaufen. Denn Sie müssen sich die letzten Worte geschrieen denken. — So! — Richtig! aber nochviel lauter.)

5. Februar 1888.

Stehen Sie in gar keiner Beziehung zu M. G. Conrad?

Es würde mir eine große Freude sein, Sie als Mitarbeiterin für die „Gesellschaft" zu gewinnen. Diese Zeitschrift hat im Laufe des letzten Jahres unendlich gewonnen und ist jetzt wirklich die einzige Zeitschrift für lebendige Literatur.

Bitte, schreiben Sie mir, wie Sie hierüber denken. Es ist selbstverständlich, daß alles und jedes von Ihnen dort mit Begeisterung aufgenommen werden würde. Und das Publicum der Gesellschaft — „Wir" — sind jedenfalls diejenigen, welche Sie am besten würdigen werden, würdigen können, beziehungsweise bereits würdigen.

Ich werde gern — falls es Ihnen recht ist — Conrad veranlassen, daß er Sie um Beiträge bittet. —

6. Februar 1888.

4. Siehe oben.

Was den Ausklang Ihrer Dichtung betrifft, so habe ich noch ein großes Bedenken.

„Das Wort heißt Gott!“

Dieses Wort sollte aber nicht Gott heißen. Die Sache könnte heißen wie sie wollte und genau dieselbe sein, aber Sie dürften sie nur gerade nicht „Gott“ nennen. Sie werden mir zugeben, daß diese Betitelung eine willkürliche ist.

„Des Wiederfindens Zauberwort“, das tat-twan-asi im Sanskrit, das konnten Sie auch Liebe, Mitleid und wer weiß wie nennen.

Aber gerade „Gott“ nicht.

Sie haben dadurch zwar für manche prüde Seele den Anstoß vermieden, aber Ihrem Werke haben Sie die ästhetische Spitze abgebrochen.

Denn für einen nachdenkenden — Rechtgläubigen ist ja Ihr „Atheismus“ doch evident, und bei ihm wie bei dem wahrhaft Freidenkenden kommen Sie durch diese Terminologie nur in den Verdacht, sich gescheut zu haben vor der rücksichtslosen Consequenz des gewaltigen Aufbaus. Und das ist ästhetisch störend. Wenn S. 41 steht „Es ist kein Himmel“, S. 44 in grandioser Steigerung: „Dann giebts auch keinen Gott“, und schließlich S. 50 „Es ist kein Gott“ — dann ist es eine ästhetische Unmöglichkeit, wenn es am Schluß doch wieder heißt: „Dies Wort heißt Gott“ — und hier nun einfach unter den bisher in einem ganz concreten Sinn gebrauchten Ausdruck ein ganz neuer, absolut heterogener Sinn untergeschoben ist. —

Ich habe nicht die Vermessenheit anzunehmen, daß Sie diesen meinen Ausführungen beipflichten werden, aber ich weiß, Sie werden sie mir auch nicht verübeln.

Trotzdem ist meine Verehrung für Ihr geniales Buch eine unbegrenzte, und ich beuge mich vor Ihrer Schöpfergröße.

„Mehr gabst du Wunderfrau,
als ich zu wahren weiß —

nicht zürne, wenn dein Lehren
mich unbelehret ließ —"

sagt Siegfried.

Die sinnlich-phantastische Concretisierung des Gedankens, wie sie Ihnen zu Gebote steht, ist seit geraumer Zeit mein Kunstideal. Ich habe viel von Ihnen gelernt, meine Freunde verkennen nicht, wie janit-schekig ich geworden bin — aber ich bin eben nur scheckig geworden: es wird mir nicht gelingen, ganz und gar in Ihrer intuitiven Art zu empfinden und zu gestalten.

Mein Freund Heinrich Rickert, auf dessen Urteil in Kunstsachen ich außerordentlich viel gebe und [dem ich] daher zu großem Dank verpflichtet bin, ist, wie ich zu meiner großen Freude erfahren habe, bei Ihnen eingeführt. Da ich schon seit Jahren gewohnt bin, diesen Rickert um alles Mögliche und Denkbare zu beneiden, so hat — wie gesagt — dieser Umstand ihm mein Herz nicht entfremdet, sondern ich freue mich eben über denselben. Falls er daher einmal wieder zu Ihnen kommt, bitte ich ihm in meinem Namen die Hand zu reichen, damit er sieht, daß ich ihm nicht grolle.[15]

An Hans Heilmann

5. Mai 1888.

Lieber Papa!

Habe soeben deine Karte bekommen.

Nimm meinen herzlichen Dank! Du glaubst garnicht, was eine derartige teilnehmende Zustimmung für eine Erquickung ist in meiner misere-schwangeren Existenz, kannst dir keinen Begriff davon machen!

Und ich hatte große Bange. Aber nicht wahr, der Carl[16] ist doch das geworden, was ich wollte, eine kräftige,

derbe Figur mit scharfem Profil und energischen eleganten Schultern. Das ist die Hauptsache: Die Charakteristik. Stofflich ist und bleibt die Sache ja nur ein Kunststück gewagtester Art, aber als Übung und Talentprobe auch für dieses Gebiet hat es gewiß seinen Wert.

Mir ist ein Stein vom Herzen gefallen nach deiner Karte. Es ist keine Kleinigkeit, vor der Entscheidung der Frage zu stehen: hat man Talent zu sowas — oder hat man es nicht?

Wenn es mir aber gelungen ist, wirklich aus dem Sumpfe seichter Frivolität heraus den Leser Schritt für Schritt nachdenklicher, ernster und schließlich tragisch zu stimmen — wenn dieses gelungen ist — dann eheu fugaces — dann kann ich die Sachen an mich heran kommen lassen. —

Du wirst mir eingehender noch schreiben und vor allem auch das Urteil Hezels und des kleinen Pfohl mitteilen. Wenn dir etwas daran liegt, das Original zu behalten, so gehört es dir selbstverständlich. Wenn du eine Abschrift nehmen lassen willst — so kann ich das zwar eigentlich garnicht verlangen —, es wäre aber sehr freundlich von dir, denn ich möchte es natürlich gern ein bischen rumschicken, an Rickert, Hohenhausen, Alfred u. s. w. Wenn ich mal wieder über 50 Mark verfügen kann, werde ich es drucken lassen. Dafür thut es Schabelitz gewiß, und ich möchte doch gar zu gern gewisse erstaunte Gesichter sehen. Es dagegen auf eigene Kosten als Manuscript drucken zu lassen, hat keinen Sinn, der Graf Hochberg führt es doch nicht auf.

Für die nächste Woche ist mir nun endlich der Druck des Studenten-Tagebuchs versprochen.

Ich schwelgte die letzten Nächte durch am „Sinngedicht“ — ist das ein Buch!

Und dabei arbeite ich feste Deutsches Privatrecht.
Daher meine Eile heut.
Herzlichen Gruß!

Dei dankbarer

Erich.

Habe Rickert mit Gedichten von Conradi reingelegt, die ich ihm als von mir abschrieb und die er mir dann riet, noch mitdrucken zu lassen! —

Was machst du denn den ganzen Tag? —

Prosit!

An Wilhelm Walloth

Luckau, N. Lausitz, 6. Mai 1888.

Lieber Herr Walloth!

Also Sie sind wieder in Darmstadt und arbeiten, wie es scheint, sehr fleißig. Ich kann mich wenigstens bei meiner Faulheit absolut nicht in die Lage eines Mannes hineindenken, der einen Roman drucken läßt und einen andern schreibt. Das übersteigt alle meine Vorstellungen. Wenn mir einmal ein kleines (möglichst kurzes!) Gedicht leidlich gelungen ist, dann ruhe ich 4 Wochen auf Lorbeern und denke so leicht nicht an etwas Neues. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Überhaupt will ich es Ihnen ganz im Vertrauen sagen: das ganze jüngste Deutschland ist ein Schwindel. Und der „Realismus" ist ein Schwindel und der „Naturalismus" ist erst recht ein Schwindel — alles Schwindel. —

Wissen Sie, wie ich dahinter gekommen bin? Ich habe Gottfried Keller gelesen, gefressen, genossen — mit stets wachsendem Entzücken — und nachher hab ich mir überlegt: Donnerwetter, der paßt ja garnicht in deine dumme Ästhetik — und dann hab ich ein bißchen nachgedacht, und da ist dann allmählich der ganze Firle-

fanz von naturalistischen und sonstigen istischen Phrasen und Dummheiten von mir abgefallen, und ich habe bemerkt, daß ich auf einem lebensgefährlichen Holzwege rumpelte.

Mit Schaudern denk ich dran! Hatte sich doch bereits der * nicht entblödet, an den Vers seine ehrabschneidenden Hände zu legen, auf die ihn dann der * schlug — — wohin würden wir da kommen.

Wie würden unsere herrliche deutsche Dichtung einem möglichst stinkigen Experimentalroman vor die Füße geworfen haben — wir würden — aber nein: das ist ja unmöglich. Der gesunde Instinct des deutschen Dichters läßt sich wohl mal vorübergehend durch Weihrauch, Parfum oder Gestank benebeln, — aber er bleibt doch immer zuletzt der Sieger.

Und Dichter haben wir! Hat die Zeit! Ich kenne eine ganze Reihe — — — — — — — — — — — — —

Naive Symbolik des Stoffs und sinnliche Plastik der Form — das sind das Material — und Formalprincip der Dichtung. Und nicht die Alltäglichkeit, das Experiment, der Durchschnitt. — — Herzlichen Gruß!

Ihr Otto Erich.

An Hans Heilmann

Luckau, N. Lausitz, 17. Juli 1888.

Lieber Papa!

Ich verstehe dich nicht. Das kann doch dein Ernst nicht sein. Du bist verrückt. Du bist komisch. Du bist unlogisch. Du schreibst Unsinn.

„Der Künstler darf Modelle aus seiner Umgebung benutzen, wenn der Zweck, das Kunstwerk, die Mittel heilige. Hier wäre kein Mittel heiligender Zweck, und ich möchte dich daher aus dem Spiel lassen."

Mensch! Vater! Wo kann denn hier von einem „Modell" die Rede sein, das ich benutze! — Ich richte an dich eine Bierkarte, in der ich dich anulke — bist du da etwa „Modell", das ich benutze? Ich richte an dich ein Epigramm scherzhaften Inhalts — ohne Namen natürlich, kein Mensch, außer Freunden, ahnt, wer gemeint sei — bist du da „Modell" oder Adressat? — Selbstverständlich solltest du diese Bierkarte erst mit dem fertigen Buche, wie die andern, bekommen. Und nun — du scheinst diese persönlichen Epigramme nicht anders aufzufassen, als etwa die Persönlichkeiten in den „Phrasen" oder in „Größenwahn" — da du von Modellen redest. Modellarbeit halte ich allerdings für unanständig und unwürdig — zu der der Künstler gewiß „kein Recht" hat.

Aber wie du in diesem Falle davon reden kannst, daß ich kein Recht habe, über deine Person zu verfügen — ist mir ganz unerfindlich. Habe ich das Recht, an dich zu schreiben? Du wirst sagen: das geschieht nicht öffentlich. Wohl aber die völlige Anonymität vertritt in diesem Falle das Couvert, welches den Brief vor der Außenwelt verschließt.

Wer, in aller Welt, sollte sich wohl interessieren, zu fragen, wer ist denn mit dem Epigramm Nr. 2 da im Studenten-Tagebuch gemeint?!

Sei doch nicht so kleinlich und gönne mir die Freude, diese Invectiven an meine Freunde da zusammen zu haben. Wer dich nicht schon kennt, weiß nicht, worum es sich handelt, und wer dich kennt, wird den Sinn des Epigramms besser verstehen, als das „Modell" — wie du sagst.

Übrigens muß ich dir in dieser Beziehung wohl etwas helfen. Also der Epikureismus und das damit zusammenstimmende Junggesellentum, wie beide in den ersten 3 Zeilen betont sind, würde auf einen ausgebildeten Egoismus schließen lassen. Für jeden nun, der dich kennt, wird in der letzten Zeile: „Sage, wie kommt es da

nur u. s. w." in Form einer alten geläufigen Anulkung die dazu gegensätzliche und Allen wohl bekannte, aufopfernde und selbstlose Freundschaft, welche für dich charakteristisch ist, hervorgehoben.

Jeder Mensch würde das verstehen, aber dein Gehörn scheint unter der Hundstagskälte seinen Aggregatzustand verändert zu haben. —

Nun kommt hinzu, daß ich bereits gestern die Revision des vierten Bogens nach Zürich zurückgeschickt habe und daß Schabelitz mir neulich eine höfliche Karte geschrieben hat, worin er mich bittet, doch nicht zu viel Änderungen letzter Hand vorzunehmen. Durch diese Änderung aber, vorausgesetzt, daß sie überhaupt noch möglich wäre, würden 3 Seiten mindestens ganz neu gesetzt werden müssen und der Druck wieder um 8 Tage verlängert werden. Und ich muß so wie so eilen, wenn ich vor meiner schriftlichen Arbeit mit der Correctur fertig werden will: es kommen nun noch 4 Bogen, und was für welche! Also alles in allem: ich bitte dich, ernstlich und herzlich — von deiner Bitte abzustehen! Du zerstörst mir nicht nur eine harmlose Freude, sondern bereitest mir auch ernsthafte Unannehmlichkeiten, zumal ich Schabelitz versprochen habe, wenigstens nun nach der Revision keine Änderungen mehr vorzunehmen — und er gerade eine solche, deren Grund er nicht einzusehen vermag, für frivol halten muß.

Herzlichen Gruß! Dei Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Dobrilugk-Kirchhain, 16. August 1888.

Theurer Vater!

Eine Stunde Aufenthalt! — Und noch 5 Pf. Vermögen! Wie sollte ich dasselbe besser anlegen, als in einer Post-

karte an dich! Gestern in „Mockrehna“ (!) die Reise eines „Käfers“ wegen unterbrochen v. c. i.! Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein.

Dei Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Café Bauer, 25. August 1888.

Mein Thema: Eigentumserwerb des Finders — studiere ich zunächst — practisch — habe nämlich — Lore wieder „gefunden“ — — — —

Herzlichst dei Erich.

An Hans Heilmann

Berlin S. W. Hollmannstr. 20,I.
[Anfang September 1888].

Lieber Freund!

Gestern abend war ich wieder im Tristan und gehe diese Woche noch zum dritten Male hin. — Wenn auch die große Scene des 2. Acts völlig unter den Tisch fällt — vor Strichen überhaupt garnicht mehr zu sehen ist —, wenn auch die Sucher eine Puppe ist neben der Malten, wenn auch die Brangäne ebenso gut die Susanne aus dem Figaro sein könnte, wenn auch Niemann in besagter Scene alles Gedanklich-Lyrische mit flegelhafter Unverschämtheit blos markiert und mit seiner rauhen schmelzlosen Stimme die dort gebotenen Effecte unmöglich macht — so bleibt trotzalledem noch so viel Großes, daß ich wieder und wieder hingehen werde. Schon wie Niemann die Worte singt und spielt: „War Morold dir so wert — nun wieder nimm das Schwert“ u. s. w. Und im letzten Act ist er einfach genial — da kommt doch der schönsingende Gudehus nicht gegen ihn an. Und dabei ist das Besondere: wenn er da rauh und unschön

singt — so klingt das realisch — er erzielt gerade mit seinem Stimmmangel die größten Effecte. Es geht durch Mark und Bein, wie er mit einer Stimme, die schon absolut keine mehr ist, singt: „Verflucht sei furchtbarer Trank — verflucht, wer dich gebraut!" —

Rheingold ist eine witzlose Offenbachiade — Orpheus ist viel amüsanter. Donner allerdings drolliger als Mars.

Das Studenten-Tagebuch kommt diese Tage zur Versendung: ich habe noch kein Exemplar, würde dir sonst eins zu deinen niedlichen Füßen gelegt haben.

Donnerwetter — ich habe ja keine Zeit.

Herzlichst dei Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Berlin, Neubauer, 11. September 1888.

Lieber Papa!

Da du ja doch nach Amerika willst, so interessiert dich vielleicht eine Annonce, die ich soeben im Localanzeiger lese: „Ich beabsichtige im nächsten Monat mit meinem Weltruf genießenden Affencirkus zu einer Gastspieltournee durch Nord-Amerika nach New-York zu reisen, und suche ich zu diesem Zweck noch einige ältliche Paviane, welche geeignet sind, in den von mir dargestellten Pantomimen die Väterrollen (Heldenväter, komische Alte etc.) zu übernehmen. Reflectanten u. s. w."

An Hans Heilmann

Berlin, S. W. Hollmannstr. 20,[1] [etwa 25. September 1888].

Mei lieber Bappa!

Also mei grand père war hier. Die Angst, daß ich ins Bummeln geraten sei — nichts gethan habe u. s. w., hatte ihn hergetrieben. Als ich ihm hier nun aber mit ca. 80 wohlgeschriebenen Spalten Reinschrift ins Gesicht

sprang und ihm stundenlang Sachen vorlas, die er nicht verstand, wurde er immer weicher und gerührter — die Scene schloß mit einer Erhöhung meiner Monatsgage. Ich freue mich aber vor allem ernstlich, mit ihm wieder d'accord zu sein, denn ich habe einmal wieder gesehen, wie ihn das Gegentheil oder auch nur die Furcht davor geistig und körperlich angreift. Er war vor Erledigung der Sache 10 Jahr älter, als nachher.

Bei dem dann folgenden Dejeuner bei Fritz Töpfer waren wir beide in der Stimmung, Brüderschaft miteinander zu trinken. —

Um dich zu ergötzen, lege ich dir heute den Brief eines Gymnasialdirectors, bei dem ich früher in Jever in Pension war, über das Studenten-Tagebuch bei. Im Gegensatz zum guten Oertel ist diesem Herrn das Buch noch nicht philiströs genug.

Als Pendant schicke ich noch einen Brief des Edlen von Liliencron mit, der dir aus verschiedenen Gründen ebenfalls diebischen Spaß bereiten wird.

Dabei fällt mir ein, daß dich auch der letzte Brief Marias, in welchem sie ihre bevorstehende „diesjährige Niederkunft" annonciert, amüsieren wird: auch ihn lege ich daher bei. Auf die Zusendung des Studenten-Tagebuchs hat sie noch nicht geantwortet.

Dabei fällt mir ein: Die Psychologie der Lyrik[17] liegt in Luckau rettungslos zwischen meinen Büchern begraben: du mußt sie einstweilen verschmerzen. Interessant war daran übrigens nur die Einleitung. —

Da ich vorhabe, den [!] Weib nach Einholung des ausführlichen Urteils Rickerts noch einmal und womöglich mit Rücksicht auf die Bühne umzuarbeiten, möchte ich dich bitten, mir deine Änderungs- und Verbesserungswünsche mit möglichster Ausführlichkeit brieflich vorzutragen. Du hast wohl aus dem fertigen Tagebuch gesehn,

wie sehr ich mich im großen und ganzen bemüht habe, deiner Kritik gerecht zu werden. Habe ich dir doch z. B. sogar das schöne knochenfingerknackende Gerippe geopfert!

Eine Pause. — Eben war mein Vetter C. bei mir: er klagt mir seinen Ärger, seine Not! Wie ich dir schrieb, hat er die Lore durch mich kennen gelernt — Louisnatur! — hat sich in sie verliebt, hält sie aus und — sieht sie eben aus meinem Fenster am Arm eines Andern vorbeigehen. Jetzt ist er natürlich auf ihrer Fährte. Ach, es ist zu drollig — es muß einem nur nicht selber passieren. —

Was mich in der Beziehung betrifft, so lebe ich ruhig und streng monogamistisch mit mei Selma — und bin des sehr zufrieden. —

Vom 1. October ab ziehe ich nach Kronenstr. 16^{III}, wo ich für 110 M. ein sehr großes, nobles Zimmer mit voller Pension habe. Ich hoffe stark, dich dort noch einmal zu sehen, bevor du unter die Wilden gehst.

Oder hast du deinen Plan geändert? Schreibe mir doch auch in dieser Beziehung von dir!

Vom Kleinen wirst du dich nun trennen müssen — und dann in Leipzig ganz allein sein. Willst du da nicht lieber noch einige *stille* Tage hier in Berlin zubringen? Über die Ergebnisse deiner Reise, wie über so manches andere, möchte ich noch mit dir reden ....

Herzlichen Gruß! Dei Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

W. Kronenstr. 16, 11. October 1888.

L. P.!

Erwartete heut eigentlich einen Brief. Du wirst indes alle Hände voll zu tun haben, um zu deinem Abgang zu rüsten. Von den Büchern, die du von mir noch hast, such dir aus, was dir etwa die Fracht über das große

Wasser noch zu verdienen scheint, und nimm es als von mir dediciert an — das Gros derselben aber, mit anderm Worte den Schund, bring mir bitte hierher mit. — Werde dich übrigens bei deiner Ankunft hierselbst mit einer größeren Dichtung von mir überraschen können. S. schreibt sie z. Z. mit dem Ernste der Biederkeit ab. — Ich freue mich riesig auf dein Kommen. Schreibe nur nicht sämmtlichen Juden und Judengenossen hier. Auerbach möchte ich freilich ganz gern mal wiedersehen, er hat auf eine Karte von mir nicht reagiert.

Herzlichst dei Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Luckau, 4. December 1888].

Besser kann ich meine „romantische charakterlose Reimdudelei" — (gut geschnauzt, Löwe!) — nun nicht mehr machen. Du möchtest einem eben alles verleiden. Den bewußten „goldenen" Kessel hab ich für mich schon bis zur Weißglut einschmelzen müssen. Alle Welt ist hier jetzt verrückt, will bezahlt sein: man glaubt sich in Dalldorf! Meine Lage hier ist eine unglaubliche. Ich sehne mich nach Frühlingstau, nach einer „pommerschen Gänsebrust", mehr noch nach meiner eignen Frau — des schlimmsten Katers bin ich mir bewußt! Mein wahrer Trost ist jetzt der grüne Schnapsheinrich: sende mir nur schleunigst den 4. Band!

Herzliche Grüße und der Mieze einen Kuß!

Dei Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Luckau, N. L., 11. December 1888.

Geliebter Vater!

Von Kränkung ist natürlich keine Rede. Ich sehe ja ein, daß die Functionen deiner Gehirncentren gewissen

natürlichen „Schranken“ unterworfen sind, über welche sie nie hinauskommen werden. Wie sagt doch Bismarck? „Wer sich der eigenen Unzulänglichkeit bewußt ist u. s. w. . ., wird duldsam gegen Andere“. Mit dem 4. Bande vom grünen Heinrich würdest du mir z. Z. keinen Gefallen, sondern eine Wohltat erweisen! Wie geht es mit die Strampelbeene? Deinem häufigen Theaterbesuch nach gut. Bist du schon in der Lage gewesen, der Mieze nach Verdienst entgegenzutreten? Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein. Leo Berg hat sich nach deiner Adresse erkundigt. Ich würde dir raten, einmal etwas mit ihm zu verabreden. Seine Adresse ist N. O., Büschingstr. 17 II.

Der Raskolnikow ist mir zu gräulich, meine Gefühle werden durch denselben zu empfindlich verletzt. Ich werde demnächst, wenn ich erst die nötigen Gedichte gemacht habe, eine neue selbständige Gedichtsammlung drucken lassen. Überraschend — was? Du Simpel!

Herzlichen Gruß! Dei Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Leipzig, 20. December 1888.

Lieber Papa!

Es ist weder leicht noch angenehm, seinen eignen Sohn zu töten!

Herzlichst dei Erich.

Zwei Postkarten an Hans Heilmann

[Leipzig, 21. December 1888.]

Mei Pappa!

Es ist gekommen, wie ich mir das in dem ahnenden Schoße meines Gemüts gedacht hatte. Ich habe mir eine Privatwohnung gemietet und sitze nun jeden Abend im

Orchesterraum des Carolatheaters und lasse die Meininger spielen. Die Stücke stehen leider nicht auf der Höhe der Aufführung. Heute ist Wintermärchen, morgen Ahnfrau. Die Gespenster sind von der Polizei abgesetzt, nachdem sie in Dresden bei einer einmaligen Aufführung den Sturm einer edelsten Entrüstung hervorgerufen haben: die Mäuler der Elb-Athener sollen noch jetzt von dem Schreien und Pfeifen verschönt sein. Chronegk wird die Gespenster nun vor einem geladenen Publikum erscheinen lassen und mir ist durch den Einfluß Oberbreyers und eines Dr. Noltbuer eine Einladung sicher. Meine Begeisterung für das gesprochene Drama ist ganz neu erwacht: wie lange ist es her, daß ich mit Thränen im Auge und Schauer im Herzen vor einer Tragödie gesessen habe! Ich schwelge und gelobe aufs neue meine Seele dem Staube der Bretter, welche wirklich die Welt bedeuten. Meine Adresse ist bis auf Weiteres: Burgstraße 19$^{III.}$

Herzlichen Gruß! Dei Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Ronneburg, 28. oder 29. December 1888.]

Mei lieber, guter Bappa!

Habe soeben mit bestem Dank deinen — Brief (!) erhalten. Würde mich ausgiebig revanchieren, wenn ich nicht Gotts Wunder, Wunder, Wunder mitten in einer Arbeit stäke. Mein „Frosch" macht mir einen diebischen Spaß, und das Schönste ist: ich weiß, Euch wird er auch Spaß machen! Ich habe vielleicht die Hälfte. Zum Vierten, wo ich in Leipzig bei Bülow sein will, (auch Hezel ist dann wieder da), soll und muß die Menkenke, die 3 bis 4 Bogen stark wird, fertig sein, sie muß womöglich gleichzeitig mit der Erstaufführung von der Frau vom Meere noch erscheinen. Um einen neuen Verleger ist mir durch-

aus nicht bange, denn hiermit läßt sich Geld verdienen: auch werde ich die Sache nicht ohne Honorar weggeben. Ich freue mich wie ein Kind auf den Abend, wo ich in Leipzig die Sache einer gewählten Gesellschaft vortragen werde! Was meinst du: soll ich Otto Erich oder Erich Hartleben oder Otto Erich Hartleben zeichnen?

An Hans Heilmann

Ronneburg, Zum Hirschen, 31. December 1888.

L. P.!

Das „Dreikaiserjahr" geht zu Ende und das Jubiläumsjahr bricht an: möge es uns gute, liebe Menschenbrüder würdig finden! Mein Einacter schreitet rüstig fort: er rundet sich technisch vorzüglich ab. Ich bin äußerst gespannt auf deine hoffentlich recht ergiebige Schnauze! — Du müßtest mich hier sehn! Als wir beide heute Nachmittag auf den bereiften Hügeln hier in R. herumkletterten, sagte S. auf einmal: jetzt müßte uns der Papa sehen, was wir für biedere Kleinstädter geworden sind! Es ist hier wirklich so gemütlich und einfach dabei, daß dies Leben ordentlich wohlthuend sogar auf mich wirkt. Und dabei diese Arbeit, an der ich meine Freude habe — ich bin zur Zeit wirklich ein glücklicher Mensch. Aber es geht vorüber. Das stumpfe gemütleere Hôtelleben in Luckau ist natürlich ganz was anderes. Aber auch das geht ja vorüber. — Ach, ist der grüne Heinrich ein Buch! Ich habe ihn nämlich erst hier zu Ende gelesen. Wenn es irgend geht, schustere ich dir wieder die Correcturbogen zu — oder möchtest du diesmal warten, bis das Ganze gedruckt vor dir liegt? — Halt! Ich habe eine Idee! Ich packe die bisher fertigen Blätter fix ein, lasse sie hübsch einschreiben und schicke sie dir zum Schnauzen — id est: productive Kritik! Aber nur einen Tag behalten! Am Dritten muß

ichs wieder haben. Gesunde Idee übrigens, daß du französisch übersetzen willst, werde mit Oberbreyer darüber sprechen. Empfehle dir die beiden Goncourts, von denen fast nichts übersetzt ist. Baake empfahl mir neulich ein Buch von ihnen, was er vorzüglich fand und dabei äußerte: wenn ich nur Zeit hätte — das würd ich gleich mal übersetzen. Ich schreibe noch heute eine Karte an ihn mit Rückantwort wegen des Titels. Übrigens, wenn du nicht auch son „Frosch" wärst — würdest du längst in einem literarischen Kreise sein. Ich werde dir nun mit deiner gütigen Erlaubnis einen sehr netten Juden namens W., der mit all jenen in Verbindung steht, direct auf die Bude schicken, damit er dich einführt. Da ergeben sich dann eine Reihe von Anknüpfungen und Möglichkeiten von selber und ganz abgesehen davon sind eine ganze Menge höchst interessanter Kerle dazwischen, die dir Spaß und Anregung geben werden. Der eine oder andere Lump ist zwar auch dabei: die wirst du schon erkennen. H. hat mir versprochen, dir seine Schuld zu schicken, er behauptete, es zu können. Wenn wir irgend können, schicken wir dir ein paar Altenburger Ziegenkäse. Meinen Aufenthalt in Leipzig habe ich mir am Vorabend meiner Abreise mit unerhörtem Dusel ertempelt. Der kloane Pf. ist jetzt, wies scheint, a graußer Mann in Leibzch. Trinkt nur noch Rotspohn in einem famosen Kreise . . u. s. w. u. s. w.

Herzlichst dei Erich.

An Wilhelm Bölsche

December 1888.

Herbststurmwind.[18]

Euch hat der Sturm begnadet,
erfaßt hat Euch sein Hauch:
da nun zum Tanz er ladet,
Euch lud er auch! —

Hei! Wie die welken Blätter
im fiebernden Totentanz,
im siegenden Todeswetter —
aufleben ganz!

Nicht länger bleich und blutlos,
klebt Ihr am kalten Zweig —
zur Lust riß Euch die Wut los:
Luft Euer Reich!

Rast Ihr verlornen Fetzen
im Todestaumel zu,
in todeswilden Sätzen
auch du, auch du . . .

Dich hat der Sturm begnadet,
erfaßt hat Dich sein Hauch:
Da nun zum Tanz er ladet,
Dich lud er auch!

Otto Erich Hartleben.

Zwei Postkarten an Hans Heilmann

[Ronneburg, 3. Januar 1889.]

Lieber Bappe! Soeben mit Dank deine Rücksendung erhalten: just als ich mit dem Ganzen fertig geworden war. Es sind 70 Blätter geworden, also einige dreißig Druckseiten. Ich reibe mir die Hände: diese kleine, nichtsnutzige Arbeit wird mich einführen. Der Ehebruch ist ja ganz secundär: die Pointe ist ja die Impotenz des Oberlehrers. Zum Schluß bekommt der Frosch seine ersten Prügel von seinem Vater, Meiners, auf die er schon immer als auf „das Schauderbare" hingewiesen hat — und S. hebt den Zeigefinger und fragt tiefsinnig: „Das Schauderbare?" — Vorhang! — Aber du bist doch noch etwas mitteilsamer? Morgen reise ich mit dem Manuscript nach Leibzch.

Ich wohne wieder Burgstraße 19^III bei Frau König.

Von Leibzch schreib ich dir, wie ich das Ding untergebracht habe. Was meinst du zu Reclam?

Was sagst du übrigens zu der Frau vom Meere? Die Handlung wird immer dürftiger bei ihm. Die Gespenster und der Volksfeind sind doch was ganz anderes. Zumal für den letztern hab ich mich wieder recht begeistert. Da ist auch noch keine Symbolfaxerei drin, überhaupt wenig Manier.

Herzlichen Gruß! Dei Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Leibzch-Bavaria, 5. Januar 1889.

Mei Papa!

Die Kerle sind hier zu stumpf und zu borniert, um eine Parodie zu genießen. Vor allem kennen sie Ibsen gar nicht, wie mir jetzt schauderhaft klar geworden ist. Sie haben zwar dies und jenes gelesen, aber für die Eigenheiten, für das eigentlich Charakteristische bei ihm haben sie kein Verständnis, vielleicht auch keine Organe. Jedenfalls Reißner hat recht: eine Ibsenparodie kann nur in Berlin gedruckt werden — weil sie nur in Berlin N. und W. verstanden wird. Es kommt auch alles drauf an, daß die Sortimenter der Friedrichstraße das Ding dem Publicum in die Hand drücken. Dann hat man aber auch Aussicht, bekannt zu werden.

Besten Gruß! Dei Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Berlin, 1. Februar 1889.

Mei Vater!

Entschuldige, wenn ich heute nicht um deine Füße meine
Thränen flechte —
zu Biere geht der Krug so lange, bis er bricht . .

So brach auch ich wohl gestern? Ja, ich dächte:
die Wahrheit ist, daß ich im Kreise der Fraction
mich gestern mörderisch besoffen habe —
„keilte“ man mich? Wer weiß — o wüster Hohn:
bis heut um Sechs war bei Schlaf meine Labe.

Dei Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Luckau, 18. Februar 1889.]

Oh mon Dieu, mon Dieu!
Certainement une image pour des dieux: le Petit et la Lore!
Le Petit, qui croit naturellement toutes les grosses choses.
Ah voilà un homme ingénu pour cette ingénieuse!
Enfin: elle a trouvé un naif!
Il m'a prie, que je n'écrive pas „um Gottes Willen“ à Lore, qu'il soit „marié“! —
Oh cette Loreley! —

An Hans Heilmann

Luckau, N. L., 28. Februar 1889.

Lieber Papa!

Ich befinde mich gerade in einer sehr niederträchtigen Stimmung, und da ich neulich bei einer Gelegenheit erprobt habe, daß mir die Gabe, eine solche in leidlichen Versen wiederzugeben, nunmehr auch glücklich abhanden gekommen ist, so will ich sie wenigstens an dir auslassen. Das Papier und ein auf das Streckbett geschnallter Patient müssen ja geduldig sein. —

Mit jeder Post kann jetzt meine Vorladung zum Termin kommen. Ich habe mich durch ein Schreiben an den

Präsidenten, indem ich meine jetzige Adresse angab, noch besonders in Erinnerung gebracht.

Mir wäre schleunige Erledigung erwünscht. Dem Ausgange stehe ich fast gleichgültig gegenüber. Die Aussichten sind in einem Falle so verlockend, wie im andern.

Komme ich durch, so muß ich in den Staatsdienst treten, dem Sieger von Müncheberg schwören und 9 (!) Monate an einem kleinen Amtsgericht als Referendar thätig sein. Die ganze Mischpoche von Familie zählt mich dann wieder mit, die „Gesellschaft" sanktioniert mich — ich will dir offen gestehn, daß ich mich davor fürchte. Ich fühle mich nicht stark genug, um nicht doch in gewissen Dingen mitzumachen und so ganz allmählich in ein verfluchtes Peu à peu hineinzugeraten. Dann ist alles aus.

Oder ich falle durch. Dann bin ich zwar ein freier Mann und singe: aber dann werde ich an die verfluchte Tagesschmiererarbeit gehen müssen, um weiter leben zu können — abgesehen davon, daß ich dann um mindestens 40000 M. Erbaussichten ärmer bin, d. h. um die volle Hälfte meiner Portion.

Trotzdem glaube ich, daß man, wenn man die Quantität der Chancen für mich von einem etwas höheren Gesichtspunkt aus abwägen könnte, — daß man mir gratulieren müßte, wenn ich durchfiele. Ich befände mich dann einmal in der Not, in der wirklichen, reellen Not — müßte schwimmen und lernte es vielleicht bei der Gelegenheit, aber einstweilen stelle ich es mir noch ziemlich gräßlich vor, in Berlin ohne 300 Mark Monatsrente zu vegetieren, und kann mich einer artigen Gänsehaut bei dem Gedanken nicht erwehren. —

Morgen wird im Wallner-Theater eine einactige Ibsenparodie: „Die Mitternachtssonne" aufgeführt. Ätsch! — Ach! wer doch wenigstens Jude wäre! —

Hast du nun wohl die reichliche Gelegenheit, die du dazu hattest, benutzt, um über deine eigne schafsdämliche Lage mit dem dir gebliebenen Verstande nachzudenken? Hast du dir nun endlich einmal einen Plan gemacht und den Vorsatz gefaßt, nach diesem zu handeln? Oder wirst du schließlich ebenso ziel- und haltlos aus dem Krankenhause wieder herausschwanken, wie du in dasselbe hineingetragen bist?

Man muß es dir lassen, du hast eine eigne Auffassung von den socialen Aufgaben des Menschen: Zwang, gegen Fähigkeiten und Anlagen zu arbeiten, — duldest du nicht; selbstbestimmt, gemäß den Fähigkeiten und Anlagen arbeiten, — thust du nicht. Wenn man dir keine Rente zahlt, daß du behaglich leben kannst, dann ist es den dummen Menschen ganz recht, daß du dich schließlich gemütlich totschießt. Wahrlich ein in seinen Consequenzen recht eigenartiger Idealismus! —

Galligen Gruß! Dei Erich.

An Detlev v. Liliencron

Luckau, N. L., 4. März 1889.

Lieber Herr Baron!

Es ist eigentlich nicht recht, daß ich Ihnen immer nur schreibe, wenn ich Ihnen ein neues Buch zusende. Dazu laß ich doch nicht genug drucken.

Aber ich habe z. Z., da ich nun ganz kurz vor einem Examen stehe, wirklich eigentlich gar keine Zeit.

Lassen Sie denn nicht nächstens mal wieder Verse drucken? — Ich will Ihnen statt weiteren Schwätzens auf die nächste Seite ein kleines, gestern entstandenes Gedichtchen setzen. Und damit herzlichen Gruß!

Ihr Erich.

Kokett?

„Sag mir nun ernsthaft:
warst du zufrieden so?
Habs dir doch recht gemacht?
War nicht kokett.

War auch so sittsam:
habe kein Wort gesagt,
immer nur zugehört — —
War ich kokett?“ —

I Gott bewahre:
Köpfchen nach links geneigt,
Zopf auf die Brust gelegt —
gar nicht kokett!

Postkarte an Hans Heilmann

Luckau, N. L., 5. März 1889.

L. P.!

Leo vom Berge schnauzt mir an, daß ich dir ganz vernachlässigte! Ja, mein Gott, hast du denn die Luckauer Sonntagsblätter nicht bekommen? Und meinen neulichen liebevoll groben und so recht eigentlich geistvollen Brief? Und die tiefsinnigen, auf dem Mistbeet gewaltsamer Pandectenstudien aufgeblühten Lyrikblüten — o du Dickhäuter, du Schmerbauch, jreift denn jar nischt mehr in die Saiten deiner Seele? — Ik würde dir ja janz jerne lieber Briefe schreiben, als römisch Recht lernen: aber ick habe doch nich umsonst 1½ Jahre lang Repetitor geschwänzt, ick muß doch ooch mal en bißchen in die Bücher kucken: denn formell bleibt et doch immer ’n Reinfall, der Durchfall. Termin ist mir noch immer nicht jeworden und dieses Warten ist höchst „schauderbar“: O wär ich in Berlin, bei dir im Norden, der Zustand hier

ist scheußlich, es ist wahr! Erhieltst du denn den Frosch von Norwegs Fjorden? Verpumpe aber nicht dein Exemplar: denn andere mögen selber eins sich kaufen, sie können mal drei Seidel weniger saufen.

Herzlichen Gruß! Dei Erich.

An Hans Heilmann

Hannover, Warmbüchencamp 12, 5. April 1889.

Mei lieber Papa!

Anbei sende ich dir den „Adam Mensch" von unserem gemeinschaftlichen Freunde Conradi. Ich habe dieses ethisch-heillose Buch mit viel Interesse gelesen, obgleich der Ekel unter Umständen alles zu bewältigen drohte. Jedenfalls steht es künstlerisch unendlich viel höher, als die bisherigen Arbeiten Conradis. Du wirst ja sehen. —

Siegfried und Götterdämmerung habe ich hier in einer Aufführung gesehen, die einfach jeder Beschreibung spottet. Jetzt weiß man erst Leipzig in der Beziehung zu schätzen. — Das hiesige Theater ist überhaupt auf einem Hund, der, glaub ich, von L. oder so heißt.

Mein Großvater ist von einer großartigen Güte gegen mich; ich bemerke bald an dem, bald an jenem mit wirklicher Rührung, wie unendlich lieb mich dieser prächtige alte Mann hat. Er ist jetzt wieder ganz rüstig und lebt ordentlich wieder auf, wenn wir vormittags allein zusammen spazieren gehen, dann einen Frühschoppen zusammen trinken und schließlich nach Tisch, nachdem sich die Weiber verlaufen haben, noch eine Zeitlang beisammen sitzen. Dann erzählt er und erzählt mit einer Lebendigkeit und einer spontanen Plastik, die mich unter Umständen auf das Höchste frappiert. Es ist mir manchmal, als wäre ich ihm unendlich nahe blutsverwandt, als wäre ich ihm, was Temperament und Stimmungsfähigkeit be-

trifft, wirklich alles ganz allein schuldig. Vom kältesten Trotz bis zur zartesten Gefühlsschwellung steht ihm die ganze Skala der Gefühlswelt zur willkürlichen, gewissermaßen souveränen Verfügung, und während er erzählt, spiegelt sich das alles mit größter Lebendigkeit in seinem ausdrucksvollen edlen Greisenkopf, in seinen wunderbarerweise noch immer tiefblauen Augen. Es ist ein herrlicher Mensch von großer, unverkümmerter Leidenschaftlichkeit, mit seinen 84 Jahren ein ganzer Kerl!

Du wirst dich vielleicht über diesen Panegyrikus wundern und darüber hohnlächeln. Das wäre aber unrecht von dir. Du mußt bedenken, daß ich die ganze Zeit, wo wir uns kennen, mit meinem Großvater auf einem gespannten Fuß gelebt habe: eine Spannung aber, welche, an sich unnatürlich, jetzt völlig gewichen ist. Seit meiner frühesten Kindheit, bei Lebzeiten meiner Eltern habe ich immer nur mit meinem Großvater in einem eigenartig intimen Verhältnis gestanden. Er ist streng gerecht gegen meine Geschwister und sorgt für sie mit der größten Pflichttreue — lieben aber thut er nur mich, solange ich das Leben habe — das zeigt sich bei jeder Gelegenheit, und so sauer ich ihm das Leben gemacht habe — ich liebe ihn auch.

5. April 1889, morgens.

Soeben tritt Le Petit in grand Uniform vor mein keusches Junggesellenlager. Seine erste Frage ist: Hast du deine Schulden bezahlt? — Ja. — Alle? — Ja. — Schneidiger Kerl! Muß jetzt meine Kleine abholen. Komme nachher wieder. Adieu. — Und weg war er. Wir werden dir eine Bierkarte schreiben.

Ich hatte gehofft, daß ich, wenn auch nicht am Ersten dieses Monats, so doch in der ersten Woche angestellt werden würde. Das scheint sich aber nun noch länger hinauszuschieben, und das ist mir äußerst peinlich wegen

S., die Geld haben muß. .... Man braucht ja nicht zu versichern, wie viel Geld man noch in der Tasche hat, sondern nur, daß man keine Schulden hat.

Ebenso bitte ich dich, den Adam Mensch, sobald du ihn ausgelesen hast, an S. zu schicken; ich habe ihn ihr versprochen.

Meine „Quietschhos"[19] schreitet rüstig fort, bitte dich darüber strengste Discretion zu bewahren, da ich keine Lust habe, als Referendar weggejagt zu werden, noch bevor ich angestellt bin. Das Ding bekommt unter meiner Hand aristophanische Züge, die sehr gefährlich sein könnten für den zum Glück anonymen Verfasser. Wenn Richter Wort hält, wird das Ding zweifellos Höllenlärm machen.

Was macht denn nun dein Hüpfebein? —

Leb sehr wohl, erfülle bitte bald meine obige Bitte und schreib mir mal einen vernünftigen Brief!

Herzlich grüßend dei Erich.

An Hans Heilmann

[Stolberg.] 18. April 1889.

Mein lieber Papa!

Deine Hofbräukarte ist mir von S. hierher nachgeschickt. Mensch, Vater — hier mußt du herkommen, sobald du irgend kannst! Du glaubst garnicht, wie himmlich schön es hier ist. Wenn du einmal die Aussicht aus den Fenstern meiner Privat-„Etage" genießen könntest, du würdest einfach außer dir sein!

Denke dir, dieses Thal — oder dieser Complex von drei ineinanderfließenden Waldthälern ist so eng, daß die Chaussee, welche zugleich die einzige Straße der Stadt bildet, auch das einzige ebene Stück Land ist: rechts und links stehen die Häuser schräg an den Bergen und hinter den Häusern beginnt der steile Wald: unten Eichen und Buchen — oben Edeltannen.

Von meinem Fenster aus seh ich jetzt tief unter mir die Dächer des Städtchens — schwarze Schatten, zwischen denen das Rauschen des schnellfließenden Waldwassers herauftönt, und gegenüber — geradeaus das mondbestrahlte, tannengezackte Profil eines hohen Berges — schneidend kalte, aber berauschend frische Luft weht herüber, und der Mond tritt langsam hinter dem aus der Tiefe spitz aufragenden Kirchenturm hervor.

Denn ich habe in dem nächst dem Schlosse höchstgelegenen Hause von Stolberg mein Quartier genommen.

Noch sind die Buchenwälder von den welken Fruchtkapseln des vorigen Jahres bräunlich-violett gefärbt, die Sonne contrastiert sie seltsam gegen das Schwarzgrün der Tannen — aber noch viel schöner muß es sein, wenn das erste Grün endlich hervorleuchtet.

Dann mußt du kommen.

Du bist hier ganz mein Gast und brauchst nur die Reise zu bezahlen, hier kannst du dich, wie nirgendwo sonst, erholen: denn die Luft hier — schöner und reiner kann sie nirgends sein: selbst in den heißesten Sommertagen sinkt hier die Temperatur auf 3 Grad des Nachts.

Ich fühle mich hier so lebendig und frisch, du glaubst es garnicht. Du wirst staunen, was ich in dieser Umgebung noch schaffen werde.

Verzeih die etwas enthusiastische Stimmung dieses Briefes, die mich aber diese ganze Zeit beherrscht hat. Zur Ernüchterung meine Type.

Herzlichst dei Erich.

An Hans Heilmann

Stolberg a. H., 1. Mai 1889.

Lichtlose Nächte ruhen auf den Thälern
und aufwärts rauschen laut die Felsenbäche,

die kühlen Wasser aus dem kühlen Dunkel. —
Ich sehne mich nach einer hellen Quelle,
nach Licht in reichen, bunten Strahlenspielen!
Die Nächte töten — o wann naht der Morgen,
an dem aus Klippen springt der klare Sprudel,
daß Perlen in der Sonne farbig leben!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Meine Funktion hierselbst ist die eines Kgl. preußischen Gerichtsreferendars — und zwar dieses in ausreichend markanter Weise, dächte ich. Wenigstens sitze ich jeden Morgen von 8—1 Uhr protocollierend auf dem Gerichtsstuhl des Gerichtsschreibers und bemerke erst jetzt, daß ich nicht auch erst das Schreiben erlernt habe.

In dem Erkerturm rechts auf No. IX der beigelegten Photographien, in der zweiten Etage, ist unser Amtsgericht, und in dem Erkerzimmer sitzen wir. —

Meine Wohnung kannst du auf den Bildern I—VI stets sehen. Am besten auf No. V. In dem französischen Mansardendach nämlich, welches da hinter dem Kirchturm sichtbar wird, speziell hinter dem da links sichtbaren Fenster sitze ich z. Z. und schreibe dir. Es ist das, wie ich dir wohl schon schrieb, abgesehen vom Schloß, die höchste Wohnung in Stolberg, und du kannst dir wohl vorstellen, was für ein wundervoller Blick von dort ist. Ich werde diesen Blick übrigens in den nächsten Tagen photographieren lassen, und du kannst dann ganz genau wissen, wie ich jetzt die Welt sehe.

Gruß! Erich.

An Hans Heilmann

27. Mai 1889.

Mei guter Bappa!

Heil! Wunsch und Zutrunk, Edelster der Zecher! — Freue mich riesig! Alles glückt mir jetzt. Meine

Verhältnisse sind so rangiert, wie möglich, mein Weib wird wieder gesund, wie mir Korman schreibt, ich selber fühle eine gesunde Fülle geistiger Kraft in mir und daß mir nun auch dies — offen gesagt: wider Erwarten! — geglückt ist, das erfüllt mich wirklich mit einer heitern Zufriedenheit, welche wirklich diesem wunderbaren Maiwetter des Jubeljahres 1889 voll entspricht.

Ich hoffe, daß auch auf dich dieser Erfolg, so bescheiden er ja sein mag, eine günstige liebenswürdige Wirkung hat. Es ist doch wenigstens etwas und es ist vorbei mit der stumpfsinnigen Zwecklosigkeit, die dir bisher so manche trübe Stunde bereitet hat, und unter deren Last du Gefahr liefst, ein galliger, verbissener Kerl zu werden, der an sich und der Welt keine rechte Freude mehr hatte und im Nörgeln und Schnauzen seinen Grimm über das eigene Brachliegen ausließ.

Deshalb am meisten freue ich mich darüber, daß du nun einen gewissen Anschluß erreicht hast, und zweifle garnicht daran, daß sich hiermit, so gering es an sich scheint, eine entscheidende Wendung fürs Leben vollzieht, denn ich habe dein Lob mit voller Überzeugung gesungen und glaube ernstlich, daß du ein guter und tüchtiger Journalist wirst.

Wenn du liebenswürdig sein willst, komm nun endlich ein paar Tage hierher. Deine ewigen Einwendungen und Bedenken hatten mich, offen gesagt, etwas verschnupft. Entweder du kannst oder du kannst nicht; wenn du aber nur irgend kannst, wär es unrecht von dir, meine wirklich herzlich gemeinte Einladung nicht zu berücksichtigen.

Ich hätte so sehr viel mit dir zu besprechen.

Also nochmals: bitte, bitte!

Dei Erich.

An Hans Heilmann

30. Mai 1889.

Lieber Papa!

Da die Sache jetzt abgeschlossen ist, kann ich dir ja offen sagen, daß ich dich schauderhaft beneide und daß ich die Stelle in Magdeburg mit Handkuß selber angenommen hätte.

Ich sehe absolut nicht ein, weshalb und wozu ich mich als Referendar mit Protocollieren plage, zumal auch der relative Zweck dieses ganzen Stumpfsinns, nämlich die Aussöhnung mit meinem Großvater, nicht einmal erreicht ist.

Ich komme mir daher manchmal, wenn ich z. B. so von früh um Acht bis Drei unausgesetzt Grundbuchsverhandlungen geschmiert habe, in einer Weise dämlich und genarrt vor, daß es mir ist, als ob mich jeder verständige Mensch auslachte.

Daher hatte ich denn auch im Grunde meines Herzens den Gedanken, daß, wenn du nicht annähmest oder trotz aller redlichsten Bemühungen nicht conveniertest — ich es selber versuchen wollte. Vorher mußte aber natürlich alles Mögliche versucht werden, daß du hingedeichselt würdest.

Ich bitte das übrigens nicht so aufzufassen, als ob ich dir deinen Erfolg nicht von Herzen gönnte, aber du glaubst nicht, was ich manchmal in meiner Eigenschaft als Referendar für einen unheimlich fatzkenhaften Eindruck auf mich selber mache! —

Da du nun Geld hast und im Notfall auch noch etwas von mir bekommen kannst, so — ach Pardon: ich lese deinen Brief noch einmal daraufhin durch und finde, daß du schon am 1. Juni nach Magdeburg gehst, da kannst du freilich unsere Reise wohl nicht mitmachen: da werde ich mir vielmehr gestatten auf der Rückreise, Mitte

nächsten Monats, auf ein oder zwei Tage nach Magdeburg zu kommen: natürlich nur, wenn es dir paßt und du gewillt bist, meinen Besuch zu erwidern. — —

Stöcker wird übrigens diesen Sommer auf längere Zeit zu unserem christlich-sozialen, mit ihm sehr befreundeten Amtsgerichtsrat hierher kommen: du wirst also jedenfalls seine persönliche Bekanntschaft machen, auf welche ich selber sehr gespannt bin.

Ich schrieb dir wohl neulich, daß ich mir den Blick von meinem Fenster aus wollte photographieren lassen: ich bin heute in der Lage, dir ein nicht übles Bild davon beizulegen.

Ich mache hin und wieder ein paar Verse, sonst — Protocolle. R. kann es laut der Bierkarte also doch nicht lassen, über S. Witze zu reißen, von denen er weiß, daß sie mich verletzen. Ich habe ihm das nun oft genug gesagt und zähle ihn hiernach nicht mehr zu den Menschen, mit denen ich verkehre.

Im übrigen habe ich für Leipzig auf den Abend des 7. Juni mit Korman eine Sitzung bei Aeckerlein verabredet, zu der ich hiermit auch dich in aller Form einlade. Wenn du mit dem Nachmittagsschnellzuge 3,25 von Magdeburg abfährst, treffen wir uns 5,3 in Halle und sind 5,45 in Leipzig. Am andern Morgen geht der Schnellzug um Elf in einer Stunde und 57 Minuten nach Magdeburg zurück. Das Retourbillett bezahle ich. —

Ob du mir wohl wieder einen Korb giebst?

Herzlichen Gruß! Dei Erich.

An Detlev v. Liliencron

26. Juli 1889.

Lieber Herr Baron!

Es ist nicht recht von mir, daß ich bisher noch nicht Gelegenheit genommen habe, Sie von der Veränderung meines äußern Lebens in Kenntnis zu setzen.

Also ich bin glücklich „angestellt“ und damit glücklich auf dem breiten Wege zum Tempel des Ruhmes des preußischen Beamtentums.

In einem entzückend liegenden Bergstädtchen des Südharzes „schreibe“ ich — nun eben, was man mir dictiert, und zeichne dann „Referendar als Gerichtsschreiber.“

Sie werden es daher, wenn auch nicht verzeihlich, doch vielleicht erklärlich finden, wenn ich Ihnen gestehen muß, daß Ihr Brief für mich die erste Kunde davon war, daß Sie mit einem neuen Bande „Gedichte“ hervorgetreten sind.

Daß Friedrich mir dieselben nicht zuschickte, ist mir, auch abgesehen von der ihm überhaupt eigenen wenig schönen Kleinlichkeit und Unzuverlässigkeit, recht erklärlich. Seine Abhängigkeit von den edlen Jünglingen, welche zu meinen boshaften Feinden zu zählen ich mich rühmen darf, hat ihn, wie ich erfahren habe, ebenfalls in eine recht gehässige Laune gegen mich versetzt, und so wird er als der Cotta einer Literatur, welche ganz von den erbärmlichsten Persönlichkeiten beherrscht wird, mir freilich kein Freiexemplar eines bei ihm erscheinenden Buches zusenden.

Ich werde mir nun heute noch Ihr neues Buch bestellen und Ihnen nach der Lectüre mein eingehendes Urteil über dasselbe nicht vorenthalten — freilich wäre es mir eine Freude gewesen, einmal ein von Ihrer Hand gezeichnetes und überreichtes Exemplar zu erhalten.

Ich vergrabe mich hier in Natur und Goethe — um diese Synonyme noch einzeln aufzuführen. Es ist eine nicht am wenigsten hochzuschätzende Eigenschaft dieses Waldthals, daß man weder im Café Bauer die „Gesellschaft“ liest noch von anderen derartigen literarischen Charakterschmutz und Klatsch erfährt. —

„Nicht in Rom, in Magna Grächia,
dir im Herzen ist die Wonne da!
Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
findt im Stengelglas wohl eine Welt!“

Prosit!

Ihr Otto Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Berlin, 30. August 1889.]

Lieber Pfreund!

Man muß durchs Leben nimmer eilen:
im neuen Pschorr ist es sehr schön zu weilen.
Ein gutes Mächen ist auch unsre Lise —
und ist es jene nicht, so ist es diese.

Dei Erich.

An Hans Heilmann

Stolberg, 21. September 1889.

Lieber Papa!

Immer diese schmählichen Bleistiftpostkarten, die man nicht mehr lesen kann, wenn man sie einen Tag lang in der Tasche getragen hat. Liegt dir denn so wenig an der Unsterblichkeit, dir, der jetzt mit ehernen Zügen seine Kritik in die Tafeln der Geschichte schreibt?

Freilich, das glaub ich dir wohl, daß du deiner Stellung als Theaterbulle nur sehr schwach oder vielmehr gar nicht nachkommst. War doch, wenn ich mich recht erinnere, nicht einmal ein Sopha in deinem Redactionsstall. Da war der Klosterbruder freilich ein anderer Kerl!

Schon aus diesem Grunde werde ich mir alle erdenkliche Mühe geben, in die Musenstadt an der Elbe versetzt zu werden. — Übrigens erfahre ich, daß dem erstens

nichts im Wege liegt und daß ich zweitens nicht zwei, sondern drei Jahre ununterbrochen dort bleiben werde.

Die Nähe Berlins und die Aussicht anf eine geordnete Häuslichkeit lassen mich auf diese Zeit mit Sehnsucht warten.

Während des Winters werde ich hier mein Drama, sowie ein anderes Buch, in welchem ich angefangen habe, Stolberg mit seinen erlauchten und unerlauchten Einwohnern auszuschlachten, vollenden nnd dann — zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

An gewissen Tagen der Woche stehen keine Termine an, und ich brauche daher nicht zu protocollieren. Da ich aber doch mindestens eine Stunde lang mich „sehen lassen muß" und es mir dann immer noch von den vorigen Tagen mechanisch in den Fingern zuckt, so habe ich mich jetzt daran gewöhnt, auf Kosten des Staats hier oben meine Correspondenz zu erledigen. Ich thue das auf gebrochenen Spalten, da der Rat öfter einmal durchs Zimmer geht und es dann auf ihn einen äußerst günstigen Eindruck macht, wenn ich so emsig über Acten gebeugt dasitze.

Wie ist es denn mit der Kritik Oberbreyers über Conradi? Erscheint sie nicht nächstens? Falls sie nicht erscheint, kannst du mich vielleicht das Manuskript mal lesen lassen? Da ich überzeugt bin, daß Conradi darauf antwortet, bin ich sehr gespannt.

Selma wird also den Winter definitiv in Kayna, das so ziemlich an der sächsisch-preußischen Grenze liegt, zubringen.

Auch den Jona hab ich fertig gemacht. Und zwar zu meiner wirklichen Befriedigung: er ist so ein mindestens ebenbürtiges Pendant zur „Ruth". Weißt du nicht noch einen anderen Bibelstoff? Ich habe so eine vage Vorstellung, daß man mit einem Bändchen derartiger „Biblischer Geschichten" Erfolg haben könnte. — Freilich,

wenn man, wie ich gestern Abend, einmal wieder die „Hebräischen Melodien" vom großen Byron liest, schämt man sich über seine Versemacherei in Grund und Boden — aber daran muß man sich gewöhnen.

Mit herzlichem Gruß dei Erich.

An Hans Heilmann

Stolberg, 29. October 1889.

L. P.!

Diesen ganzen Monat bin ich in einer derartigen Stimmung und ethischen Katerlaune gewesen, daß es mir eine Erleichterung war — keine Briefe zu schreiben.

Wie du dich erinnerst, war mein letzter Brief an dich ein Stoßseufzer und die Bitte um Geld.

Du hast dieselbe unbeachtet gelassen, da du entweder meine Notlage nicht für Ernst hieltest oder nicht konntest. Im letzteren Falle hätte ich allerdings wenigstens Antwort erwartet. —

Nun war es allerdings ekliger Ernst. Dieses Saunest ist nämlich so saumäßig kleinstädtisch, daß man nicht einmal Schulden machen kann. Dagegen war Luckau N.-L. Weltstadt.

Fragt mich eines Tages mein Amtsgerichtsrat sehr ernster Miene, wie das mit meiner Finanzlage wäre; er hätte gehört, daß ich in gänzlich ungeordneten Verhältnissen leben sollte: ich sei ja dem was schuldig und dem und dem u. s. w.

In der göttlichen Lage, dich einem „Vorgesetzten" gegenüber zu befinden, bist du wohl eigentlich noch nicht gewesen, aber immerhin wird dir meine Situation einigermaßen verständlich sein.

Alles — alles war dem Rat geklatscht worden. „Und dann Herr College, habe ich zu meinem tiefen Schmerz

erfahren, daß Sie, solange Sie hier sind, noch nicht in der — Kirche gewesen sind!" —

Ja — ja, du hast gut lachen!

Jedenfalls bitte ich dich nunmehr herzlich, mir wenigstens 15 M. zum Ersten zu senden, wenn du bis 1. Januar, wo ich wieder heraus zu sein hoffe, auch nur etwas mehr entbehren kannst, solls mich freun.

Ist denn dein Geburtstag pecuniär gut verlaufen?

Ich bin so stumpf und blöde, daß ich nicht mehr hoffe, mich jemals geistig zu erholen. Weißt du: du kennst ja solche Decadence-Stimmung bei mir als vorübergehende — jetzt ist sie permanent bei mir. Ich denke, daß ich bald zu Grunde gehe.

In diesem Sinne dei Erich.

An Hans Heilmann

Stolberg a. H., 22. December 1889.

L. P.! Nämlich — Stil des Wauwau[20] — das Leben hier in Stolberg wird für mich immer ekelhafter. Ich hab es nun gründlich der Reihe nach mit Allen aus der Gesellschaft verdorben, da ich von dem Grundsatz ausgehend: „Nicht lohnts der Mühe, schlecht zu sein!" überall schamlos Wahrheiten gesagt habe. Die Zeit von Weihnachten bis Ostern wird daher für mich eine greuliche Zeit sein — aber für die Concentrierung des Ich und die Consolidierung der scheidenden Contouren — à la bonheur.

Dei Erich.

Drei Postkarten an Hans Heilmann

[Hannover.] 2. Januar 1890.

Stumpfsinn hier gräßlich, influenziös. Puck[21] als Braut berückend. Er natürlich Corpsier, qualifiziert durch Militär. Sitze z. Z. in schmutzigem Tingeltangel, nach-

dem ich mein Billett für Tannhäuser an den guten Kurt[22] gegeben habe. Bin erkältet bis zum Tz, huste mit den Chansonnetten um die Wette: während der „Musikpiece“ bringt mir das Mitleid des Kellners diese Karte. Alfred — armer Kerl. Kleiner — dito, aber weiß es nicht. Freiherr — perdu. Ich —

Dei Erich.

Gerade, als ich, ganz allein dasitzend, die vorige Karte beendet, kommt Le Eau[23] als Führer einer besoffenen Bande von Stud. agr. aus allen „Universitäten“ — Ferienconvent — herein und bringt mit denselben einen wüsten Radau in die Bude. Ich thue natürlich nicht, als ob ich die Herren kennte, dieselben sind aber so roh, quer übers Local rüber mich als Referendar und Oberbonzen anzuulken: mich, der ich als vornehmer Herr im Pelz an der Barriere reserviert unter den Waden der Dame dasitze.

Le Eau ist im Begriff, herausgeschmissen zu werden. Ich habe mir daher noch diese Karte bestellt. — Nu warte! — „Vor Sonnenaufgang“ — — —

— — — Er trägt ein Monocle!!! — — —
Und nun schreit er durch das Local — — —
„Schlußmusik“.

O Gott, in welchen Zeiten leben wir!
Die Sache ist aus, bevor es zum Rausschmeißen kam.

An Carl Henckell

Stolberg a. H., 6. Januar 1890.

Mein lieber C. B.!

Lange nichts von dir gehört. Du lebst aber offenbar noch, denn du wirst verboten. Was verboten wird, ist lebendig, denn was lebendig ist, wird eben verboten. —

Ich war Weihnachten in Hannover. Die heilige Vetternschaft war zahlreich beisammen. Aber es ist die alte nicht mehr. Seit zwei Leutnants, ein Regierungsreferendar und diverse Reserveoffiziersaspiranten dasitzen, ist ein verflucht anderer Ton eingezogen. Zumal der gute Arthur hielt es neulich für seine Pflicht, sich öffentlich von dir loszusagen. Ein Gedicht, wie jener Festgesang auf den toten Wilhelm, halte er einfach für eine sittliche Gemeinheit.

Mein Amt ist: lächeln in solchen Fällen. Ein Amt, zu dem ich mich überhaupt immer mehr berufen fühle. Glücklicherweise giebt es noch immer Amtsbrüder von Auguren, denen man sich durch ein solches Lächeln zu erkennen giebt.

Es passieren freilich daneben auch manche Dinge, angesichts derer man es nicht mehr zu einem Lächeln bringt. Hierzu gehören für mein Gefühl beispielsweise die Verurtheilungen wegen Majestätsbeleidigung, wie sie vorkommen. Ich bin nämlich jetzt Königlich Preußischer Gerichtsreferendar, wie du wohl weißt, und habe meinem König den Eid der Treue und des Gehorsams geschworen.

Trotzdem würdest du mich freilich sehr erfreuen, wenn du mir das Diorama zusenden wolltest und würde ich dir eventuell gern den Wert desselben ersetzen, falls du kein Dedicationsexemplar mehr besitzen solltest.

Ich interessiere mich sehr für die „Moderne Dichtung" in Brünn und habe mich sehr gefreut, daß wir gleich im ersten Heft Schulter an Schulter dagestanden sind. Ich bitte dich, Mackay von mir bestens zu grüßen: ich hoffe, daß er sich meiner noch erinnert.

Laß mal wieder was von dir hören: ich bin dir innerlich ganz treu geblieben. Herzlichst

dein Erich.

An Arno Holz

Stolberg a. H., 8. Januar 1890.

Lieber Arno Holz!

Besten Dank für Ihr Schreiben vom Vierten dieses Monats, welches jedoch erst heute in meine Hände gelangte, sowie für die Übersendung der Familie Selicke. Letztere habe ich natürlich, da ich Ihrem Wunsche gemäß nmgehend antworte, noch nicht gelesen. Nur die Kritikauszüge über Papa Hamlet habe ich mir eben angesehen und meinen Spaß daran gehabt. —

Ich freue mich sehr, daß Sie bei Ihrem neuen Unternehmen auch an mich gedacht haben, und werde bestrebt sein, Ihnen auch wirklich von Nutzen zu sein. Der Gedanke einer solchen modernen Wochenschrift gerade in Berlin liegt zu nah und kann meines Erachtens gar nicht fehl schlagen. Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen bei meiner letzten Anwesenheit in Berlin gezeigt hatte: ich hatte nämlich das fertige Programm einer „Deutschen Cultur" benannten oder zu benennenden Wochenschrift in der Tasche, und wenn ich den Betreffenden, der nicht alle wurde, gefunden hätte bezw. wirklich herumgekriegt hätte, würde ich Ihnen mit ganz derselben Sache diesen Herbst zuvorgekommen sein. Aber es ist besser so. Ich bin doch schließlich nicht der Mann zu einer so schwerernsten Aufgabe.

Dies als Curiosum. Ich wollte Ihnen scherzeshalber meine damalige Programmschrift beilegen, kann dieselbe aber nicht mehr finden.

Also Ihr Mitarbeiter bin ich immer. Um so lieber, als ich sicher sein darf, an Ihrer Seite nicht gewisse große Männer auf eu und i anzutreffen.

Als Beitrag kann ich Ihnen versprechen, einen Aufsatz „Über die heroische Legende der Maria Janitschek" (2—3 Seiten Ihres Formats) für den ersten kritisch-

polemischen Theil. Für den zweiten Theil werde ich Ihnen ein „Frühmorgens in der Friedrichstraße" betiteltes Gespräch zwischen Satan und Christus zugehen lassen, von dem ich glaube, daß es Ihnen gefallen wird. Ich hab es erst vor einigen Tagen geschrieben: es ist actuell genug. —

Meine Tage hier in Stolberg sind Gott sei Dank vorüber. Noch in diesem Monat werde ich an ein Landgericht versetzt, d. h. also wenigstens in eine mittelgroße Stadt. Im nächsten Monat denke ich einmal nach Berlin herüberzukommen.

Wenn Sie auf meine Arbeit über die Janitschek reflectieren, bitte ich Sie, mir das zu sagen. Ich müßte dieselbe für Sie aus einem größeren Zusammenhange herstellen.

In Rücksicht auf meine auch wohl bei Ihnen notorische Faulheit möchte ich Sie noch freundlichst bitten, Manuskripte von mir, die Ihnen nicht convenieren, doch nicht Ihrem schönen, neuen Papierkorb anzuvertraun. Ich habe es bisher noch nicht übers Herz gekriegt, irgendwie Abschriften von irgend was zu nehmen.

Bitte, empfehlen Sie mich Herrn Schlaf und sein Sie herzlich gegrüßt von

Ihrem Otto Erich.

An Hans Heilmann

Stolberg a. H., 11. Januar 1890.

Lieber Papa!

Zunächst muß ich dir die betrübende Mitteilung machen, daß ich den versprochenen Besuch in Magdeburg erst am Fünfzehnten des nächsten Monats ausführen kann, da unser Amtsgerichtsrat erst dann seinen Amerika-Urlaub antritt. Ich denke dann aber 5 bis 6 Tage bleiben zu können.

Die Quitzow-Parodie hab ich jetzt endlich wieder beisammen, d. h. soweit sie überhaupt gediehen war. Sie wird dir demnächst aus Berlin zugehen, und ich bitte dich, mir dann offen zu sagen, ob ich das Ding noch fertig machen soll oder nicht.

Die „moderne Dichtung“ von Kafka wird dir auf die Dauer schon gefallen. Das nächste Heft bringt eine Arbeit Peter Hilles über Böcklin sowie eine neue Legende von Maria Janitschek. Schon die Abwesenheit von Namen wie Bleibtreu und Sittenfeld im Mitarbeiterverzeichnis bürgt für Vieles.

Der Kafka ist mir äußerst schmeichelhaft entgegengekommen und will durchaus Prosa von mir haben, da er in den „treuen Bruder“ „ganz vernarrt“ ist, wie er schreibt.

Ich habe zwar für das neue Jahrzehnt mit meiner stumpfen Faulheit, principiell wenigstens, gründlich gebrochen. Mein dämlicher „Einacter“ steht mir aber jetzt am nächsten und ich habe Stahl bestimmt versprochen, ihn noch in diesem Monat definitiv fertig zu stellen. —

Ob ich später dauernd nach Magdeburg kommen kann, erscheint mir immer zweifelhafter. Die Landgerichte in den großen Städten sind alle mit Referendaren so übervölkert, und die ortsansässigen Herrn werden natürlich stets bevorzugt, so daß wirklich wenig Aussicht ist.

Selma lasse ich einstweilen bei der Illusion, wenn ich dann schließlich thatsächlich nach Stendal oder Torgau komme, wird ihr die Freude über die Vereinigung als solche schon über die Enttäuschung, daß es nicht in Magdeburg sein kann, hinweg helfen. Sie hat übrigens die Influenza mit der ihr eigenen Energie gehabt und ist zur Zeit noch bei ihrer Mutter in Halle.

Selbstverständlich werde ich mir alle Mühe geben, nach Magdeburg zu kommen, und würde mich äußerst

freuen, wenn es mir gelänge. Abgesehen von der thierischen Wärme deiner umfangreichen Persönlichkeit stellen mir die Beziehungen, die ich durch dich dort haben könnte, nicht nur ein interessantes menschliches Beobachtungsfeld in Aussicht, sondern auch eventuelle Vorteile für die Carriere in Presse und Bühne.

Aber leider lassen sich derartige Vernunftgründe gegenüber Sr. Excellenz dem Königl. Oberlandesgerichtspräsidenten, Wirklichen Geheimen Rat Herrn Dr. jur. Breithaupt, Ritter hoher Orden, Hochwohlgeboren zu Naumburg a. Saale, nicht geltend machen.

Herzlichen Gruß! Dei Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Zum Schluß spricht dann der Hohenzoller, nachdem er dem Dietrich die Quietschhosen vom Leichnam gezogen:

„Du Auerochs vom wilden Bruch,
nun hast du endlich ausgebrüllt:
des wüsten Stumpfsinns sei genug,
vom Vorhang sei er mild verhüllt!"
(Der letztere fällt auffallend schnell.)

Finis. Schreib mir nun, ob ich es fertig machen soll oder nicht. Hat Holz das Manuskript?

Herzlichen Gruß! Dei Erich.

Lies § 166: das ists nicht. —[24]

Sei gut gegen die „Moderne Dichtung", wenn auch dies erste Heft seine Schwächen hat: das ganze Unternehmen verspricht etwas, die Kräfte sind da und der Wille ist ein ehrlicher.

Habe mit großem Genuß die „Neue Generation" von Turgenieff wieder gelesen!

Ach, wer so was könnte!

Stolberg a. H., 13. Januar 1890.

Lieber Herr Holz!

Christus und Satan werden inzwischen in Ihren Händen sein. Wenn Sie sie nicht drucken wollen, senden Sie dieselben bitte zurück und zwar bitte an Kafka in Brünn.

Ein kleines, gestern entstandenes Gedicht will ich Ihnen als Probe beilegen. —

Ihre und Schlafs „Familie Selicke" hat mich ganz mächtig gepackt. Ich erinnere mich lange nicht so herzhaft geweint zu haben. Die Gestalten sind von einer niederschmetternden Wirklichkeit. Es ist alles so entsetzlich wahr. Und daß das Ganze trotzdem einen erhebenden Eindruck hinterläßt, das macht die tiefe symbolische Perspective, die immer und überall auch bei dem consequentesten Naturalismus der äußeren Form die echte Dichtung großen Stiles charakterisiert.

Die Bedenken, welche ich noch gegen Papa Hamlet hatte, fallen für mich hier fort. Und zwar ist das ganz erklärlich. Denn jene Bedenken richteten sich, wie Sie sich aus unserem letzten Nachtgespräch erinnern werden, gegen die Technik des Erzählens, die Sie dort befolgt hatten. Diese Technik, welche vorzugsweise eben im Nichterzählen bestand, erscheint mir auch heute noch doctrinär-gewagt. Die Sache selbst aber, und zwar besonders die Charakterisierung des Menschlichen durch das Wort, nicht wie es im Buche steht, sondern wie der Mensch es wirklich spricht, imponierte mir schon im Papa Hamlet.

Hier im Bühnenstück ist sie nun erst wirklich rein durchgeführt. Hier fällt jenes mich störende Experimentieren mit der Erzählungstechnik selbstverständlich fort, und so steht man hier ganz unter dem lebendigen Eindruck des körperlichen Wortes: es ist famos, wie das packt! —

Vor dem „Vor Sonnenaufgang" hat Ihr Stück das Wichtige voraus, daß bei Ihnen die Motivierung überall und, was die Hauptsache ist, die Motivierung des Tragischen fest im Boden des Gemütes wurzelt. Sie verstehen, was ich meine — das macht unendlich viel: während bei Gerhart Hauptmann die tragische Wendung durch das charakterfeste Halten am Prinzip hervorgebracht wird, bewirkt diese bei Ihnen gerade — das Mitleid! Es mag beides menschlich gleich wahr und möglich sein: aber das letztere ist enorm viel wirksamer. —

Verzeihen Sie, daß ich Ihre kostbare Zeit so lange in Anspruch genommen, aber ich mußte Ihnen doch beweisen, daß ich Ihr Drama „nicht ohne Nutzen gelesen" habe.

Herzlich grüßend Ihr Erich.

An Hans Heilmann

Stolberg a. H., 20. Januar 1890.

Lieber Papa!

Deine beiden Bleistiftpostkarten habe ich erhalten. Ich hatte allerdings schon auf ein Lebenszeichen von dir, wenn auch gerade nicht in dieser Form, gewartet.

Es ist mir recht unangenehm, daß Holz den Dialog noch nicht hat: etwas anderes konnte ich ihm auf seine Aufforderung nicht schicken, da meine kleineren Gedichte alle bei Kafka in Brünn lagern und auch dieser mir nichts wiederschickt.

Ehe man einem Collegen so etwas giebt, erkundigt man sich eben erst mal hübsch nach dem Befinden seiner Mutter, und wenn es mit diesem wacklig steht, so vertraut man es ihm nicht an. Das ist eine alte Regel, die dir doch allmählich geläufig sein sollte.

Es ist mir ein großer Kummer, zu bemerken, daß du neuerdings ganz auffallend — wie soll ich das nur nennen? — nationalliberal geworden zu sein scheinst. Drei Symptome bedenklichster Art habe ich nach dieser Seite bei dir in letzter Zeit zu beobachten Gelegenheit gehabt.

1. Der „wohlgemeinte Ratschlag“, der doch nur dann Sinn hat, wenn ich gewillt wäre, die Patentfatzkenrolle meiner „Collegen“ an dem Landgerichte, zu dem ich versetzt werde, mitzuspielen. Ich stehe gottlob auch hier schon ganz außerhalb der „guten Gesellschaft“ und denke mich auch in Zukunft in allen Ehren „unmöglich“ zu machen. Deshalb kann man sehr wohl weiter Referendar spielen.

Es ist, abgesehen davon, eine naive Vorstellung, als ob ich wegen etwaiger Unbequemlichkeiten, die ich mir dadurch zuziehen könnte, auf Grund wohlgemeinter Ratschläge beschließen würde, S. in Magdeburg von mir fern zu halten.

2. „Der Dialog[25] kann nicht gedruckt werden!“ Wenn du wenigstens hinzusetzen wolltest: im Magdeburger General-Anzeiger. — Aber weshalb denn nicht in der „Freien Bühne für modernes Leben“? Wie ich Holz kenne, werden darin noch ganz andere Dinge gedruckt werden. Ein Paragraph des St. G. B. ist in dem Dialog nicht verletzt. Der einzige, der in Frage kommen könnte, § 160, ist glücklich umgangen. Man wird nicht sagen können, daß die Gestalt Jesus Christus lächerlich gemacht ist.

3. Die Quietschhos kannst du nicht in der Schlaraffia vorlesen. Na ich danke! Das muß eine nette Schlaraffia sein! Einzelne saure Rittervisagen, die plötzlich aus der Rolle fallen, — das ist möglich, aber sollte man nicht gerade jede Gelegenheit ergreifen, solche Momente hervorzuzaubern? Ich verstehe dich nicht. —

Übrigens hast du mir nicht auf die Frage geantwortet, ob du mir empfiehlst, die Parodie fertig zu machen. Ich hätte jetzt Zeit. He?

Heute Vormittag habe ich meinen Einacter, den Grafen Hans, definitiv fertig gestellt. Er ist jetzt broschiert, und ich sende ihn noch heute Abend an Stahl. Auf Anraten Tovotes, dem ich den nahezu fertigen Weihnachten vorlas, habe ich ihn noch einmal von vorn an durchgearbeitet und hoffe, daß er so ganz amüsant und bühnenwirksam ist. Ich habe dir wohl schon mitgeteilt, daß die Zeitungsgeschichte von der Sarolta Vay mir die Anregung dazu gegeben hat. Übrigens ist der literarische Wert der Sache gleich Null. „Dämlich" würde mein Urteil darüber sein.

Was macht denn mei Le Eau schon wieder in Magdeburg? Birgt diese Stadt einmal wieder sein Mägdlein? Ich bitte, ihn herzlich von mir zu grüßen. Er soll mir die Adresse des guten Kurt mitteilen. Weißt du schon, daß in dem letzteren Deutschlands dringendem Bedürfnis nach neuen Lyrikern wiederum bereitwilligst nachgekommen ist? Ich werde demnächst ein Bändchen Gedichte von ihm, als von einem verstorbenen Freunde, herausgeben[26].

Ein dutzend Edelsteine habe ich schon geschliffen.

Als mei Bruder bekommt er nichts gratis, als einen berüchtigten Namen, und auch darauf kann er noch warten.

Famos ist die Geschichte mit G., die Tovote aus Conrads eigenem Munde hat. Der Mopsfrosch schickt dem letzteren eine Reihe höchst gebildeter „Briefe" ein. Du kannst dir denken . . . Conrad hat zunächst nicht gewußt, was damit machen. Schließlich hat er sie noch etwas übertrieben und dann als „Briefe eines gebildeten Dummen Jungen" in der Gesellschaft gedruckt. Und zwar — mit Gs. Genehmigung!

Großartig ist die „Familie Selicke" von Holz und

Schlaf! Consequent der Stil wie in „Vor Sonnenaufgang", aber viel wärmer, viel bedeutender als Dichtung! Im „Papa Hamlet" störte das Experimentieren mit der Erzählungstechnik — das fällt hier nun fort, und es bleibt die geniale Charakterisierung des Menschlichen nicht mittels des Wortes, wie es im Buche steht, sondern mittels des lebendigen, körperlichen, gesprochenen Wortes.

Was eigentlich eine Überraschung für dich sein sollte, wird dir Le Eau inzwischen mitgeteilt haben, nämlich, daß am 16. Februar meine Zeit hier abläuft und ich die mir bleibende Zwischenzeit bei der Versetzung in Magdeburg zubringen wollte. Wobei immer noch im geheimen der Wunsch bestehen bleibt, doch vielleicht nach Magdeburg kommen zu können. Aber, wie gesagt, das ist sehr unwahrscheinlich.

Du hast recht: in dem Bahrschen Aufsatze „Die Moderne" sind prachtvolle Stellen, würdig eines Zarathustra.

Le Eau muß sich übrigens das Buch von Nietzsche „Über die Melasse" anschaffen. Dieses Werk sollte in den Händen eines jeden Zuckerindustriellen sein und sei hiermit vorzugsweise der heranwachsenden zuckerbauenden Generation auf das Wärmste empfohlen!

Ein paar anzeigende Worte über die „Moderne Dichtung" könntest du doch wohl selber zusammenschmieren. Wenn du auf der Redaction keine Tinte hast, leiht dir vielleicht einer einen Bleistift.

Im übrigen verbleibe ich mit herzlichem Gruß

dein Erich.

An Carl Henckell

Stolberg a. H., 23. Januar 1890.

Mein lieber Vetter!

Besten Dank für deinen herzlichen Brief und dein Buch. Das letztere habe ich sorgfältig gelesen, und es

hat mir vieles darin außerordentlich gefallen. Anderes freilich ist eben Tendenzpoesie für andere — für andere als mich, meine ich. Du verstehst, wie ich das meine, ich hab es dir, glaub ich, schon einmal erklärt. Ich meine, es ist populäre Tendenzpoesie, auf breite Leserkreise berechnet, brutal, stofflich, sozusagen ohne jene „Intimität", wie sie ein complicierterer psychischer Mikrokosmus verlangt. Ich bin jedoch weit davon entfernt, es dir zu verdenken, daß du auch solche Sachen drucken läßt. Im Gegenteil: ein zündendes Wort derart ist vielleicht mehr wert, als ganze Bände intimer Lyrik für die oberen Zehnhundert oder einen Bruchteil derselben. Ich weiß sehr wohl, daß ich immer „unter Ausschluß der Öffentlichkeit" dichten und drucken lassen werde.

Einem andern gegenüber würde dies vielleicht hochnäsig klingen, aber da ich von dir, als von einer eigenen, selbständigen Dichterindividualität, weiß, daß du thatsächlich Genuß an meiner Lyrik findest, so bin ich bei dir auch sicher, daß du mich verstehst. Mein Studenten-Tagebuch kennen vielleicht 100 Menschen, und von diesen 100 haben etwa 30 Genuß davon. Zu diesen 30 gehören aber Menschen, wie du und Hille, wie Liliencron und Maria Janitschek. Siehst du: das genügt mir. Ja mehr: darauf bin ich stolz. Wenn ich mir die mich umgebende Gesellschaft von „Collegen", Beamten, Krämern, Damen und sonstigen Cretins ansehe, höre und sehe, was sie denken, was sie auffassen, was sie loben — dann graut mir bei dem Gedanken, ich müßte als Dichter diesen Leuten gefallen, könnte ihnen je gefallen. Ich würde nicht nur an meinem Talente, sondern an meinem Verstande irre werden und düsterer Verzweiflung anheim fallen, wenn ich eines Tages bemerken müßte, daß diese Bande mich versteht und mich genießt. Ich glaube, ich habe dir Ähnliches schon früher einmal geschrieben: man vergißt diese

schreckliche Isoliertheit gerne, wenn man in einer größeren Stadt in einem kleinen, wenn auch noch so kleinen Kreise hochstehender Freunde und an der Seite eines „ungebildeten“ liebenden Weibes lebt, das man sich gezogen hat oder noch zieht. Aber hier in einer Kleinstadt, als öffentliche Figur — es ist im eigentlichen Sinne des Wortes unheimlich. Wie oft schweben mir die herrlichen Worte Conradis vor:

O wir sind einsam —
grenzenlos einsam!
Brüder, meine Brüder!
Habt Ihr bedacht schon,
wie einsam wir sind?

U. s.w.: Du wirst es ja kennen: es gehört zu den tiefsten und bedeutendsten Dichtungen Conradis.

Und wir trauern,
wir trauern ...
denn die Himmel sind leer,
ob sie auch leuchten ....
darum wollen wir uns lieben, meine Brüder,
denn wir sind einsam ...

Doch davon wollt ich dir ja garnicht reden. Ich bin ja unwillkürlich dahinein gekommen. — Ich habe dir einen Vorschlag zu machen:

Ich habe eine Parodie auf die Quitzows geschrieben. Unter der Hand ist mir das Ding aber zu einer ziemlich blutigen Satire auf den ... großen Wildenbruch, auf den Militarismus in der „preußischen Poesie“, auf das speichellechzende und -leckende Berlin W. und auf weiß der Himmel was noch alles geworden. Daraus folgt natürlich:

1.) daß es in Deutschland nicht gedruckt werden kann.

2.) daß es auch in der Schweiz nur pseudonym, d. h. wenigstens ohne meinen Namen, bezw. mein Pseudonym Otto Erich, erscheinen darf.

Mein Vorschlag ist nun folgender:

Vorausschicken will ich noch, daß das Ding „die Quietschhos" heißt, und diese, d. h. die quietschende Militär-Lederhose als das Symbol preußischen Volkstums und preußischer Herrschaft von dem besiegten Dietrich von der Quietschhos schließlich auf .... Conrad II. übergeht. Du verstehst .... die Sache ist zweifellos mir famos gelungen und wird, zumal wenn sie, bevor sie verboten wird, gleich in großer Masse auf den Markt geworfen wird, großes Aufsehen erregen: denn der Ruhm und die Beliebtheit der „Quitzows" ist noch immer im Steigen. —

Also mein Vorschlag ist folgender: ich sende dir das Manuskript, du fügst vielleicht noch ein paar kräftige Wörtlein hinzu und besorgst dann die Herausgabe unter deinem Namen, d. h. als Herausgeber, oder noch besser unter einem Pseudonym. Ich bin ziemlich sicher, daß wir unsere helle Freude daran haben werden. Ich habe in dieser Quietschhose viel angesammelte Galle verspritzt! Wenn du, wie ich mir denke, auf meinen Vorschlag eingehst, müßte ich dich freilich um eins bitten. Du mußt mir dein Wort geben, an Niemanden, nicht einmal an den eventuellen Verleger, meine Autorschaft zu bekennen! Es ist das keine unberechtigte Vorsicht von mir. Denn abgesehen davon, daß ich wenig Lust verspüre, auf ein paar Jährchen ins Gefängnis zu wandern, muß ich nun einmal aus Rücksicht auf meinen fünfundachtzigjährigen Großvater und aus fernerer zarter Rücksicht auf ein von diesem zu erwartendes nicht unbeträchtliches Vermögen einstweilen noch bei der Jurisprudenz bleiben: du kannst dir vielleicht vorstellen, daß ich nur in den Verdacht zu geraten brauchte, um sofort geschasst zu werden!

Also dein Wort! Ich denke nicht, daß du das Feigheit nennen wirst. Ich wäre im andern Falle eben wahnsinnig leichtsinnig.

In Erwartung baldiger Nachricht mit herzlichem Gruß

dein Erich.

An Arno Holz

Stolberg a. H., 5. Februar 1890.

Lieber Holz!

Besten Dank für die erste Nummer! Bravo! „. . Und es ward Licht." —

Muß ich abonnieren oder wollen Sie mich als Mitarbeiter betrachten? Freilich die erste Lese ist nicht gerad ermutigend für uns, Sie wie mich. Aber an meinem guten Willen dürfen Sie wenigstens nicht zweifeln. Haben Sie denn nun den Satanas erhalten? Ihr Brief erwähnt ihn nicht — aber abgesandt ist er meines Wissens.

Ich hätte zu gern ein kurzes Urteil darüber von Ihnen?

Drucken Sie also „Am Sommerabend . ." —

Wann ist der Tag der Familie Selicke? Und wenn der ganze Schnee verbrennt: dazu muß ich nach Berlin. Bitte, bitte: geben Sie mir an, wie ich es anstellen muß, mir ein Billet für die betreffende Vorstellung bezw. Einlaß zu verschaffen? Kosten spielen keine Rolle.

Herzlichst Ihr Erich.

An Otto Julius Bierbaum

Stolberg a. H., 8. Februar 1890.

Sehr geehrter Herr!

Ich habe soeben mit sehr großem Interesse Ihren in dem neusten Hefte der modernen Dichtung abgedruckten Aufsatz über die neue Literatur gelesen. Ich bin im

großen und ganzen Ihrer Ansicht. Gerade deshalb drängt es mich, Ihnen über einzelne Punkte meine abweichende Meinung mitzuteilen. Dieselbe wird Sie nicht interessieren, umsomehr interessiert es mich, sie zu Ihrer Kenntnis zu bringen. Also Pardon.

Zunächst pro domo. Wegen zweier kleiner Prosaskizzen, welche in der Gesellschaft gestanden haben und welche die einzigen sind, die ich überhaupt geschrieben habe, erweisen Sie mir die Ehre, meinen Namen unter denen zu nennen, welche das Wesen des Realismus novellistisch schön und echt zum Ausdruck brachten. Als Lyriker dagegen bin ich für Sie nicht vorhanden.

Es klingt recht naiv, wenn ich mich darüber verwundert stelle. Denn Sie werden sagen: ja, mein Junge, so ist das auch: mit deinen sonderbar weinerlichen und dabei so brüllenden, unausstehlich unreifen und kritiklos anmaßlichen Gedichten, Oden und weiß der Teufel, kannst du mir gestohlen werden, und wenn du noch so viel zusammenschmierst, und wenn die beiden Skizzen, die mir gefallen haben, das Einzige ist, was du derart geschrieben, so ist das dein Privatpech, du sollst dich was schämen, daß du son faules Luder bist: ich kann doch nichts dafor! —

Es ist möglich, daß Sie damit recht haben, obgleich Sie eigentlich nicht gleich so grob zu werden brauchten. Aber ich möchte doch zu meiner Verteidigung, d. h. zur Verteidigung meiner Beurteilung meines Talentes die Vermutung aussprechen, daß Sie die im Herbst 88 erschienene zweite Auflage meines Studenten-Tagebuchs nicht gelesen haben.

„Kein Schade", werden Sie nun wieder sagen. „Wenn ich all das Zeug, was jenen jüngstdeutschen Musenknaben zusammenzufiedeln beliebt, lesen müßte, würde ich mich lieber freiwillig in Dalldorf stellen."

Aber sehen Sie: ich denke noch immer sehr hoch von der Bedeutung moderner Lyrik. Und ich leide beim Suchen nach den Grundsätzen für eine „realistische Lyrik" nicht an Zielunsicherheit.

Und dies ist der Grund, weshalb ich Ihnen eigentlich schreibe. Ich möchte Ihnen meine Definition von „realistischer Lyrik" geben.

Daß es nicht an den Stoffen liegen kann, was die Lyrik zur realistischen macht, ist wohl schon dialectisch klar.

Was macht denn die Liliencronschen Verse so lebendig, so ernsthaft, möcht ich sagen: nichts anderes als die Unmittelbarkeit, die „Intimität" (Conradi), dieser rückhaltlose Protestantismus des Gemüts.

Und nun denken Sie mal an Goethe. „Und frische Nahrung, neues Blut, saug ich aus freier Welt." — Alle guten Gedichte sind Gelegenheitsgedichte. Und — Gelegenheitslyrik in diesem Sinne: das ist realistische Lyrik.

Es giebt nichts Moderneres als die römischen Elegien.

Je unmittelbarer, je wahrhaftiger das vom Gemüte selbst Erlebte in die Erscheinung des Verses tritt, desto realistischer ist dieser.

Denken Sie an einzelne Leistungen Conradis. Ergreifende Schmerzensschreie unserer zerrissenen Zeit, ich kenne nichts Größeres dieser Art.

Die Farbe des Selbsterlebten muß im Gedicht das sein, was im Roman —

Stolberg a. H., 9. Februar 1890.

was also im Roman die Glaubwürdigkeit des Ganzen, der Wirklichkeitstick ist. Psychologische Solidität, Logik in der Motivierung bedingen im einen wie im andern Falle die „Exactheit des menschlichen Documents".

Der moderne Lyriker kann so gut wie der moderne Romancier ein reeller Kunde, eine ehrliche Haut sein, der den Leuten keine schwindelhaften Offerten macht. Und ist er das, dann verdient er so gut ein Realist zu heißen, wie der Romancier.

Wenn ein Bekannter einen Cyklus von mir, den ich „Jessica" überschrieben habe, durchgelesen hat, dann klopft er mich, wenn er ein sehr gutes Herz hat, vielleicht zuerst wohlwollend auf die Schulter: hernach aber fragt er unfehlbar: Nun sagen Sie mal, Sie Unthier: wer war denn eigentlich diese „Jessica", he?

Er kommt auch keinen Augenblick auf die Idee, daß es sich um eine Fiction, um ein leeres Hirngespinst, um eine „idealistische" Dichtung handeln könnte, sondern er hat bei der Lectüre das feste, seinen Genuß (durch Erhöhung der Illusion) verstärkende und eigentlich erst sichernde Bewußtsein jener psychologischen Solidität, d. h. er sagt sich: der Kunde ist reell, er lügt dir nichts vor — ja, ja: so muß es gewesen sein: das fühlt man.

Das gilt aber beileibe nicht nur für die erotische Lyrik, sondern fast noch mehr für die tendenziöse, für die Gedankenlyrik.

Der Gedanke wird erst dann Stoff der Lyrik, wenn er als Motiv, als Ideal eine Leidenschaft, ein Gefühl erweckt, erregt hat.

Die psychologische Solidität eines Gedankengedichtes ist daher unschwer zu erkennen.

Solange noch ein Erdenrest von Dialectik zu tragen bleibt, solange ist die Geschichte — peinlich. Erst wenn der Gedanke, das Ideal ganz vom Gefühl, von der Leidenschaft aufgesogen, absorbiert ist, wird ein „realistisches" Gedicht daraus.

Bitt schön: denken Sie hierbei nur einmal an Ihre „Lyrischen Fragmente" — auch „Gedankendichtungen",

und zwar realistische. Aber nicht deshalb, weil sie wie Prosa gedruckt sind, denn, unter uns gesagt, Sie hätten recht schön drucken können:

„Aber das Glück,
kein stürmischer Engel,
ach, kein gütig gewährendes Weib,
aber das Glück,
die purpurne Schnecke,
rückt nur mühsam
in langen Fristen
wenige Schritte vor . . . .“

und es wären dann sehr gute Verse gewesen . . .

Sondern deshalb sind diese Gedichte realistische, weil der Gedankengehalt ganz in Anschauung, in concrete Stimmung aufgelöst erscheint und so mit jener Unmittelbarkeit des innerlich Selbsterlebten wirkt, welche eben das Geheimnis des Realismus in der Lyrik ausmacht. —

Ich bilde mir nicht ein, Ihnen mit diesen Andeutungen etwas Neues zu sagen. Aber meines Erachtens hätten derartige Gedanken in Ihrem Aufsatz über die neue Literatur ihren berechtigten Platz gehabt.

Lyrik ist und bleibt nach meiner Anschauung der Herzschlag alles Literaturlebens. Leise, fast unhörbar, und nur für die Busenfreunde der Kunst verständlich — ja. Aber ohne ihn würde der schöne, junge Körper weder Arme noch Beine bewegen können.

Schauderhaft eng ist der Kreis derer, welche eine Ahnung haben, eine wirkliche rechte Ahnung von der „realistischen“ Lyrik Goethes — unendlich groß dagegen der Kreis derer, welche seinen Faust bestaunen — aber, nicht wahr?: jene Lyrik bleibt doch der leise, warme Herzschlag.

An Arno Holz

Magdeburg, Breite Weg 240, 30. März 1890.

Lieber Arno Holz!

Anbei erhalten Sie den gewünschten Aufsatz über Conradi. Auf Aufforderung Mänickes und Blumes habe ich ihn geschrieben: ich denke, daß er so in Ihre Zeitschrift paßt, was die darin gefällten Urteile betrifft. Was man an dem armen Kerl ohne Rückhalt loben konnte, ist in dem Aufsatz mit größter Emsigkeit hervorgesucht worden; daß ich zuviel gelobt und gepriesen hätte, werden Sie gewiß nicht behaupten. Es wird gegen 3 Seiten füllen, und ich empfehle es Ihnen möglichst bald zu bringen, bevor erst alle Welt darüber geschrieben hat.

Donnerstag oder Freitag kommen Mänicke und ich.

Herzlichen Gruß! Ihr Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Berlin, 6. Mai 1890.

L. Papa! Also heut morgen dem Meery etc. vorgelesen. Natürlich unzählige Bedenken. Dagegen Paul Lindau gestern Abend in größerer Gesellschaft derartig schwärmerisch über den Frosch gesprochen, mir die Hand geschüttelt etc., daß immerhin einige Chancen für mich bleiben. Lindau, Carl Sonntag und ich bis 4 Uhr Nachts im Café Bauer!! — Wirklich, daran werd ich denken!

Dei Erich.

An Arno Holz

Magdeburg, Wilhelmsgarten, 4. Juni 1890.

Lieber Arno!

„Den Mädchen fehlt es nie an Knaben, die mehr Goldgülden als Flöhe haben!“

Diese Geistestat von dir wird mir soeben im sommerlichen Garten von Feustel berichtet! Habe noch nie so gelacht! Möcht's fast als Motto über meinen Jessica-Cyklus setzen. Aber es paßt doch zu schlecht. —

Also du weißt doch, weshalb und weswegen ich diesen Cyklus gern gedruckt haben will, ich habe dir wohl erzählt, welche Bewandtnis es mit demselben hat. Übrigens ist derselbe auch ganz interessant und modern, ich sehe also nicht ein, weshalb nicht.

Eine Prosaarbeit kann ich dir nicht versprechen, da ich meine freie Zeit zu Arbeiten für die Bühne verwende.

Wie ist das mit dem idealistischen Trauerspiel? Es schrumpft wohl sehr zusammen, wenn man die Citate auf gespaltener Seite druckt?

Herzlich Prosit rufend dei Erich.

An Arno Holz

Magdeburg, Breite Weg 240, 13. Juni 1890.

Lieber Freund!

Ich erhalte soeben von Wilhelm von Baensch[27] die Correctur meines „idealistischen Trauerspiels". Brahm hat dasselbe mit großer Mühe sehr energisch, aber auch sehr geschickt zusammengestrichen, sodaß Ihrs nun wohl auf vier Seiten bringt.

Aber es ist dabei eine Confusion beim Druck vorgefallen, die Reihenfolge des Textes ist verdreht. Du wirst es wohl aus dem Bogen ersehn, und ich sende ihn deshalb an dich, damit du eventuell den Drucker noch instruieren kannst. Die ganze Sache würde ja so blödsinnig und unverständlich sein. —

Wie ist es mit der „Jessica"? Damit würdest du mir einen persönlichen Gefallen tun.

Schlaf muß irgendwo in Berlin liegen geblieben sein. Hier ist er nicht. Solltest du ihn sehen, grüß ihn bestens und sag ihm, daß wir am Sonnabend im Menschenclub[28] vollzählig wären, im Kurfürsten.

Weißt du irgend etwas für mich zu schreiben?

Besten Gruß, auch an Bahr,

dein Erich.

An Carl Henckell

Magdeburg, Breite Weg 240, 14. Juni 1890.

Mein lieber C. B.!

Meinen herzlichsten Glückwunsch! Mögest du mit ihr bald so felix werden, als sie schon ist.

Hermann Bahr erzählte mir bereits andeutungsweise von diesem bevorstehenden Ereignis. Wir lernten uns beim Friedensfest kennen und dachten deiner. —

Ich habe Aussicht, daß die Freie Bühne in ihrer nächsten Spielzeit eine zweiactige Komödie von mir, der ich den himmlischen Namen Angele zu geben denke, aufführt. Damit wäre dann für mich hoffentlich ein definitiver Introitus in die deutsche Literatur gegeben. Bisher ist man doch immer nur noch „Literaturstudent".

Meine lyrische Ader muß ich als endgültig versiegt erachten. Zwar wirst du in einem der nächsten Hefte der „Freien Bühne" einen neuen Cyklus von mir finden, einen jener mit einem Mädchennamen geschmückten Cyklen à la Lore, Anna, Ellen — diesmal Jessica, aber du wirst selber fühlen, daß es eben nur noch so ala und lala ist.

Dagegen hoffe ich allerdings über kurz oder lang die Bühnenbretter, welche ja immer noch allerlei bedeuten sollen, zu erklettern. Im nächsten Hefte der Freien Bühne findest du übrigens einen Ulk von mir, der dich lebhaft an gemeinsame Kneipstunden erinnern wird. Ein der

BBBV. heiliges Buch, der K ü r n b e r g,[29] aus dem unter andern auch die unvergänglichen Spitznamen Malmos und Leopoldine stammen, wird da verherrlicht oder vielmehr endlich zu der ihm gebührenden Würdigung gebracht. Es wird dich amüsieren.

Bitte bestätige mir den Empfang dieses Briefes und teile mir nochmals genau deine Adresse mit: ich bin nämlich nicht sicher, ob ich die richtige habe.

In alter Liebe

herzlich dein Erich.

Postkarte an Carl Henckell

Weimar, 22. August 1890.

Mein lieber C. B.! Es wird dich freuen zu hören, daß ich den Staatsdienst verlassen, den Juristen für immer an den Nagel gehängt und meinen „Beruf" verfehlt habe, d. h. freier Literat werde.

Herzlich grüßend dein Erich.

An Hans Heilmann

Berlin W., Bayreutherstr. 5 part., 29. September 1890.

Mei lieber Papa!

Gestern hat sich das „Schicksal" der „Deutschen Bühne" erfüllt: ein wüst forcierter Applaus einerseits, eine stille, aber anhaltende Heiterkeit andererseits, das war — der Erfolg.

Ihm aber, dem großen Bleibtreu hat es wieder eine schwere Menge Geld gekostet, denn es war alles e c h t: selbst das Galakleid der Josefine und das Bier im Tunnel.

Vor uns saß ein alter Herr, der bald nach Beginn eines jeden Actes pünctlich einschlief. Wie wir später erfuhren, war es Bs. Vater.

Strindbergs Vater hingegen steigt am nächsten Sonntag: der Vater wird eine grandiose Leistung Reichers, wie ich mich bereits auf den Proben überzeugt habe.

Dann folgt am 12. October die Eröffnungsvorstellung der Freien Volksbühne: Stützen der Gesellschaft.

Meine Angele wird vielleicht noch einen Monat zurückgestellt, da es an einem Complementstück fehlt: die dazu in Aussicht genommene Fräulein Julie wollen sie nicht gleich auf den Vater folgen lassen. —

Wenn wir erst eingerichtet, d. h. ganz und gar eingerichtet sind, kannst du uns hier sehr schön besuchen, ohne daß es dich mehr als das Billet kostet: wir haben ein feines Fremdenzimmer, das z. Z. der „Vetter Ernst" aus Hannover bewohnt.

Herzlich grüßend dei Erich.

Soll ich mich von nun an: „Otto Erich Hartleben" oder weiter nur „Otto Erich" oder „Erich Hartleben" nennen? Bitte um deinen Rat!

An Otto Hartleben

Berlin W., Bayreutherstr. 5 part., 27. October 1890.

Mein lieber Otto!

Obgleich ich eigentlich absolut keine Zeit habe, indem ich einen Zweiacter, der schon im nächsten Monat aufgeführt werden soll, noch bis zum 1. November fertig stellen muß, drängt es mich doch, dir auf deinen Brief sofort zu antworten.

Ich versichere dir zunächst, daß ich nach Lectüre desselben weder Groll noch Zorn gegen dich empfinde, dir in mancher Beziehung recht gebe und mich freue, daß du mir endlich mal dein Herz ausgeschüttet und mir mit Offenheit vorgehalten hast, was du auf demselben gegen mich hattest.

Du hast dich in deinem Briefe bemüht, objectiv zu sein und die Sache nicht nur von einer Seite zu sehn. Trotzdem bist du einmal ganz bedenklich von diesem Vorsatz abgewichen. Da schreibst du: Daß man lieber in Berlin als Rentier, als in Magdeburg als Beamter lebt, ist nichts Ungewöhnliches! Ich möchte auch u. s. w.

Es müßte dir eigentlich schon jetzt, wenn du das wieder liest, leid thun, es geschrieben zu haben: denn es ist sehr ungerecht. Du kannst das auch gar nicht ernstlich gemeint haben, denn wenn du wirklich darin das Motiv für mein Handeln erblicktest, müßtest du mich für einen Lumpen halten, und ich glaube dich soviel zu kennen, daß du mir dann keinen 24 Seiten langen moralisierenden Brief schreiben würdest.

Und ich kann dir auch nur antworten, indem ich, in der Voraussetzung, daß du diese Wendung gern zurücknehmen wirst, dieselbe als nicht geschrieben betrachte. —

Im übrigen beruht die moralische Auffassung, welche du von meiner Handlungsweise hast, auf einigen thatsächlichen Irrtümern, welche für die Beurteilung wesentlich sind.

Erstens und vor allen Dingen gehst du von der Voraussetzung aus, daß ich als Referendar „unendlich viel Zeit“ (unterstrichen!) und daher thatsächlich bereits die beste Gelegenheit gehabt habe, jene „Proben meines Talents“ abzulegen. Meine Arbeiten als Jurist hätte ich spielend erledigen können und nebenbei die schönste Muße gehabt, unsterbliche Meisterwerke zu schaffen.

Diese selbe Anschauung von der Sache habe ich früher auch gehabt: sie war einer der Köder, welche mich verlockt haben, damals, 85, nachzugeben und Jurist zu werden. Gerade daß ich in dieser Beziehung völlig enttäuscht wurde — machte mich während meiner Magdeburger Juristenzeit zu dem tief Unglücklichen, nahezu Verzweifelnden, der ich war.

Denn erstens hatte ich keine Zeit. Ich hatte zwar einen Teil der Nachmittage auf dem Gericht nicht Protocoll zu schmieren — ich gehöre aber nicht zu jenen glücklichen Arbeitsnaturen, denen es möglich ist, wenn sie von morgens 9—2, 3 Uhr im Streusand geaast haben, sich nachmittags an ihren Schreibtisch zu setzen und zu arbeiten. Oft genug hab ich es versucht, aber entweder es kam nach langem erbarmungswürdigen Drucksen ein Quark heraus, oder man bekam eine widerwärtige Angst, impotent zu sein, und lief so schnell als möglich wieder davon. Nein — wenn man sich nicht die Zeit zu künstlerischer Arbeit nach freier Laune aus dem Vollen nehmen kann, dann — hat man eben keine Zeit. Und ich hatte keine.

Zweitens hatte ich aber auch keine Gelegenheit, mittelst schriftstellerischer Arbeiten Geld zu verdienen. Hierauf kam es aber an — nicht mir selbst, aber Großpapa gegenüber, der vielleicht an meinen schriftstellerischen Beruf geglaubt hätte, wenn ich ihm ein monatliches Einkommen aus demselben, so wie jetzt, hätte nachweisen können. Das wäre mir aber nirgends anders als in Berlin möglich gewesen und es ist auch jetzt noch großer Dusel, wenn ich es bereits in diesem Monat fertig gebracht habe. Warum das so ist, warum ich als Feuilletonist und Journalist überhaupt nur in Berlin möglich bin, das kann ich dir nicht lang auseinandersetzen, das hängt mit meiner Richtung, mit meinen persönlichen Beziehungen u. s. w. zusammen. Das mußt du mir schon glauben. Z. B. die acht Feuilletons, die ich in diesem Monat, natürlich nur ganz nebenbei, neben der Arbeit an meinem Zweiacter, in die Blätter gebracht habe und die mir ein am 1. November fälliges Honorar von 120—130 M. einbringen, hätte ich alle acht nicht schreiben können — kein Gedanke dran! —, wenn ich nicht eben in Berlin lebte.

Also weder Zeit noch Gelegenheit.

Es war also kein Wunder, daß ich mir als Referendar an dem über jedes erlaubte Maß hinaus mit Arbeit überhäuften Landgericht Magdeburg, in einer Stadt, welcher es auch an der leisesten geistigen Anregung fehlte, bei meinem, von dir wenigstens anerkannten, natürlichen Beruf und Streben nach Arbeit im künstlerischen Sinne, vorkam wie ein Gaul, der vor einen Wagen gespannt ist, an dessen Rückseite zwei andere Gäule mit voller Kraft in die entgegengesetzte Richtung ziehen. „Na ja, da sieht mans: so schwer ist doch die Kutsche nicht: wenn er überhaupt ziehen könnte, die müßte er im Galopp mit sich nehmen.“ Die guten Leute sehen nämlich die beiden anderen Gäule nicht, und wenn du schreibst: das bißchen Juristerei, so schlimm war das doch nicht, und wenn du überhaupt arbeiten wolltest, was hinderte dich also, schriftstellerisch zu arbeiten? — so befindest du dich in der nämlichen Lage dieser guten Leute. —

Also das ist der Grundirrtum thatsächlicher Art, von dem du bei der Beurteilung meiner Handlungsweise ausgegangen bist. Wie wesentlich derselbe aber ist, ergiebt sich schon daraus, daß du in deinem Briefe immer wieder auf ihn zurückkommst. Und es ist ja auch ganz natürlich, daß du, sobald du keine wirkliche Notlage bei mir anerkanntest, meine Handlungsweise frivol finden mußtest — nur so kann ich es auch verstehen, wie du zu dem ungeheuerlichen Vorwurf gelangen konntest: als ob ich es bei all dem nur auf einen Rentierposten in Berlin abgesehen hätte. Ich erwarte von deiner Ehrlichkeit, daß du mir das, wenn auch nur im stillen, bei dir abbittest. —

Und nun wollen wir mal vom Gelde sprechen. Ich bekam als Referendar 3200 M. jährlich: 240 M. Wechsel und 320 M. Garderobegelder. Wie du weißt, berechnet

Großpapa den Überschuß über 1500 M. auf die Erbschaft und hat mir bisher bereits gegen 12000 M. so angerechnet. Wenn ich bei der Juristerei geblieben wäre, hätte ich im besten Falle etwa in 6 Jahren einen mageren Gehalt zu sehen bekommen: während dieser 6 Jahre wären mir weiterhin Jahr für Jahr 1700 M. auf die Erbschaft (mindestens!) angerechnet: macht zusammen weitere 12000 M. Ich würde also nach 6 Jahren im Alter von 33 Jahren dastehen als jemand, der ein Vermögen von 24000 M. weggeworfen hat, um etwas zu werden, was er bei der ersten besten Gelegenheit ebenfalls — wegwerfen wird ... dastehn ferner als jemand, für den es nun zu spät ist, der nun nicht mehr die Elasticität besitzt, die Carriere zu machen, die er als junger Mensch von 20 Jahren hätte beginnen müssen ...

Das nenne ich allerdings eine verpfuschte Existenz, und das wäre ich geworden, wenn ich mich nicht jetzt, in zwölfter Stunde — gewehrt hätte. Daß ich dabei ein wenig unmanierlich zu Werke gegangen bin — das will ich dir ja schließlich zugeben: aber! Denk mal darüber nach: wäre mir das, was ich jetzt erreicht habe, auch geglückt, wenn ich — manierlicher verfahren wäre? Bedurfte es nicht vielleicht gerade solcher Mittel, um Großpapa zu erschüttern, daß er von seinem verhängnisvollen Eigensinn abließ? Daß er es schließlich gethan hat, daß er zu diesem für ihn so schweren Entschluß gekommen ist, finde ich groß von ihm, und er imponiert mir deswegen gewaltig. Aber ob er dahin gekommen wäre, wenn ich nicht so rücksichtslos meinem Seelenzustande, meiner Trostlosigkeit in Briefen an ihn Ausdruck gegeben hätte — ich glaub es nicht. Für mich aber war die juristische Laufbahn eine Sackgasse, deren erbaulichster Schluß immer noch Selbstmord gewesen wäre — wenn ich mich aus derselben befreien konnte um den Preis, meinem Groß-

vater ein paar unruhige und aufgeregte Tage verursachen zu müssem, so war ich tausendmal im Recht.

Denn die Folgen dieses von ihm erkämpften Entschlusses kommen ja keineswegs nur mir zu Gute. Abgesehen davon, daß er nun — „Ruhe vor mir" hat, d. h. daß ich ihm gewiß nie wieder etwas vorklagen werde; auch in pekuniärer Beziehung — die ihn ja immer so sehr bekümmert hat — wird er ja nun beruhigt werden. Ich sende ihm zu seinem Geburtstage die Belege über die von mir im Monat October verdienten Honorare für die acht kleinen Feuilletons. Das kann natürlich nur als schwacher Anfang gelten, denn beispielsweise meine Beziehung zum Berliner Tageblatt datiert erst vom Fünfzehnten dieses Monats. Aber er kann daraus klar ersehen, daß es mir bei meinen Verbindungen ein Leichtes ist, nebenbei im Monat 200 M. zu verdienen. Nebenbei! Das ist sehr wichtig. Wenn es mir nicht dabei darauf ankäme, einmal mich hierdurch Großpapa gegenüber möglichst bald zu rehabilitieren, und wenn es nicht andererseits das beste Mittel wäre, schnell in weiteren Kreisen bekannt zu werden — blos des Geldes wegen würde ich überhaupt nicht journalistisch thätig sein, sondern mich auf meine ernsten größeren Arbeiten concentrieren. Aber so sage ich mir, weshalb sollte ich es bei den oben gedachten Vortheilen nicht mitnehmen, zumal mir für eine Arbeit von der Länge dieses Briefes — bis jetzt —, welche mir aber gewiß nicht die Mühe macht und die Aufregung verschafft, wie eben dieser Brief, 20 bis 30 M. bezahlt werden. —

Als meinen eigentlichen Beruf betrachte ich meine dramatische Arbeit. Ende nächsten Monats spielt die naturalistische „Freie Bühne" einen Zweiacter von mir. Da derselbe den Abend nicht füllt, bin ich aufgefordert, noch einen zweiten dazu zu schreiben. An diesem arbeite

ich jetzt. Er soll, wie gesagt, zum 1. November fertig sein. Diese Erstaufführungen werden mir freilich noch keinen directen pekuniären Vorteil bringen, würden mich aber in Theaterkreise einführen und als Berufenen legitimieren. Es herrscht z. Z. eine solche Ebbe in der ernsten Theaterproduction, daß beispielsweise ein so mittelmäßiges Stück wie die „Ehre“ einen Sensationserfolg davonträgt, blos weil es ernsthaft ist. Jedes Talent erregt daher auf diesem Gebiete die größte Aufmerksamkeit, und wenn man nur einigen Dusel hat, kann man schnell zum reichen Mann werden. Sudermann hat mit der Hälfte seiner Tantièmen für die Ehre (die andere Hälfte hatte er dummerweise vorher für 8000 M. verkauft) über 100000 M. verdient. Aber auch ein Stück, das nur einen geringeren Erfolg erzielt, ist immer ein Object von 20 bis 30000 M. —

Du wirst es also begreiflich finden, daß ich, der ich mich — und ich nicht allein — für dramatisch veranlagt halte, mich nicht mit Kleinigkeiten, wie „Bücher schreiben“ etc. abgebe, sondern gleich aufs Ganze gehe. Eine Jahreseinnahme von 20000 M. muß man hier in Berlin so wie so als anständiger Mensch eigentlich haben. —

Alle diese pekuniären Erfolge und Aussichten hätte ich als Jurist nie erreichen können. Wenn ich also auch von diesem Standpunkt aus in meinem Recht zu sein glaubte und äußerte, daß mich der Zwang, Justizbeamter zu sein, auch materiell lahm lege und mir die natürlichen Wege, auf denen ich Geld — und viel Geld verdienen könne, verschlösse —, so entspricht das vollständig den thatsächlichen Verhältnissen, und wenn du meinst, daß man darüber laut auflachen sollte, wenn die Sache nicht zu ernst wäre, so kann ich dir nur erwidern, daß dir auch in dieser Beziehung die Einsicht in die thatsächlichen Verhältnisse eben fehlt, daß sich auch in diesem Punkte

dein Urteil auf eine mangelnde Sachkenntnis, auf einen thatsächlichen Irrtum gründet. —

Verzeih: ich muß jetzt abbrechen: ich komme sonst heut zu gar nichts mehr.

Ich erwidere deinen Gruß herzlich und bitte dich, auch dein Weib zu grüßen.

Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Berlin, 18. November 1890.

Mei lieber Papa!

Ne — denk dir: der Lessing, vulgo Blumenthal genannt, hat die Angele angenommen. Ne — sowas! Da sagt man doch mit Recht: „Frech wie Oscar!“ Aber die Censur ist jetzt so klein!

Herzlichen Gruß! Dei Erich.

Aufführung am Lessingtheater: 12. December.

Postkarte an Hans Heilmann

Berlin, 25. November 1890.

Lieber Papa!

Bummle nach der ersten Costümprobe zum Blutigen, treffe — Lore, lasse mir meine Billets geben, gehe mit ihr in die — Ehre, und fühle nun erst an ihrer Seite, obwohl die Lilli[30] die Alma spielte — was für eine hundsmiserable Comödie diese Ehre ist und was mir für eine Zukunft offen steht. Ich bin z. Z. der hoffnungsvollste Jüngling Europas.

An Hans Heilmann

Berlin W., 3. December 1890.

Mein lieber Papa!

Selbstverständlich war es ein Erfolg: ein echter Freie-Bühnenerfolg[31]. Der Signore versteht es nicht. Seit

„Vor Sonnenaufgang“ ist nicht ein solcher Radau, ein solches Schmeißen mit Lehm gewesen. Nicht blos die Intimen des Naturalismus, sondern insbesondere auch „die um Sudermann“ nehmen meine Partei und andererseits hat die Sittlichkeit lange nicht solche Orgien gefeiert.

Übrigens eine Kritik hat auch Brahm nicht geschrieben — ich habe überhaupt keine gelesen bisher. Pardon: es ist heut der Geburtstag meiner Selma, wozu wir zum ersten Mal ein ordentliches Abendessen geben: Familie Richter, Baakes, die beiden Harts und Gerhart Hauptmann.

Ich muß noch einkaufen gehen.

Brahm ist übrigens sehr zufrieden. Er ist gleich nach der Vorstellung zu Selma gegangen und hat ihr gratuliert.

Geärgert habe ich mich nur über die niederträchtige Gemeinheit, mit der einige der Bestien über die arme Csillag, die so brillant gespielt hat, hergefallen sind. Das sind die Leute, die uns gegenüber sittlich thun! Lindau sagt: die Csillag müssen Sie nun heiraten, um ihre bürgerliche Ehre wieder herzustellen.

Nächstens mehr! Dei Erich.

Visitenkarte an Hans Heilmann

Hamburg, 12. December 1890.

Mieze und ich fahren morgen früh nach Buenos Aires. Dies Dreckseelen-Nest Europa haben wir satt.

Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Berlin.] 15. December 1890.

Doch im schönsten Moment, als wir beide gerade den Dampfer „Jugendschutz“ besteigen wollten — trat „mei Selma“ uns in den Weg und rief uns zu unsern ehelichen

Pflichten zurück. Wir arbeiten, nunmehr wieder in Berlin, täglich daran!

Prosit! Dei Erich.

Postkarte an Dr. Richard Dehmel

[Florenz, 7. Januar 1891.]

Sinceri Auguri!

Die Venus von Medici hat mir — wenn ich sie recht verstanden habe — sie sprach italienisch — einen besonders herzlichen Gruß an dich aufgetragen. Sie fügte noch Verschiedenes hinzu, ich verstand nur noch das Wort cambiamenti und glaubte ein Lächeln und dann ein leichtes Schütteln des Hauptes wahrzunehmen. Es war aber schon 4 Uhr und nicht mehr ganz hell, und ich kann mich getäuscht haben. Dein Otto Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Berin, 9. Januar 1891.]

L. P.! Komme soeben aus der Generalprobe der „Einsamen Menschen", und das Gefühl, welches mich beherrscht, ist z. Z. das des herzlichen Mitleides mit dir, daß du nicht dabei sein durftest. Das Stück ist etwas ganz Großes! Läßt die beiden bisherigen weit hinter sich. Aber auch die Darstellung! Die Frauendorfer ist die Einzige, die sich neben Reicher sehen lassen kann. Es wird ein großer Triumph für sie. Kurz, ich bin einmal wieder ganz aufgelöst in Enthusiasmus!

Heil! Dei Erich.

Postkarte an Carl Henckell

Berlin W., Bayreutherstr. 5, 13. Februar 1891.

Lieber C. B.! In unsrer gestrigen Ausschußsitzung der Ver. Freien Volksbühne haben wir auf meinen Antrag

beschlossen, an der von uns zu veranstaltenden 1. Mai-Feier deine „Glühenden Gipfel" aufzuführen. Ich denke: es wird dir das erfreulich sein, zumal du dadurch sehr bekannt wirst, auch in den Kreisen, welche deine Lyrik nicht kennen. Wir müssen dich nun aber bitten, deine Dichtung für diesen besonderen Zweck noch einmal von Grund aus durchzuarbeiten und zwar mit besonderer Rücksicht einmal auf die scenische Möglichkeit und zweitens auf das Verständnisvermögen der Masse, die — 3000 Köpfe stark — davor sitzen wird. Du hast noch über 6 Wochen Zeit (denn am 1. April müßten wir die Dichtung haben) und wirst also zweifellos etwas Großes und Schönes zu Stande bringen.

Herzlichst Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Berlin, 13. Februar 1891.

Lieber Papa!

Komm nur jedenfalls Sonnabend. Am Sonntag ist Freie Bühne, zu der Ibsen noch da ist. Ich kann dich nicht nur in die Vorstellung bringen, sondern auch auf dem darauf folgenden Diner dem nordischen Meergreise vorstellen. Wir schwimmen jetzt ganz in seiner Furche. Der mäßigen Première der mäßigen Hedda folgte gestern eine prächtige Darstellung des prächtigen Volksfeindes. Am Sonnabend liefere ich dem Lessingtheater einen kleinen Zweiacter ab. Sonst alles beim Alten. S. ist krank, auch ich war 8 Tage malade.

Herzlich grüßend Dei Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

24. Mai 1891.

Bei Friebe —
allein —

in Liebe
denk ich dein:
Es lebe
Papa. —
O wär er
doch da!
Wär Dresden
so nah,
wie Rixdorf —
na da!

Doch ist es so fern, wie ein blinkender Stern, und so.
Prosit, einen Halben, und Heil!

Dei Erich.

Postkarte an Dr. Otto Brahm

[Berlin, 29. September 1891].

—und nun ist mein Weib krank geworden, und ich schreibe überhaupt keine sone Sachen mehr, ich bin meinem Ende näher, denn Sie glauben. Aber Sie waren ein lieber und kluger Mensch, den Hauptnachdruck lege ich auf Mensch. Es gab so wenig Menschen hier, ob es drüben mehr Engel giebt? —?

Vier Postkarten an Hans Heilmann

[Berlin, 14. October 1891.]

Aphoristisch.

I. „Wo warst du denn auf einmal geblieben? Ich bin wohl noch eine halbe Stunde zwischen Behren- und Französischer Straße auf und ab gegangen.“

II. „Am 14. October 91 gab der satirische Dichter O. E. H. es definitiv auf, im Jahre 95 socialdemokratischer Reichstagsabgeordneter zu werden. Er ging nicht

nach Erfurt und legte sein Amt bei der Freien Volksbühne nieder."

III. „In den nächsten Tagen wird der p.p. O. E. H. mit dem Torso seiner Begehrlichen[32] zu Lessing gehn und ihn fragen, was er davon denkt. Sollte der große Mann quod non sagen, so wird der theatralische Streber O. E. H. die Arbeit liegen lassen, etwas, was ihm verhältnismäßig leicht fällt.

IV. „Der O. E. H. verspricht hiermit ausdrücklich keinerlei „Besserung" oder „Einkehr" oder dergleichen. Er giebt nur dem Gefühl Ausdruck, als ob ihn äußere wie innere Erlebnisse mehr und mehr zum Philister und kleinlichen Egoisten machten und als ob ihm ein Teil seines guten Gewissens beim „Lumpen" abhanden gekommen wäre. Denn im Grunde ist und bleibt es eine Schweinerei, daß ich nicht nach Erfurt fahre!

Prosit übrigens . . . du . . .

. . . und dann das sechste Capitel vom Idioten, das muß einen ja in eine Stimmung bringen, in eine Stimmung — na, lies es mal wieder: es ist die Erzählung des Idioten von der armen Marie und den Kindern, die sie erst verachten und und nachher lieben. Wenn man das neue Testament mit modernem (?) Ethos schreiben, neu dichten wollte, man könnte es vielleicht anders machen, besser aber nicht.

Postkarte an Robert Wendeborn

[Berlin, 15. Oktober 1891.]

Nur selten kann im dumpfen Drang des Lebens der Mensch vollenden, was er wünscht und hofft, grad nach dem Besten strebt er meist vergebens, und die Enttäuschung narrt ihn nur zu oft. — Der bittersten Erfahrung frische Wunde brennt mir im Herzen und vergiftet alles,

in meinem armen Hirne lebt zur Stunde nur ein entsetzlicher Gedanke —: Dalles. Beim Wiedersehn sogleich dich anzupumpen, beim ewgen Gott, ich hätt es nicht vermocht, ich ward zu alt, um so drauf loszulumpen — drum hab ich mich dem Zwange unterjocht und bin bei meinen Büchern, meinen Lieben, in trauriger Entsagung hier geblieben.

Erich.

Postkarte an Carl Henckell

[Berlin, 16. November 1891.]

Lieber C. B., wir lasen soeben,
was du poetisch von dir gegeben,
einzuläuten die „Neue Welt“,
(was uns allen sehr wohl gefällt!) —
und wir dachten, wir müßten dich grüßen,
dir mit dem Heilwunsch das Leben versüßen:
Und so trinken wir auf dein Wohl,
ob du auch schimpfst auf den Alkohol!

Prosit!

Dein Otto Erich.

An Hans Heilmann

[12. December 1891.]

Lieber Papa!

Auch du wirst des Katers wohlgeschüttelt Maß dein eigen nennen — dennoch hättst du dran denken sollen. Wir können heut nicht ins Theater gehn, weil wir keine 50 Pf. für die Garderobe haben. — Doch? — Selma sagt: doch! Na aber morgen früh sonst, es ist nämlich freie Volksbühne und so.

Dei Erich.

An Otto Hartleben in Forbach

Berlin NW., Karlstr. 32, 26. December 1891.

Lieber Otto!

Herzlichen Dank für deinen Brief, über den ich mich ganz außerordentlich gefreut habe!

Um zunächst deinen unausgesprochenen Vorwürfen — daß man sehr, sehr wenig von mir höre — daß es mir nur zu wohl zu sein scheine — im Wirtshaus — u. s. w. —, um den hierin mit liebenswürdiger Schüchternheit versteckten Vorwürfen zu begegnen, muß ich dir wohl zunächst einmal etwas von meiner Thätigkeit erzählen.

Also — höre und staune —: ich bin die letzte Zeit, d. h. schon mehrere Monate — fleißig gewesen. Ich habe nicht nur eine größere humoristische Erzählung, „Die Geschichte vom abgerissenen Knopfe", vollendet, ich habe auch eine französische Gedichtsammlung vollständig übersetzt und habe eine sehr ernsthafte „Comödie" dem Lessingtheater eingereicht. Die Geschichte vom abgerissenen Knopfe ist bereits in den drei letzten Heften der Zeitschrift „Freie Bühne" fertig abgedruckt, und ich werde sie dir in den nächsten Tagen zusenden. Die französischen Gedichte werden zunächst nach und nach in „Nord und Süd" zum Abdruck gelangen, wo vor Jahresfrist schon eine Probe von ihnen gestanden hat. Und die Comödie, die ich wahrscheinlich „Frauenmut" nennen werde, hat Oscar Blumenthal zur Aufführung angenommen: zur Zeit bin ich damit beschäftigt, an dem dreiactigen Stück noch Einiges auf den Rat Blumenthals weiter auszuführen. Aufgeführt wird es im Februar. Zum Druck ist es ebenfalls von der Zeitschrift „Freie Bühne" angenommen und bereits im Prospect fürs nächste Jahr angekündigt. Die Freie Bühne erscheint von jetzt an als Monatsschrift, und ich möchte dir empfehlen

— zumal ich doch ziemlich regelmäßig daran mitarbeiten werde (der Verleger der Zeitschrift ist auch der Verleger meiner Bücher!) —, darauf zu abonnieren. Ich lege dir zum eventuellen Gebrauch eine adressierte Karte bei.

Du ersiehst aus alledem — hoffentlich! —, daß ich keineswegs „verbummle", sondern, daß es mit mir als Schriftsteller — im vornehmen Sinne des Wortes — vorwärts geht — und zwar gar nicht mal langsam. Denn Berlin ist die herrschende Theaterstadt und das Lessingtheater ist seine nicht nur modernste, sondern jetzt ohne Frage auch beste Bühne. Und wenn man sich diese erobert hat, dann — aber ich will nicht renommieren, bleiben wir beim guten Geschmack!

Und da wir grade von diesem reden, so — will ich dir gestehen nur, daß ich freilich noch recht gern „ins Wirtshaus gehe". Auf die Tugenden unseres von dir so köstlich geschilderten neuen Schwagers erhebe ich keinen Anspruch — aber ich fürchte auch nicht, daß uns das grade auseinander bringen würde — wie? Ach, Otto, ich habe mich so geärgert, daß du diesen Sommer nicht hergekommen bist. Unter uns gesagt: ich dachte schon: der will nun auch nichts mehr von dir wissen. — Siehst du: Deshalb freu ich mich so herzlich über deinen Weihnachtsbrief!

Weihnachtsabend habe ich so recht gemütlich mit meinem Moppchen (ethymologisch: Selma, Selmappel, Selmoppel, Moppel, Moppchen) allein verlebt. Wir haben uns beide mit feinen Geschenken überrascht, echten Benedictiner (auch Geschenk!) getrunken und mit kindlichem Vergnügen mittels einer neuerfundenen Maschine (auch Geschenk!) meine zahllosen, im Laufe der Jahre zusammengestohlenen Bleistifte (Specialität von mir!) hochfein angespitzt. Das dauerte so bis Zwei.

Sie hat mir einen Operngucker geschenkt — „ätsch!" — und ich ihr eine Menge Notwendiges, aber auch einiges

Nichtnotwendige. Aber das Feinste: „in die Wirtschaft“ haben wir uns zwei prachtvolle, hohe, geschnitzte Lehnsessel dediciert: ich sage dir: wahre Monstra an Bequemlichkeit! Weißt du, so von der Façon, wie die in den „drei Männern“ in Hannover, nur natürlich viel eleganter, reicher. Ach und dazu bin ich so billig gekommen! Ein hiesiger Theaterdirector, mit dem ich gut bekannt bin, der berühmte Thomas (Thomastheater) hatte sie aus dem alten „Orpheum“, dem berüchtigten Tanzlocal, das er in sein jetziges Theater verwandelt hat, übernommen. Da er nun keine Verwendung mehr für das alte hochvornehme Mobilar hatte, so hat er es uns — verschiedenen Freunden und mir — „auf Abbruch“, wie du von deiner Geistesfrische zu sagen pflegst — verkauft. Stück für Stück 11 M.!! Nun mußten sie ja allerdings ganz neu gepolstert und überzogen werden, das kostete für die beiden Stühle rund 100 M., sodaß mir nun der Stuhl auf 60 M. zu stehen kommt. Aber ich sage dir: nicht für 200 ist mir der einzelne feil. Der Lutherstuhl, in dem ich jetzt beim Schreiben sitze und der seiner Zeit 150 M. kostete, ist ja der reine Waisenknabe gegen diese beiden Prachtkerle. —

Entschuldige diesen Herzenserguß über die Bereicherung meines Mobilars, aber ich bin nun einmal verliebt in meine eigene (!) Einrichtung. Du wirst mir aber auch zugeben müssen — wenn du nämlich demnächst einmal — wirklich herkommst —, daß es „recht nett“ bei mir ist, und ich bin überzeugt, wenn du erst in einem der beiden Lehnsessel sitzt und ich dir gegenüber in dem andern, dann stehst du nicht eher wieder auf — als bis du meinen ganzen Moselwein ausgesoffen hast — und vielleicht auch dann nur — unvollkommen.

Übrigens: ich habe ganz vergessen, zu erwähnen, daß Moppchen auch einen sehr schönen Weihnachtsbaum

zurechtgemacht hat: ich lege dir ein Zweiglein zum Gruße bei. —

Ja, ja —: Die Tanten und die Mejerei! Wie gerne wäre ich jetzt auch nach Hannover gefahren. Aber darum bitten — oder anfragen — was auf dasselbe herauskäme — ne! Ich bin kein „verlorener Sohn", fühle mich wenigstens durchaus nicht als solcher. Ich weiß nur, daß an mir gesündigt worden ist, indem ich 6 Jahre lang in einen Beruf hineingezwungen worden bin, von dem es jedem Ochsen klar sein mußte, daß es unmöglich der meinige sein konnte.

Unserm grand père mach ich daraus keinen Vorwurf, aber dem olympischen Onkel mach ich daraus einen umso schwereren ....

Und nun diese gedankenlose Verketzerung, weil man Sachen schreibt, die — sie nicht kennen. Denn die ebenso ungeheuerliche wie lächerliche Thatsache steht doch fest — daß sie von der Angele nichts, als die heuchlerischen Moralfatzkereien gelesen haben, die in ihren Spießbürgerblättern gestanden haben. Und daraufhin verurteilen sie mich als Pornographen!

Ich darf gar nicht dran denken und denk auch gottlob für gewöhnlich nicht dran. Denn das ist nahezu das Einzige, was mich um meine sonst ziemlich tiefgewurzelte Gemütlichkeit bringen kann!

Übrigens: Die Angele ist ins Italienische übersetzt und wird demnächst in Mailand gespielt werden. Vielleicht lernt mich mein neuer Schwager auf diesem immerhin noch etwas ungewöhnlichen Umwege kennen. Man ist in Italien nicht so prüde in den Theatern, wie bei uns. Da ist es dann freilich fraglich, ob der Herr Doctor sich dort in ein Theater traut. —

Ich schließe, ich will noch Robert Gleitz und Georg Wendeborn antworten, die mir, von Celle (brr!) aus, freundliche Weihnachtsgrüße geschickt haben —, „um

zu beweisen, daß du nicht ganz aus dem Verwandtenkreise verstoßen bist.“ — Brave Jungen, die mich auch beide schon besucht haben. Auch Moppchen lassen sie grüßen.

Herzlichen Gruß und nochmals Dank!

Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Berlin, 2. Januar 1892.]

— draußen, gegenüber, schien der Mond über einen kalten See. Hinten am See stand eine große Ruine. Rohr rauschte vor dem schlüpfrigen Gemäuer . . .

Wie lauernde Feinde lagern die alten Steine im Mondschatten. Oben der Sims ist hell: über den See zieht er eine scharfe Grenze: hinter der ists schwarz.

Und oben, in der Mitte — da, wo das Gemäuer sich am höchsten hebt, — da sitzt der weiße, langbeinige Pierrot. Er hat sich seinen Schädel glatt rasiert — und darüber, zum Schutze gegen den heißen Mond hat er einen großen, runden, chinesischen Sonnenschirm ausgespannt.

Mit den Hacken schlägt er grinsend gegen die dunklen Steine: wie ein Kind in die Hände klatscht. —

So höhnt er — die Feinde. Otto Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Berlin, 2. Januar 1892.]

Die Genossin Bessy[33] hat ihre Freude und Bewunderung ob der kostbaren Läufer meines Schlafgemaches bereits in einer so abgerundeten Form — von sich gegeben, daß Moppchen und ich beschlossen haben, sie an die Direction der „Berliner Guano-Fabrik“ als Surrogat-Producentin zu empfehlen bezw. zu verkaufen. — Morgen,

Sonntag-Nachmittag, 5 Uhr habe ich mit den beiden Regierungsunmenschen C. und Freiherr im Café New-York eine Vespersitzung arrangiert, zu der du hiermit freundlichst geladen bist. Serv's!

Dei Erich.

Postkarte an Robert Wendeborn

[Berlin, 2. Januar 1892.]

Lieber Onkel!

Den Duft der ersten deiner Cigaretten
laß ich durch meiner Nase Höhlung streifen —
ein solcher Tabak kann — ich möchte wetten —
nur in Brasiliens güt'ger Sonne reifen!
Es muß darob mein Dank — um sich zu betten
zu deinen Füßen — bis nach Weimar schweifen! —
Was sagst du denn zum „abgerissnen Knopf"?
Wenn du mich lobtest — freut' ich mir 'nen Kropf!

Dein „fauler Kopf" Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Berlin, Rothmüller, 2. Festtag. [27. 2. 92.]

Ich weiß, du grollst mir, weil ich nach Tunis will! Nun gut: ich werde nicht nach Tunis gehen. Das schenk ich dir nachträglich zu Weihnachten. Ich werde ein feines Lustspiel schreiben und hier bleiben. Aber nu sei wieder gut! — Ja?

Prosit! Dein Erich.

An Wilhelm Bölsche

Berlin N.W., Karlstr. 32, 31. März 1892.

Lieber Bölsche!

Hanna Jagert ist die hervorragend begabte Tochter eines socialdemokratischen Spießbürgers, des Maurers

Eduard Jagert. Sie ist anfänglich natürlich in der Bewegung thätig.

Der Schriftsetzer Conrad Thieme, ein junger leidenschaftlicher Agitator, verliebt sich in sie, und da er ihr als hervorragender „Genosse" gewaltig imponiert, verlobt sie sich mit ihm.

Kurz bevor sie heiraten wollen, wird er zu drei Jahren Gefängnis verurteilt.

Während er sitzt, vollzieht sich in ihr ein allmählicher Proceß, dessen typischen Verlauf du ja kennst. Sie verliert zunächst den holden „Glauben an eine baldige Revolution". Ihr optimistischer Idealismus kommt ins Schwanken. Sie wird mißtrauischer und erblickt in ihrer Umgebung auf einmal so viel Kleinlichkeit und Gemeinheit, daß sie sich mehr vom öffentlichen Leben zurückzieht u. s. w.

Wie gesagt, diesen inneren Vorgang brauch ich dir ja nicht näher auseinanderzusetzen, du kennst ihn ja reichlich so gut, wie ich. Er ist der eigentliche Inhalt meines Stückes. Sie entwickelt sich individualistisch, lernt einen hochgebildeten, feinsinnigen und originellen Mann kennen, der ihr den Sinn des Lebens im veredelten Genuß aufweckt, und als nun plötzlich Conrad Thieme begnadigt aus dem Gefängnis zurückkehrt — da ist denn auch der äußere dramatische Conflict da. —

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Berlin, 5. Mai 1892.]

Beschwerde[34] abgewiesen. „. . . so steht doch die von der Titelheldin in ihren Worten und Handlungen vertretene Philosophie des reinen Menschentums so sehr

im Widerspruch zu den die Grundlagen unserer Staats- und Gesellschaftsordnung bildenden Sittengesetzen, daß von der Aufführung mit Recht eine Gefährdung der öffentlichen Sittlichkeit zu befürchten ist.“

Prosit! Dein Erich.

An Arno Holz

Berlin N.W., Karlstr. 32, 13.—14. Mai 1892.

Lieber Arno Holz!

Tief in der Nacht vom 13. auf den 14. Mai find ich beim Heimkommen dein Buch. Herzlichen Dank! Freu mich riesig über die Tombackuhr! — Aber, nicht wahr? es sind doch wundervolle Sachen in dem Pierrot. — Übrigens weißt du: Die Literatur wär viel lieber, wenn man nur so unter sich die Bücher austauschte und nicht auf das übrige Viehzeug Rücksicht nähm.

Herzlichen Gruß! Dein Otto Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[München, 12. Juni 1892.]

Glücklich in München! Nach Abzug der Flasche Asti Spumante, die wir jetzt auf dein Wohl leeren, haben wir grade noch 30 M. Drum tritt nur den braven Sami, daß er mir möglichst bald möglichst viel Draht sendet. Ich wohne Grand Hôtel Grünwald in der Dachauerstraße.

Prosit! Dei Erich.

Postkarte an Otto Hartleben

[Rodaun bei Wien, 11. August 1892.]

O selig, o selig — Berlin fern zu sein! Ich bin aus allem literarischen Klatsch heraus, selbst — soweit er meine werte Person betrifft. Du kannst nicht begreifen,

wie wohl das thut! Nichts Entsetzlicheres giebt es, als das Fachsimpeln der Literaten. Wenigstens für den, der mehr sein möchte, als „Literat", d. h. Journalist, Schriftsteller — oder wie man dieses Gesindel sonst zu nennen beliebt. Die Not, das Elend verdeckt ja häufig den Unterschied zwischen einem producierenden Künstler und dem räsonnierenden Tagesschreiber, d. h. auch der erstere, der Dichter, ist heutzutage vielfach genötigt, sich auf das Niveau der Zeitungsschreiber zu stellen. Aber Gott sei Dank, mir ist das bisher erspart geblieben, und wie ich hoffe ... [Sic!] Thatsächlich ist die Kluft zwischen den beiden bezeichneten Lagern eine ungeheure, und du hättest alle Ursache, dich meiner zu schämen, wenn ich ein „Schriftsteller" der zweiten Sorte wäre.

An Hans Heilmann

[1892.]

Sobald ich nach Berlin zurückkomme, lasse ich den Pierrot auf meine Kosten drucken. Ich bin jetzt völlig überzeugt, daß die Sache auch pecuniär gar nicht so gewagt [ist]. Alle Welt ist ja entzückt, die Münchner waren ganz weg. Um die zwei Exemplare, die sie im ganzen haben, werden briefliche Schlachten geschlagen. Es wäre Feigheit, wenn ich das nicht riskierte, ich komme mehr und mehr zu der Ansicht, daß ich damit einen guten Griff gethan habe — gerade in Anbetracht der jüngsten Zeitströmung. Giraud ist doch immer noch eher zu assimilieren, als Maeterlinck.

Heil! Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Berlin, 24. August 1892.]

„Was kann das schlechte Leben helfen mir:
„Herr Oberkellner, bitte noch ein Bier!

„Auch eine Karte bitt ich mitzubringen,
„Will meinem Papa darauf Lieder singen."
Umstrickt vom allerschnödesten der Kater,
such ich mir Trost bei meinem alten Vater.
O edler Greis! Wie's mir im Schädel brummt,
wie's mir im Hirn von tausend Bremsen summt —
ich glaube, das ist noch nicht dagewesen:
du kannst es zwischen diesen Zeilen lesen:
Matkowski ist ein ganz verfl. Lump,
Der Teufel rott ihn aus mit Stil und Stump.
Ein edler Mensch, gehört er nicht zum Plebse,
sauft gern und viel, doch nie im Leben Schnäpse.
Ich komme morgen Nachmittag um Sechs
zu dir mit Liliencron, dem Dichterfex.
Viel lieber stürz ich mich in einen Krater,
als daß ich öfter dulde solchen Kater.

An Otto Julius Bierbaum

Berlin N.W., Karlstr. 32 [September 1892?].

Lieber Otto Julius Bierbaum!

Freu mich sehr, daß Ihnen die Rondels so gut gefallen! Es sind aber auch in der That wundervolle Sachen. Ich kann das sagen, weil sie wirklich nicht von mir sind. Albert Giraud ist ein lebender Belgier. Seine Sachen sind bei Lacombeez in Brüssel erschienen.

Allerdings — von diesen Übersetzungen gehört viel mir. Ich habe vielfach überhaupt nicht „übersetzt", sondern nur ein Motiv aus dem französischen Gedichte genommen und darüber meins geschrieben. Ob das „erlaubt" ist oder nicht, ist mir schnuppe, wenn nur was dabei herauskommt. Ich „arbeite" an dieser Sammlung seit 1886, also sechs Jahre. Immer wieder bin ich mit zäher Liebe daran gegangen, manches ist drei-, viermal

gedichtet. Ich hoffe also, daß die Verse wirklich nicht den Eindruck von Übersetzungen machen.

Im Buchhandel ist das Buch nicht. Ich habe auf meine Kosten 60 Abzüge machen lassen, die ich entweder verschenke oder für 3 M. das Stück verkaufe, d. h. ich will auf die Weise einen Teil meiner Auslagen einbringen, denn bei der Vervielfältigung ist nicht gespart. Wenn also Ihre Bekannten durchaus ihr Vermögen leichtsinnig vergeuden wollen, so bin ich erbötig — ich hab noch 12 Exemplare, d. h. wer weiß, wie lange. — —

Übrigens wenn Sie darüber schreiben wollten, wäre ich höchst vergnügt — aber dann mit viel Proben, da das Buch eben nicht im Buchhandel ist. Um so origineller läßt sich darüber schreiben: vielleicht findet sich dann ein Buchhändler — das wäre famos! Sie könnten ja schließen: „Verlagsofferten an O. E. H., Berlin N.W., Karlstr. 32".

Anbei ein Preisausschreiben der Freien Volksbühne, das ich Sie in Ihr Organ und womöglich noch in andere zu bringen bitte.

Wann kommt Ihr „Frühlingsfest"?

Mit Gruß Ihr Otto Erich.

Leg ein Bild von mir bei, bitte sich zu revanchieren.

Postkarte an Hans Heilmann

[Berlin, 3. October 1892.]

— ja — aber was soll ich dagegen machen? Mein Vater war Beamter — Königl. Preuß. Beamter — wenn er noch lebte, würde er heut — Rath III. Klasse sein! Ja, ja: damit ist nicht zu spaßen. Andererseits war mein Urahn Raubritter. Er besaß als solcher eine große geschäftliche Routine. — Er schützte die Unschuld —, und als er bei der Gelegenheit einmal aufgegriffen wurde — schlug man ihm auf dem Markt zu Erfurt den rechten

Arm ab. Das Schaffot — blutete. Unter der Sonne wurden die Bretter goldig braun. — Eine rote, frivol elegante Eidechse — zischte drüber hin. — — Das träume ich jede Nacht. — Ja. — Aber: was soll ich dagegen machen? — Hm.

—?

An Hans Heilmann

Hannover, Warmbüchencamp 12, 14. October 1892.

Lieber Papa!

Du wirst neugierig sein, zu erfahren, wie ich mich hier im Rachen der Familie befinde. — Ich kann dir die erfreuliche Mitteilung machen, daß es gut geht, besser, wie ich hoffte. Mein Großvater, der viel gesunder ist, als ich nach manchen Schilderungen dachte (auch den Ischias-Anfall hat er wieder ganz überwunden und steht und geht mit seinen 87 Jahren grad so stramm und gerade wie immer), hat mich mit einer mich rührenden Freundlichkeit und Herzlichkeit aufgenommen, als ob nie etwas vorgekommen wäre und ich ihm niemals das Herz schwer gemacht hätte. Er ist eben in jeder Hinsicht ein ganz hervorragender Vollmensch, der unendlich hoch über der Gesellschaft steht, die ihn umgiebt. Das Letztere ist mein Kummer. Ich kann zwar auch über meine Schwestern keine Klage führen: sie sind mir mit einem gewissen duldsamen Wohlwollen begegnet und bemühen sich, mit der tactvollen Rücksichtnahme wohlerzogener Menschen heikle Themata, wie etwa mein Beruf, stillschweigend zu umgehn. — Meine älteste Schwester, die jetzt 5 Monate in England gewesen ist, zeigt mir die selbstgewisse Herablassung einer Dame von Welt, und das macht mir soviel Spaß, daß ich mich eigentlich am meisten und am besten mit ihr unterhalte. —

Le-Eau ist unverändert der alte. Er liebt seine Braut wie keine Braut vor ihr und wird nächste Woche zu seinen Schwiegereltern in die Gegend von Emden gehn und dort den Winter zubringen. Der Großvater nennt das eine Dummheit, weil er sich damit „die Enttäuschungen des Ehestandes“ vorwegnähme ... und nun würde wohl auch hieraus wieder nichts werden ...

Mein Bruder-Leutnant hat mir eben telegraphiert, daß er heute Abend ankommt. Bin gespannt, was das für ein Zwickel geworden ist. —

Im Allgemeinen beiß ich hier natürlich den gemachten Mann heraus. Mein Großvater ist vornehmlich aus dem Grunde mit mir ausgesöhnt, „weil er doch sieht“, daß ich mich selber durchschlagen kann und mein gutes Einkommen habe. — Es wäre grausam, ihn aus diesem Himmel zu reißen, und deshalb bitte ich dich, mir durch Fischer, mit Fischer als Absender, noch einmal 40 M. zu schicken, damit ich meine wichtige Rolle hier anständig weiter spielen kann.

Wann kommst du hierher? Alles sehnt sich nach dir. Vor allem Le-Eau, der dich gleich mir mit kräftigem Heil! begrüßt. Erich.

Postkarte an Robert Wendeborn

[Hannover, 25. October 1892.]

Lieber Onkel! Morgen fahr ich wieder
nach der neuen Kaiserstadt Berlin,
alte Hausgeschichten, alte Lieder
werden frisch erneuert mit mir ziehn.
Manche Lasten rutschen mir vom Herzen,
manche gute Freude lebte auf:
alter Kameraden frohes Scherzen,
selbst den Stumpfsinn nahm ich mit in Kauf.

Doch nun wird es Zeit, aufs neu zu streben —
Neue Künstlerschaft und neues Leben!
Heil! Dein Erich.

An Dr. Max Oberbreyer

Berlin NW., 7. December 1892.

Lieber Herr Doctor!

Gestatten Sie mir, mich in einer höchst eigentümlichen Angelegenheit fragend an Sie zu wenden. Lassen Sie sich zunächst eine Geschichte erzählen.

Sie kennen Herrn *. Sie kennen ihn so gut, daß Sie es begreiflich finden, daß man seine Gesellschaft nicht gerade aufsucht.

So saßen wir denn eines Morgens zwischen Drei und Vier in der Künstlerklause beim Pilsener. Da kommt Herr * mit einer gelbseidenen Weste herein und setzt sich an unsern Stammtisch. Ich veranlasse die Herren, sich an einen andern Tisch zu setzen, und als er auch uns dahin nachfolgt, veranlasse ich, daß der Wirt ihn aus dem Local entfernt.

Acht Tage darauf erhalte ich durch die Post ein paar Zeitungsausschnitte, Correspondenzartikel aus Berlin: Zwickauer Generalanzeiger: „Über das Ballfest des Vereins Berliner Presse." Der begann etwa so: „Auf diesem Fest war einfach alles, was sich Schriftsteller nennt: Von Spielhagen herab bis zum Dichter der Goldenen Hundertzehn, ja bis herab zu einem gewissen Herrn Hartleben." — An den Rand war mit Blaustift geschrieben: „Erscheint in 74 deutschen Zeitungen!" —

Weitere 14 Tage später fällt mir wieder so'n Correspondenz-Artikel in die Hand. Diesmal aus Südspanien. Er kommt dort in ein kleines sehr dreckiges und übelduftendes Nest und sofort fragt er sich: Wie? Sollten

hier etwa die Poesien eines gewissen Herrn Hartleben — abgeladen sein?

So ulkig diese Harmlosigkeiten auch an und für sich sind, so hab ich mich doch damals verleiten lassen, Herrn * wegen öffentlicher Beleidigung zu verklagen. Die Art und Weise, wie er sich in dem ersten Termin verteidigen ließ, macht es mir nun auch zur Pflicht, die Sache durchzuführen.

Er versucht nämlich, eine Art von Beweis der Wahrheit zu führen. Er behauptet nämlich, meine „Werke", insbesondere die „Angele", sei pornographische Literatur und er deshalb sachlich berechtigt, mich derartig öffentlich zu beurteilen.

Sie werden ermessen, wieviel mir nunmehr an dem Ausgang dieses Processes gelegen sein muß. Es sind zu dem Termin am 28. December eine Menge literarischer Persönlichkeiten aus dem Lager der Alten, z. B. Frenzel, geladen, und man wird die Gelegenheit zu benutzen versuchen, unserer jungen „Richtung" eins auszuwischen.

Ich erinnere mich nun, daß Sie mir vor Jahren in Leipzig die Dinge über Herrn * Benehmen in M. erzählten, die für mich bestimmend waren, ihn zu perhorrescieren. Mir liegt jetzt alles daran, daß ich den Nachweis führe, daß wirklich Thatsachen vorliegen, die es gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn man den Umgang mit diesem Herrn meidet. Ich wende mich an Sie mit der Bitte, mir gütigst das Material zugänglich zu machen, das gegen den Herrn vorliegt, bezw. mir die Zeugen zu benennen.

Am besten macht sich das wohl mündlich, und wenn Sie nicht zufällig eine Gelegenheit haben, in der nächsten Zeit hierher zu kommen, bin ich gern bereit, zu einer Unterredung nach Leipzig zu fahren. Bitte, schreiben Sie mir!

Mit freundlichem Gruß

Ihr Otto Erich Hartleben.

Postkarte an Hans Heilmann

Berlin, 26. December 1892.

L. P.! Zur Vorberatung einer Sache, für die du dich gewiß interessieren wirst, lade ich dich ein, Dienstagabend 8 Uhr in das Pilsener Local unter den Linden 13, eine Treppe hoch, separates Zimmer (unter dem Namen „Mauthner", nicht Freie Bühne), zu kommen. Es handelt sich um einen organisierten Selbstverlag, der mit Umgehung des zopfigen Zwischenhandels direct den Verkehr des Autors mit dem Publicum herzustellen bezweckt. Es sind die besten Männer dabei, wir bedürfen aber gerade solcher Leute, die zwar verlegerische Erfahrungen, aber keine verlegerischen (literarisch verlegerischen) Interessen haben.

Heil! Dein Erich.

An Robert Wendeborn

Berlin N.W., 3. Januar 1893.

Liebwerter Onkel!

Ich hatte ihn nicht vergessen, deinen Geburtstag, zu dem ich dir noch nachträglich meinen herzlichen Glückwunsch sende.

Aber die Sache war so: Am Sylvesterabend hatten wir eine Anzahl Freunde: 3 Ehepaare und drei Junggesellen bei uns und aßen und tranken und waren guter Dinge. Ein großartiger Heringssalat, in dem unter anderem ein ganzer Kalbsbraten verschwunden war, hatte uns unser letztes Geld gekostet. Wir hatten nicht bedacht, daß am nächsten Tage, dem ersten des Jahres, noch keine Kameele anlangen konnten. Wir constatierten, daß ein reinlicher und absoluter Mangel an jeglicher landesüblichen Münze der symbolische Zustand war, in dem wir in das neue Jahr, weihevoll gestimmt, eintraten. Auch nicht der kleinste Rest

eines Tauschmittels, etwa 10 Pfennigsmarken oder Postkarten, war in den Räumen unserer Residenz zu entdecken. —

Wir erhoben nunmehr Folgendes zum Beschluß. Jedesmal, wenn die schrille Glocke am Thor des Hauses erscholl, war zunächst vorsichtig, höchst vorsichtig! durch das eigens zu diesem Zwecke in der Thüre angebrachte kreisrunde Loch zu erspähen: ob ein Freund, ein Geldbriefträger oder sonst eine offenbar ungefährliche Persönlichkeit davor stand. — Ähnelte diese jedoch einem Gratulanten oder gar dem freundlichen Träger einer Rechnung — so wurde die Totenstille des Hauses lediglich durch das wiederholte heftige, aber stets gleichmäßig erfolglose Klingeln dieses Verdächtigen unterbrochen, der alsbald mit gesenkten Ohren von dannen wich. —

Wir aber hielten uns im Bau, nährten uns redlich und reichlich von den immensen Resten des Heringssalats und tranken dazu den kalten Punsch, der „herrlich wie am ersten Tag“ war.

Zwei Tage währte diese — Quarantaine vor dem Eintritt ins neue Jahr, heute aber am dritten kamen die Kameele. Ich beeile mich daher, dir meinen nachträglichen herzlichen Glückwunsch zu senden.

Heil! Dein Erich.

Der von dir erzeugte Bruno hat hier bei mir, als ich grade eine halbe Stunde von Hause fort war, — „seine Karte abgegeben“ und sich dann nicht mehr sehen lassen. Konnte er sich nicht mittels einer jener auch in den weitesten Kreisen beliebten Postkarten anmelden? —

Postkarte an Hans Heilmann

Berlin, 11. Januar 1893.

L. P.! Hab dich heut früh vergeblich erwartet. Mein Billet für morgen wirst du erhalten haben. Ich muß

morgen drei echte Rosen für Frau Zipser[35] kaufen und habe auch so kein Geld mehr. Mein Mädchen ist daher gezwungen, dich morgen früh zu besuchen: Sei bitte gut gegen sie! Heil! Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Berlin, 16. Januar 1893.

L. P.! Die Unterzeichneten möchten dich nicht auf ein im Rausch gestammeltes Wort festnageln und bitten dich, falls du deine für morgen projectierte Einladung aufrecht erhälst, ihnen noch Bescheid zukommen zu lassen.

Die Lore bewährt sich als die Jungfrau von Orleans des Neuen Theaters. Langsam aber sicher zieht sie den Karren aus dem Dreck.

Heil! Dein Erich.

Visitenkarte an Hans Heilmann

L. P.! Wir haben dich gestern Abend vergeblich im Ferkel erwartet, Alfred hatte sich vorgenommen, sich zu betrinken und führte diesen Vorsatz mit der ihm eigenen Energie aus. — Heute Abend treffen wir uns mit Seefeld in der alten Künstlerklause. War gestern bei Oscar, war riesig liebenswürdig. Also Mittwoch ist die „Hanna". Bitte dich, rechtzeitig eine Claque zu organisieren. — — Morgen ist Gagetag oder übermorgen. Nachdem er mir dies ungefragt mitgeteilt hatte, mochte ich natürlich nicht, wie ich vorhatte, von Geld — „gleich" — anfangen. Dir gegenüber bin ich schon bethulicher und bitte dich, dem angebogenen Mädchen, wenn du kannst, eins jener von der Natur und der Kunstfertigkeit der Menschen zum Vergnügen wie geschaffenen Zwanzigmarkstücke vertrauensvoll auszuhändigen. Falls du die Idee, meine

Pumpbriefe einrahmen zu lassen, ausführen willst, bitte ich dich ein Pauschquantum von 50—60 Pf. gleich abzuziehen, denn ich gebe zu, daß es nicht mehr als recht und billig ist, daß die Kosten eines derartigen Reclameunternehmens mir zur Last fallen.

Heil! Dein Erich.

An Dr. Oscar Blumenthal

Berlin, 16. Februar 1893.

Sehr geehrter Herr Doctor!

Nachdem ich mich einigermaßen von dem Schlage erholt habe, den mir Ihre heutige Eröffnung versetzt hat, bin ich nunmehr in der Lage, ruhig über die Sache nachzudenken.

Einverstanden bin ich mit Ihrem Vorschlage, die Première in Form einer Matinée stattfinden zu lassen, allerdings müßte dies durch die Zeitung motiviert werden — dagegen kann ich [mich] mit einer abermaligen Aufschiebung bis in den April hinein keineswegs befreunden. Nachdem aus der sofortigen Aufführung nach dem glücklichen Ausgang des Processes Anfang December vorigen Jahres nichts geworden war, versprachen Sie mir, das Stück sofort nach Sudermanns Heimat noch im Januar zu bringen. Da kam der Baumeister Solness dazwischen, ich willigte ein, daß auch er noch vorangestellt wurde. Anfang Februar sollte ich dann kommen. Da eröffneten Sie mir, daß Sie doch erst ein heiteres Stück bringen müßten, das war die Palastrevolution: trotzdem sollte ich aber noch in der ersten Hälfte des Februar an die Reihe kommen. Da meinten Sie, zu Fastnacht noch einen Schwank bringen zu sollen, und ich willigte auch darein. Denn was wollte ich machen? Heute vor 8 Tagen gaben Sie mir nun aber in aller Form Ihr Ehrenwort: Die Hanna

Jagert kommt als nächste Novität noch in diesem Monat heraus. —

Was glauben Sie wohl, was ich die letzten drei Monate mit Fragen gequält bin: wann denn nun endlich dieses heißumstrittene Stück, endlich aufgeführt würde? Ich habe immer wieder abweisende oder ausweichende Antworten gegeben, bis heute vor 8 Tagen, wo ich endlich eine bestimmte Antwort geben konnte. Man lacht jetzt schon über dieses ewig verhinderte Stück, ich würde vollends als dummer Junge dastehen, wenn es jetzt wieder auf 6—7 Wochen hinausgeschoben würde. Dazu kommt für mich die pecuniäre Seite der Sache. Es ist mir absolut nicht gleichgültig, ob ich in diesem Monat, wo noch gute Theaterzeit ist, herauskomme, oder erst im April, zumal ich nach meinen Erfahrungen auch gar keine Gewähr habe, auch nur dann wirklich herauszukommen. Sie glauben zwar nicht an einen Kassenerfolg des Stückes, aber darüber darf ich als Autor wohl anderer Ansicht sein; ich zweifle nicht daran, daß es für dieses Stück bereits ein Publikum giebt. Es kommt wesentlich auf Sie an, daß dieses Stück auch äußerlich ein Erfolg wird — wenn auch kein breiter, wie er durch einen bereits eingeführten Namen garantiert wird. Aber das ist es gerade: wie kann ich vorwärtskommen und mich bethätigen, wie können Sie auch nur auf Ihre bereits aufgewandten Kosten kommen — wenn Sie mich mit Consequenz nicht aufführen. Sie haben nun zwei durchaus bühnenreife Stücke von mir — die Saison neigt sich dem Ende zu, und ich warte noch immer, warte seit bald 3 Jahren, und soll noch weiter warten.

Nein! Das können Sie nicht verlangen. Dieser qualvolle Zustand muß ein Ende nehmen. Selbst in Rücksicht auf meine weitere Production ist es mir ein geistiges Bedürfnis, endlich einmal etwas herauszubringen.

Ich denke, Sie werden das verstehen. Selbst ein Reinfall wäre günstiger für mich, als dieses dumpfe, marternde Wartenmüssen. Und die Hanna Jagert ist kein Reinfall. Die technischen Schwierigkeiten, bezüglich der Benutzung der Bühne gebe ich zu, doch sind die nicht unüberwindlich. Können die Proben nicht im Lessingtheater stattfinden, so haben Sie das Wallnertheater, auf dessen Bühne auch zwei Proben am Tage stattfinden können. —

Kurz: ich bitte Sie, lieber Herr Doctor, lassen Sie's dabei und geben Sie die Comödie — wie Sie mir versprachen — jetzt. Ich bin nicht in der Lage, Ihnen Ihr Wort zurückzugeben. Ich halte das Warten nicht länger aus[36].

Mit Gruß

Ihr ergebener

Otto Erich Hartleben.

[Nachschrift an Otto Hartleben]

Bitte den Brief zurück!

Dein „tiefunglücklicher Bruder" Erich.

Aber, sag mal selber: ist das nicht, um — tiefunglücklich zu sein?

An Otto Hartleben

Berlin N.W., Karlstr. 32, 15. März 1893.

Lieber Otto!

L. ist wirklich ein gefährlicher Briefsteller. Ich habe ihm zu seinem Geburtstage eine Karte geschrieben, auf der blos die halb scherzhaften Worte standen: „Herzlichen Glückwunsch! Dein tiefunglücklicher Bruder Erich". —

Ich war allerdings gerade in sehr besch... ener Laune (— aber doch immerhin in Laune —), und das wird mir

kein Mensch verdenken, wenn er weiß, wie mich Blumenthal seit dem 1. December vorigen Jahres mit meiner „Hanna Jagert“ hinhält. Es ist das wirklich gemein. Um es dir recht deutlich zu illustrieren, will ich dir die Abschrift (von meiner Frau) eines Briefes an ihn (Oscar) beilegen, den ich im vorigen Monat an ihn geschrieben habe[37]. Seitdem habe ich kein Wort mehr mit ihm verhandelt. —

Nun bin ich durch diese nicht vorauszusehende Verschleppung allerdings wieder in die Lage gekommen, mich an Großpapa wegen Geld wenden zu müssen — am Ersten dieses hat er mir 400 M. geschickt. Das sind wohl die „unheimlichen Gelder“. Die ganze Äußerung von dem Krach, „der uns allen noch Schaden bringt“, gehört in das Kapitel jener kleinbürgerlichen Geschmacklosigkeiten, über die ich mich ärgern würde, wenn ich nicht die Gottesgabe des Humors mitbekommen hätte. Es ist eben lächerlich. —

Ich bin wie einer, der im starken Strome schwimmt, und nicht immer mit dem Strome — aber wenn sich mir nicht ganz besondere Klötze ans Bein hängen, hab ich die frohe Zuversicht, oben bleiben zu können. —

Gestern, heute und Sonnabend ist wieder Lore. Sonnabend kommt Majestät herein. Bete für mich! Und arbeite! Wie ich.

Dein Bruder Erich.

L. schreib ich heute Abend eine blutige Bierkarte.

Zu den von dir richtig vermuteten Gründen meiner Schweigsamkeit dir gegenüber kommt noch das begreifliche Schamgefühl: immer noch nicht mit etwas wirklich Großem herausgekommen zu sein: immer noch als obscurer Literat weiter vegetieren zu müssen. Aber ich kann doch gewißlich nichts dafür. Ich hab nun jetzt glücklich vier abendfüllende Stücke fürs Theater fertig.

— Aus Verzweiflung laß ich die Hanna Jagert in der nächsten Woche wenigstens im Druck erscheinen. Es muß irgend eine Intrigue dahinter stecken, denn anfangs war Oscar sehr erbaut von dem Stück.

An Hans Heilmann

18. März 1893.

L. P. Für nächste Woche hat mir zwar Sami was in Aussicht gestellt, aber — der Steuerexecutor hat uns mal wieder den Rest gegeben, wir haben bald garnichts mehr im Hause. Möchtste nicht so gut sein und geben dem armen Mädchen ein Goldstück, daß wir uns könnten ein Schweinernes dafür kochen, oder schickst uns dein Hunderl, das gute bethuliche Viehchen, daß wir emal — — und wir könnten wieder emal . . .

Heil! Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

15. April 1893.

Schwebend kriechen trübe Flammen —
über mir bricht es zusammen —
schwerer Tod im dumpfen Moor!
An dem Palmbaum meiner Träume
häng ich nun mich auf und säume
grinsend ihn mit Trauerflor! —

In der Illustrierten Zeitung,
der Berliner, die Verbreitung
in Verbrecherkreisen hat,
mußt ich heut mein Bild bewundern —
ist es da noch zu verwundern,
daß ich meines Lebens satt?

Wehe! Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Berlin, 20. April 1893.]

Zwei stumpfe Hamburger Schiffer sitzen den ganzen Tag schweigend beieinander, priemen und spucken. Schließlich sagt der Eine: Du, ich weiß was. — Was? — Es kriecht auf dem Dache rum, es hat vier Beine, es ist haarig und kratzt. — Det is Rum!

Postkarte an Hans Heilmann

[Berlin, 28. April 1893.]

Wir warteten auf dich bis Neun. Dann gingen wir heim, d. h. wir werden noch gehn. Hast du abgelegte Hemden? Nämlich von wegen dem Peter! P. H. Das war es. Der Kerl kann einem zum Weinen leid thun. Aber mit einem warmen Bad und reinen Hemden müßte man anfangen. Das ist leider kein Scherz! — Und so. — Lieber Papa: es war heute ein großer Genuß. Halbe steckt mit dieser einen Tragödie den ganzen Hauptmann in die Tasche. Das will was sagen! Halbe ist der Mann — Halbe ist ein Ganzer. — Halbe ist alles. Halbe! Halbe!! Halbe!!! Halbe ist ein Dichter!

Heil! Erich.

Postkarte an Otto Julius Bierbaum (und andere)

[Berlin, 28. April 1893.]

Pierrot Berlinois.

Die rote Dienstmannsmütze,
die blankgelackte Kappe
stürzt in die Weiberkneipe . . .
„Wo mag das Mädchen sein?“

„Im siebenten Reviere“,
spricht Emmy — weiter taumelt

die rote Dienstmannsmütze,
die blankgelackte Kappe. —

Wir beide[38] sitzen sinnend,
wir schaun uns an und fragen
beim fünften Lichtenhainer:
„Was mag sie hier nur wollen,
„die rote Dienstmannsmütze?“

Heil! Ihr Otto Erich.

An Dr. Oscar Blumenthal

Berlin N.W., Karlstr. 32, 2. Mai 1893.

Lieber Herr Doctor!

Nach dem so wider alles Erwarten glänzenden pecuniären Resultat der Hanna Jagert bin ich meinem armen alten Großvater gegenüber in die Notlage versetzt, ihn auch für weitere 6 Monate um die Existenzmittel zu bitten. Dies wird mir recht schwer, und ich bitte Sie, es mir dadurch zu erleichtern, daß Sie mir einen Brief schreiben, in dem Sie mir ...

Also die Sache ist die. Ich will meinem Großvater schreiben:

Lieber Großvater! Wenn ich noch Referendar wäre, wie das der Wunsch deines Herzens war, dann würdest du dieses Jahr wie die vergangenen noch 3600 M. zu meinem Unterhalt zahlen müssen. Nun habe ich gehofft, mit der Hanna Jagert etwas zu verdienen, was ich auch, wie ich überzeugt bin, gethan haben würde, wenn das Stück in der Hochsaison und ohne Herrn * gespielt worden wäre. Diese Hoffnung ist fehlgeschlagen und zwar gründlich. Das unverschämt schöne Aprilwetter hat auch noch das Seinige gethan, u. s. w. Nun muß ich dich mal bitten, zu denken, ich wäre dieses Jahr noch Referendar! Wie du aus dem beiliegenden Brief des Dr. Blumenthal ersehen kannst,

sind meine Chancen im allgemeinen sehr gestiegen, der unzweifelhafte literarische Erfolg der Hanna Jagert ist indirect, was die Zukunft angeht, auch von materiellem Wert u. s. w. Herr Dr. Blumenthal hofft, wie du gleichfalls aus dem beiliegenden Briefe ersehen kannst, für sich und mich von der nächsten Saison viel, er ermahnt mich, nur ja den Mut nicht sinken zu lassen, sondern nach wie vor rüstig zu arbeiten, dann könne es ja gar nicht fehlen. U. s. w.

Alles dies entspricht ja, wie ich hoffe, der Wahrheit und Ihrer Überzeugung, ich möchte es nur deshalb gern schriftlich von Ihnen haben, weil mit einem alten 87jährigen Herrn, wie mein Großvater ist, der außerdem meiner literarischen Laufbahn noch immer ein so ehrliches Mißtrauen entgegenbringt, schwer zu kramen ist.

Da ich Ihren Humor und Ihre Liebenswürdigkeit gegen mich zur Genüge kenne, weiß ich, daß Sie mir diese Bitte nicht verübeln werden, und bleibe mit bestem Gruß

Ihr Otto Erich Hartleben.

Postkarte an Hans Heilmann

6. Mai 1893.

Blühendes Blech in smaragdenen Schalen,
schmeckte uns Schauten schauderhaft schön!
Stiefel aus ledernen Idealen
tragen uns Dichter aus irdischen Qualen
aufwärts zum himmlischen Hundeflöhn!

Heil! Dein Otto Erich.

Postkarte an Dr. Richard Dehmel

6. Mai 1893.

Mittag!

Nackt sei die junge Sclavin,
so mittagsreif und -voll,

ich will sie schaun und fühlen —:
es ist Mittag — und ich bin toll!!

— Die Zweige der Trauerweide
dämpfen den grellen Schein — — —
lüstern blinzelt die Sonne,
lüstern zu uns hinein . . .

— Rings auf den versengten Gräsern
brütet ein schwüler Duft,
und schwül durch unsere Sinne
zittert die heiße Luft . . .

Nackt sei die junge Sclavin,
so mittagsreif und -voll,
ich will sie schaun und fühlen —:
es ist Mittag — und ich bin toll!!

Otto Erich.

An Dr. Eduard Griesebach

Berlin N.W., Karlstr. 32, 7. Juni 1893.

Sehr geehrter Herr!

In einer wichtigen literarischen Angelegenheit möchte ich Sie persönlich sprechen und bitte Sie, mir mitteilen zu wollen, an welchem Tage und zu welcher Stunde ich Ihnen meine Aufwartung machen darf, bezw. wo wir uns treffen könnten.

Hochachtend Otto Erich Hartleben.

An Wilhelm Bölsche

Weimar, Junkerstr. 20, 29. Juni 1893.

Lieber Bölsche!

Laß mir bitte zwei Revisionsabzüge hierher schicken, nicht um nochmal zu corrigieren, sondern weil ich sie verschenken will.

Gestern gab man hier „Gläubiger“ und „Lore“ — darob in hiesiger Fürstengruft ein Preis-Wett-Umdrehn sämmtlicher Classiker.

Mit bestem Gruß dein Otto Erich.

Postkarte an Otto Julius Bierbaum

[Berlin, 7. Juli 1893.]

Die Rinderbrust des zähen Alltagslebens
schreit nach dem Meerrettig der Poesie!
Läg hierin nicht der Tiefzweck unsres Strebens,
ach, wir ertrügen diesen Stumpfsinn nie! —

In diesem Sinne

Ihr Otto Erich.

Postkarte an Robert Wendeborn

[München,] 10., 11., 12. Juli 1893.

Lieber Onkel!

Man soll nicht sagen, was eine Sache ist — aber München ist eine!

Heil! Dein Erich.

Postkarte an Robert Wendeborn

Innsbruck, 17. Juli 1893.

Zu Innsbruck im grauen Bären
giebts einen roten Wein,
ich trink ihn dir zu Ehren,
sollst hochgefeiert sein!

Heil! Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Innsbruck, 17. Juli 1893.

Und wieder mal ist aller Schmerz dahin,
und wieder mal so wunderlich mein Sinn:

dahier im „grauen Bären"
giebts einen blanken roten Wein,
darob soll Gott gelobet sein —
ich trink ihn dir zu Ehren!
In herzlicher Treue dein Erich.

Ansichtskarte an Paul Scheerbart

[Innsbruck.] 18. Juli 1893.

Mit frischem Schnee bedeckt sind alle Berge,
das that die Nacht — nun flutet Sonnenschein.
Zum Kraxeln schickt sich an das Volk der Zwerge,
ich aber grüße dich mit rotem Wein!
Heil! Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Lienz, 20. Juli 1893.

Im Pusterthal, im Pusterthal,
da ward das Reisen ihm zur Qual
von wegen die Anglesen
und ob der krummen Näsen —
drum macht er kurzentschlossen Halt
und schlug sich seitwärts in den Wald . . .
Das Reisen macht viel Spesen!

$^1/_8$ Liter herrlicher Teroldigo a. Sp.!!
Dein Erich.

Vier Postkarten an S. Fischer

[Lienz.] 22. Juli 1893.

Lieber Sami!

Unendlich schön, furchtbar komisch, unauslöschlich heiter — kurz eine im vorhinaus mehrfach aufgelegte Humoreske ist die Geschichte „Wie ich eine Sommer-

frische suchte", oder „der verhinderte Romancier", oder „kann ich hier einen Roman schreiben?" oder „die Reise um den Roman in dreißig Tagen", oder „der heimatlose Dichter", oder „die Tinte als Freigepäck", oder „im dunkelsten Tirol", oder „die Geschichte vom abgerissenen Otto Erich", oder „der Romantiroler". Der letzte Titel scheint mir der gefundenste zu sein. Du machst dir keinen Begriff, was ich für eine scherzhafte Figur bin hier in den hohen Tauern mit meiner Überfracht an wundervollem starken weißen Papier und der ungestillten Sehnsucht nach einem stillen Orte, an dem ich dieses Papier mit Tinte überfüllen könnte. Ich komme mir selber so komisch vor, daß ich gar nicht mehr allein sein kann, weil ich dann sofort mit tödlicher Sicherheit in ein wildes Lachen ausbreche. Die Menschen hier, diese Tiroler, kommen mir alle wie Idioten vor, denn sie behandeln mich ganz ernsthaft. Entweder sind es große Heuchler, oder, wie gesagt, eine geistig sehr zurückgebliebene Nation. — Dir alle meine Irrfahrten zu schildern, wäre mir jetzt ganz unmöglich, kostet außerdem pro Seite „Freie Bühne" 20 M. Was dich jetzt hauptsächlich interessieren wird, ist, daß ich absolut kein Geld mehr habe. Schicke mir also umgehend 50 M. und die übrigen 150 M. pünktlich zum 1. August an Frau Otto Erich Hartleben in Augustusbad bei Radeberg im Königreich Sachsen. — Ich habe heute das weitere Suchen aufgegeben und mich in Lienz in dem Hôtel zur Post niedergelassen, wo man zwar gut und billig lebt, was aber im übrigen keineswegs das von mir vergebens gesuchte Ideal einer Dichterfrische vorstellt. Dort werd ich zunächst bleiben und mit Feuereifer an den inzwischen zu herrlicher Klarheit in meinem unsterblichen Dichtergeiste herangereiften Roman gehen. Meine Adresse ist also bis auf Weiteres: Hôtel zur Post, Lienz in Tirol, Südbahn. — Was haben die Leut

zu meinem gastfreien Pastor gesagt? Und zur Erziehung zur Ehe? Wann bringst du die nun raus? Wie gehts mit dem Knopf? Wann möchtest du ein Pendant zum gastfreien Pastor haben? Willst du das „Ehrenwort" drucken oder darf ichs einem andern geben? Hast du nicht erfahren, wann es Oscar zu bringen gedenkt? Ich will es jedenfalls a tempo heraushaben, bitte dich darum, dich zu entscheiden. Hat Schabelitz als Buch noch immer nichts von sich hören lassen? Meine Gedichte liegen mir am allermeisten am Herzen, und du hast mir schon lange versprochen, eine neue Ausgabe zu veranstalten.

Meine erste Manuscriptsendung wird pünctlich am 1. August eintreffen.

Heil! Dein Erich.

Ansichtspostkarte an Hans Heilmann

[Lienz, 24. Juli 1893.]

Trau solchen dummen Bildern nie,
es ist die reine Schande:
ein schöner Ort und sein Genie
gilt nichts im Vaterlande!

Heil! Dein Erich.

Postkarte an Robert Wendeborn

[Lienz, 25. Juli 1893.]

Lieber Onkel!

Nach langem Suchen, langer Fahrt
hab ich den Ort gefunden!
Hier laß ich wachsen meinen Bart,
tags vierundzwanzig Stunden!
Arbeiten aber will ich blos
von vierundzwanzig viere,
sonst wäre das kein menschlich Los,

man ähnelte dem Thiere!
So aber sitz ich froh im Frein:
die Gletscher sind Soffiten:
Lienz soll mir gesegnet sein,
mitsammt den Dolomiten!

Heil! Dein Erich.

Adresse (dauernd): Lienz (Tirol, Südbahn), Hôtel Post.

Postkarte an Hans Heilmann

[Lienz, 26. Juli 1893.]

In der Einsamkeit wird man gut und größenwahnsinnig, und das ist ganz natürlich, alles beides nur, weil man mehr über sich nachdenkt, nicht? Man fällt immer von einem ins andere: man schämt sich, daß man dies hat thun können, und man sagt sich zu gleicher Zeit, daß man viel, viel mehr wert ist als — andere, weil man sich schämt und weil man meinetwegen jenes hat lassen können. Wirklich: sie ist keine Schule der Bescheidenheit, die Einsamkeit — und doch, man wird viel ehrlicher und strenger gegen sich, vorausgesetzt, daß man kein Christ ist.

Postkarte an Robert Wendeborn

Lienz, 28. Juli 1893.

Der Jüngling konnt es nicht ertragen,
im dunkelsten Tirol zu sein,
Die Einsamkeit lag ihm im Magen,
drum schifft er sich von neuem ein.
Nach einer Großstadt wieder eilt er,
nach Zürich an dem Limmat-Fluß:
dort wird er rasten, dorten weilt er,
so Gott will, bis zum Reiseschluß!

Heil! Dein Erich.

Postkarte an Carl Henckell

Lienz, Pustertal, 28. Juli 1893.

Lieber C. B.! Montag-Nachmittag 4 Uhr 25 komme ich von Buchs her in Zürich an. Wenn du zur Zeit dort anwesend bist, möchte ich dich bitten, mich von der Bahn abzuholen. Du mußt aber sehr aufpassen, daß du mich erkennst, denn ich bin scheußlich dick geworden.

Mit herzlichem Gruß dein Otto Erich.

An Robert Wendeborn

Internationaler Socialistischer Arbeiter-Congreß in Zürich,
9. August 1893.

Lieber Onkel!

Auf einem bevorzugten Platze, unter dem Tisch des leitenden Büros, den man mir auf Grund einer Journalistenkarte reserviert hat,

mit einer Feder, die man mir wie jedem Journalisten seitens des Vorstandes überreicht hat,

und auf Papier, das uns ebenfalls seitens des Organisationscomités massenhaft zur Verfügung gestellt ist,

schreibe ich dir, während in allen Sprachen der Welt ein wütender Kampf um den 1. Mai meine Ohren umtobt,

diese Zeilen,

suche dadurch bei Bebel, Singer und Liebknecht, die mich mit mißtrauischen und unfreundlichen Augen des öfteren von der Seite betrachten,

weil ich ihnen mit Recht für einen unsichern Cantonisten gelte,

den Anschein lebhaftester geistiger Thätigkeit zu erwecken,

und sende dir meine herzlichsten Grüße.

Dein Erich.

P. S. Auch die Tinte und das Couvert sind vom Congreß gestellt!

Postkarte an Dr. Richard Dehmel

[Zürich, 18. August 1893.]

Also so —: wir haben die Nacht im Suff verlebt, der Baron und ich: so um Elfe kommen wir auf die Gasse, da ist ein Buchladen, in dem ein impertinenter Sonnenklumpen liegt — auf deinem Buche. Und da muß sich der Baron das kaufen! Und dann sitzen wir in der Meierei beim Pilsener Bier, und dem Baron ist schon wieder so, als müßten wir zurückkehren, und eine Helligkeit vom gestrigen Wein liegt über uns, und nun lese ich ihm vor: erst das Trinklied und dann den Bastard und . . . und dann sagt der Baron, wir müssen ihm eine Karte schreiben und das haben wir nun gethan.

Erich.

An S. Fischer

Zürich, 19. August 1893.

Mein lieber Sami!

Deinen Brief und das Manuscript habe ich erhalten.—

Conventionell kannst du nun die Form absolut nicht nennen. Du widerrufst das auch damit, daß du sagst, sie wäre dir vielleicht nur ungewohnt. Das Conventionelle wirkt nie ungewohnt.

Die Form ist nämlich im Gegenteil der Versuch von etwas technisch ganz Neuem, von etwas, was noch garnicht versucht wurde, nämlich der Versuch, gar nicht zu erzählen, sondern nur Situationen zu schildern und Dialoge realistisch wortgetreu wiederzugeben, das heißt eigentlich — die Technik der Bühne in den Roman zu übertragen. Dieses Experiment reizte mich deshalb, weil das Andeutungsweise, das Erratenlassen, was durch einen wirklich, ehrlich dem Leben nachgebildeten Dialog nötig wird, vielleicht durch einen referierenden Zwischentext

im Roman feiner und künstlerischer ergänzt werden kann, als durch eine Darstellung auf der Bühne — falls diese nicht schlechtweg genial ist — und auch dann noch: wie Wenige verstehen die feinere Interpretation eines genialen Schauspielers? — Ich denke mir also, man würde bei der Technik, wie ich sie da versucht habe, für ein viel größeres Publikum, als das psychologische Schauspiel findet, die Anschaulichkeit und vor allem die Spannung der Bühnenwirkung verbinden können mit dem Genuß der seelischen Intimitäten, der einem von der Bühne fast nie wirklich zu Theil wird. — Hierin liegt der große formelle Reiz für mich und deshalb werde ich den Roman streng in diesem Stil ausführen. —

Dabei tritt allerdings meine werte Persönlichkeit scheinbar ganz hinter den objectivierten Gestalten zurück. Das ist aber eine große künstlerische Tugend, und wenn du's dir richtig überlegst, ist es ja auch ganz unmöglich, in einem größeren Rahmen, wenn man die Illusion des unmittelbar, jetzt wie vor Augen Geschehenden aufrecht erhalten will, jenen ganz subjectiv willkürlichen, selbstironischen Ton durchgehen zu lassen, wie in meinen kleinen humoristischen Anekdoten.

Grade dein Brief beweist mir übrigens, daß ich mich in der gewählten Form nicht verrechnet habe, da du mir schreibst, daß dich die Fabel sehr interessiert und dir die Menschen bereits plastisch werden. Mehr kannst du von einem guten Roman garnicht verlangen. — Ich werde ihn daher in dieser, meiner Weise zu Ende schreiben.

Über den Congreß werde ich nicht schreiben, weil ich mich nicht aus dem Concept bringen lassen will. Ich kann dir aber von einem sehr geistreichen, jungen Wiener, der ihn mit mir verfolgt hat, einen guten Artikel besorgen. Wenn du willst, antworte umgehend.

Daß die neue Dichtung von Hauptmann so schön und groß ist, freut mich riesig! — Schabelitz ist zur Zeit noch nicht wieder hier, ich werde aber mit ihm sprechen, sobald er zurückkommt. Mir liegt sehr viel an dem Neuerscheinen meiner Gedichte: der kommende Musenalmanach bringt nur Gedichte von mir und dazu mein Bild. Ich möchte brennend gern wieder als zünftiger Lyriker auf den Plan treten. Ich habe so viele gute Verse gemacht — es wurmt mich, daß die Leute das nicht wissen. — Bei dieser furchtbaren Hitze kann man hier nichts anderes thun, als schlafen, baden, schwitzen und sich über das gute Weinjahr freuen. An Arbeiten ist nicht zu denken, und ich bin erstaunt, daß ich diesen halbwegs vernünftigen Brief an dich zusammengebracht habe. — Den meisten Verkehr hab ich mit Frank Wedekind, dem Dichter der Kindertragödie, einem ungewöhnlich interessanten Menschen, der übrigens auch in deinen Verlag gehörte. Blumenthal will von der Erziehung zur Ehe — ohne 4. Act, der fünf Jahr später die Vollendung der Ehe zeigt — nichts wissen. Ich natürlich unter solchen Umständen von ihm auch nichts. Bitte, schreib mir doch, was die Leute von der Comödie sagen — mir gefällt sie ausgezeichnet. — Am 12. September denke ich wieder in Berlin zu sein. Nächste Manuscriptsendung am 1. September.

Bis dahin mit bestem Gruß dein Erich.

An Otto Julius Bierbaum

Schwertkeller in Zürich, 23. August 1893, nachts 3 Uhr.

Geliebter Otto Julius!

Der Bley und der Gumplowitz zanken sich über ihre wechselseitige Frivolität in der Politik, sie meinen, es ließen sich Menschen aus dem Pöbel machen — oder nein, Bley meint es nicht — ich hab das Zuhören satt, ich schreib

lieber an dich und theile dir mit, daß ich eben hier im Schwertkeller ein Schwert von den Kellerwänden genommen habe und damit ein Exemplar deiner Studentenbeichten, das Bley gekauft!! hat, aufgeschnitten! Heil! Heil!!

Auf eine Photographie in der Walliser Weinstube

[Zürich, August 1893.]

Der echte Wein zur rechten Hand,
Das Wasser an der linken —
ich bleib's gewohnt und bin gewandt,
mit rechter Hand zu trinken.

Heil! Otto Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Berlin, 11. September 1893.]

... zwei Menschen sind ins Wasser gefallen, ein Boot ist umgekippt. Aber das Ufer ist nah — es ist eine Kleinigkeit, sich schwimmend zu retten. — Nun kann aber nur der Eine schwimmen — Der Andere nicht. Der klammert sich nun an den Schwimmer, und nun müssen sie entweder beide ersaufen — oder der Schwimmer muß den sittlichen Mut finden, dem Andern eine Fußtritt zu geben.

Prosit! Dein Erich.

An Otto Mejer

Berlin N.W., Karlstr. 32, 5. November 1893.

Lieber Onkel!

Entschuldige, daß ich trotz der Dinge, die uns persönlich trennen, mich mit diesen Zeilen direct an dich wende. Aber einerseits zwingt mich hierzu eine dringende Notlage und andererseits weiß ich durch meinen Bruder

Otto, daß du principiell geneigt bist, mir in der in Frage stehenden Angelegenheit gütigst zu helfen. — Ich habe also Schulden und zwar in der erheblichen Höhe von 16—17000 M., wofür ich aber, was ich gütigst in Anschlag zu bringen bitte, eine complette und comfortable Wohnungseinrichtung im Laufe der Zeit angeschafft habe, ohne die ich vielleicht niemals zu Ruhe und Arbeit gekommen wäre. — Hätte nun Großpapa noch einige Jahre länger gelebt, so wäre es mir sicherlich gelungen, meine Schulden aus eigener Kraft abzuarbeiten: alle meine Einnahmen stehen ja jetzt erst bevor. — So aber, nach dem erfolgten Ableben Großpapas kann ich mich nicht mehr halten: denn jetzt will auf einmal alles Geld von mir haben.

Die Anforderungen jetzt, seit ich die wenigen Tage nach Berlin zurückgekehrt bin, sind so zahlreich und so dringlich, daß ich keine ruhige Stunde mehr habe und nicht mehr weiß, wo mir der Kopf steht. Dazu kommt, daß ein sehr lieber Freund von mir, der mir oft und treu geholfen hat, ohne den es mir nie gelungen wäre, die Klippe des Journalismus zu umschiffen, gerade zufällig in diesem Sommer um sein Vermögen gekommen ist (wenn auch nicht ohne eigene Schuld). Ihm bin ich allein mehrere Tausend Mark schuldig und die muß ich ihm als anständiger Mensch jetzt unter allen Umständen zurückerstatten. — Zu all dem fand ich gestern Abend einen Brief von W. vor, in dem er mir schreibt, daß er notwendigerweise in den nächsten Tagen 2000 M. auf seine Actien in London einzahlen müsse: er könne sich das Geld nur durch Verpfändung von Effecten flüssig machen: ich möchte ihm doch die Summe zurückerstatten. Auch dies ist eine Ehrenpflicht für mich — — und so wußte ich mir denn nach dem allen nicht mehr anders zu helfen und ich habe mich entschlossen, an dich

zu schreiben. Ich bitte dich, mir zu helfen und zwar durch zunächst wenigstens 5000 M. Der Rest hätte ja dann wohl noch einige Zeit, aber diese Fünftausend brauche ich sofort, um nicht zu verlieren: nicht nur an materiellem, sondern auch an moralischem Wert. Das Testament, das ich eingesehen habe und dessen Einsicht dir jeden Augenblick freisteht, läßt den Testamentsvollstreckern ganz freie Hand, bis zur Höhe des dritten Theils eines jeden Erbanteils nützliche Zuwendungen jeder Art zu machen — eine nützlichere Zuwendung als die in Frage stehende ist aber für mich nicht denkbar. — Indem ich dir meine aufrichtigsten Wünsche zu deiner baldigen völligen Wiedergenesung ausspreche[39], zeichne ich in größter Hochachtung

dein Otto Erich Hartleben.

An Paul Scheerbart

Berlin, 11. November 1893.

Lieber Astralpsychologe!

Wundere dich nicht, werde nicht wahnsinnig, wenn dir meine Familie demnächst 120 M. oder 210 M. sendet. Sie sind für mich. Bringe sie mir eilends, denn dann ist es an der Zeit, zum Schneider zu wandern.

Ich habe deinen unsterblichen Namen unter meinen Gläubigern (!) aufzuführen mir erlaubt.

Besten Gruß! Dein Otto Erich.

An Otto Hartleben in Mörchingen

[Breslau.] 24. November 1893.

In der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch fuhr ich von Hannover nach Berlin. War morgens 8 Uhr wieder in den warmen Händen meines Moppchens. Inzwischen waren Bierbaums bei mir ansässig geworden. Wir aßen

sehr vergnügt zusammen, und ich fuhr 3,54 nach Breslau, wo ich abends 9,29 ankam!

Wegen der Aufführung hier hab ich gar keine Angst, d. h. ich befürchte keinen Abfall. Möglich wäre indes, daß die Sache kühl läßt u. s. w., ein sogenannter „Achtungserfolg" herauskommt. Das wäre immerhin schlimm genug.

Den heutigen Tag hab ich verrückt, wüst verlebt: von $^1/_2$10 (!) bis 3$^1/_4$ Uhr Probe! Dann zum Essen eingeladen von einer ehemaligen Kellnerin des Café New-York in Berlin, die jetzt am Lobe-Theater als Schauspielerin engagiert ist und die Mätresse eines schwerreichen hiesigen Kürassiers ausmacht. Brillant gegessen — er auf Jagd — Pommery getrunken, berauscht — brillant . . . — und dann — das was das Brillanteste! kommt zum Café eine Freundin, die Soubrette des Lobe-Theaters — — das pikanteste Judenmädel von 18 Jahren, das ich je — geküßt habe. — Na . . . mit einem Solo-Cancan fing die Sache an . . was soll ich dir sagen — Brüste und Kniee hat das Weib . . ich vibriere jetzt noch . . Aber — Jungfer! Jungfer! Jungfer! Das ist kein Scherz! Das ist das entsetzlichste Raffinement der graziösen „Unzucht" — Pfui! — Was schreib ich denn da? Meinem soliden Bruder! — Ne! Ne! — Aber weißt du . . da — da — da ist die „Sünde" noch verlockend! — Da giebt sie noch einen Rausch! — Die R. hatte das Lieschen Bode in meiner Hanna Jagert hier gespielt und sich in diese Rolle einigermaßen hineingedacht — trotzdem — so viel süße Feinheit — ein Parfüm und — — — — Jungfer — bis an die Kniee. —

Ich höre lieber auf . . .

Aber ich trinke noch mal auf „die lieben Sinne".

Heil! Dein Erich.

Bin übrigens nervös überhetzt — hast keine Ahnung!

Postkarte an Hermann Ernst

[München.] 4. December 1893.

— Es flog eine Bombe vom Isarstrand
urplötzlich nach Preußen, NW.
Gott schütze Hannover, mein Vaterland —
schlimm wird es ihm gehen — o weh! — —
Wir aber, wir zwei, mein Moppchen und ich —
ich und mein herrliches Weib —
wir trinken Burgunder, und wonniglich —
wärmt er uns beiden den Leib!

Heil! Dein Otto Erich.

Postkarte an Robert Wendeborn

Zürich, Hotel Wanner, 14. December 1893.

Heißgeliebter Onkel! Verzeih mir, daß ich noch garnicht
dir ein erläuterndes Wort, wie es sich ziemte, gesandt.
Aber seit mehr denn sechs, acht Wochen schon bin ich so gänzlich
fortgerissen, gepackt durch der Ereignisse Flucht,
daß ich die Ruhe nicht fand, am grünbezogenen Schreibtisch
Wähler des Wortes zu sein — Deuter des eignen Geschicks.
Jetzt, wo ein Stückchen des Wegs, den wir zu durchmessen gedenken,
hinter mir liegt, mach ich Halt, schau mal ein wenig zurück,
und ich verspreche dir heut, daß ich bald, in den kommenden Tagen,
einen vernünftigen Brief schreibe und schicke an dich!

Heil! Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Milano, Albergo all Rebecchino, 20. December 1893.

„. . . und nach abermals acht Tagen kamen sie in ein Land, das hieß Italia.— Alldort floß ein Regen in Strömen, wie voreinst im Lande Juda Milch und Honig. Und war eine große Not, dieweil Gott der Herr in seinem Zorn hatte verwirret die Sprachen und Zunge also, daß ein Jeglicher nicht verstand die Rede seines nächsten Oberkellners. Da war aber ein Weib, daß hieß Moppchen. Das that auf seinen Mund und redete sächsch. Und siehe: Da wurden aufgethan ihre Ohren und freuten sich und prießen Gott und wälzten ihre Worte in ihrem Herzen und lächelten und sprachen: „non capisco".

Postkarte an Otto Hartleben

Florenz, 29. December 1893.

Liebes Ottoli!

Die Venus von Medici hat mir einen besonders herzlichen Gruß an dich aufgetragen, sie fügte noch etwas hinzu, du wärst ihr Liebling oder so — es war aber italienisch, und ich verstand es daher nicht recht.

Prosit! Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

2. Januar 1894.

Florenz im Nebel.

„. . . Die Sonne sah ich nicht . .
noch sah ich Land und Leute . .
doch was ich — roch —
das kann ich dir nicht sagen!"

Heil! Dei Erich.

Zwei Postkarten an Otto Julius Bierbaum

Florenz, 5. Januar 1894.

Ach, was willst du mit Botticelli! — Hier giebt es die Madonna von Murillo — mit dem Jesuskinde, das sich aus den Armen der Mutter losstrampeln möchte —hier giebt es die Tiziansche Venus (giazenti), die die linke Hand im Schoß liegen hat — hier giebt es die Fornarina, die wie eine göttliche Indiscretion gegenüber der Sixtina dreinschaut, ein entzückendes Ding, das ich heute fast (in einer guten Copie) für 400 M. gekauft hätte — nur Moppchen rettete mich — hier ist der Napoleon von Canova, hier ist der Brutus von Michel Angelo mit der Inschrift:

Dum Bruti effigiem Sculptor
de Marmore ducit
in mentem Sceleris venit
et abstinuit.

An Ernst Mejer

Rom, via della consolazione 48,III, 15. Januar 1894.

Lieber Onkel!

Den Ausdruck meiner herzlichen Theilnahme an deinem großen Verluste[40] habe ich dir schon in Eile von Florenz aus geschickt: ich wiederhole ihn noch einmal, nachdem ich erst jetzt zur Ruhe und in Ordnung gekommen bin.

Wir haben hier bei dem deutschen Professor Dr. Mau vom archäologischen Institut auf längere Zeit eine sehr günstig gelegene und billige Privatwohnung — via della Consolazione 48,III — gemietet und denken bis Mitte Februar uns in aller Muße Rom anzusehen; auch habe ich noch Notwendiges zu arbeiten, wozu ich in Afrika kaum kommen dürfte.

Die Veranlassung, daß wir unsere Hochzeitsreise so weit ausdehnen, giebt uns der Umstand, daß meine Frau in Sousse Verwandte hat, wohlhabende Fabricanten (Firma Nestler ainé), die uns schon wiederholt eingeladen haben, sie auf einige Zeit zu besuchen.

Ich glaubte, diese Gelegenheit, Tunis und überhaupt das französische Afrika kennen zu lernen, umso weniger von der Hand weisen zu sollen, als ich gerade kurz vorher die vielleicht auch dir bekannte wunderbare Schilderung gelesen hatte, die Maupassant von diesen Gegenden giebt.

— — — —

Ich muß dich nun sehr um Entschuldigung bitten, daß ich deine beiden Briefe vom 26. und 27. November vorigen Jahres erst heute beantworte. Es ist das so zugegangen: am Vierundzwanzigsten war meine Première in Breslau. Als ich einige Tage später nach Berlin zurückkam, machte mir meine kurz bevorstehende Hochzeit und Abreise so viel zu schaffen (am Zweiten war die Hochzeit, am Dritten fuhren wir ab), daß ich nicht dazu kam, dir zu schreiben. Und so ist es auch bisher auf der ganzen Reise gewesen, denn ich bin sehr schwerfällig, und wenn ich nicht meine Ordnung habe, komme ich zu garnichts. Zudem hatte ich eine solche Masse Correspondenzen zu erledigen, daß es mir graute, daranzugehn. — Jetzt sitze ich seit drei Tagen, trotz des herrlichsten Frühlingswetters draußen, und arbeite alles gründlich ab . . .

Meine Hochzeitsreise habe ich bisher selber bestreiten können und hoffe auch noch auf weitere Einnahmen aus meinem Ehrenwort, da die Aufführung in Berlin noch bevorsteht. Vor der Hand habe ich indes keine Aussichten und bin daher genötigt, auf deine, resp. auf die Hülfe meines großmütterlichen Erbteils zu reflectieren.

Abgesehen davon, daß es sich um meine Hochzeitsreise handelt, glaube ich hoffen zu dürfen, daß du überhaupt den Wert einer solchen größeren Reise für mich, als Schriftsteller und Menschen, nicht verkennst. Ich habe selber bei der Abreise nicht geahnt, daß ich soviel neue und starke Anregung erfahren würde. —

Ich bitte dich, mir zum 1. Februar — so lange reiche ich noch, da wir hier sehr billig, viel billiger als in Berlin leben — 1000 (Eintausend) M. senden zu wollen. Damit hoffe ich bestimmt die Reise vollenden zu können.

Der Hundertmarkschein stand gestern 139,50, was ein Agio von 14 1/2% bedeutet, ich bitte dich daher, das Geld nicht per Postanweisung, sondern als Geldbrief an Herrn Professor Mau zu schicken: man verdient eine Menge dabei.

Ich lege die nötige Quittung und die Adresse des Herrn Professors, den ich verständigt habe, bei. —

Eine Äußerung auf meine Zusendung unserer Heiratsanzeige habe ich von dir nicht erhalten, ebenso wenig eine Anzeige vom Tode Onkel Ottos.

Was die unconventionelle Beschleunigung meiner Heirat betrifft, so gebot sich diese für mich aus folgendem Grunde. Von dem Teil meiner Freunde, auf den ich Wert lege, war meine Frau schon seit Jahren als solche geachtet. Für die ferner oder tiefer Stehenden jedoch war es ein zweifelhafter Zustand, und es konnte die Frage aufkommen, ob ich sie etwa nicht für wert hielte, sie als meine Frau zu legitimieren. Diesen mußte durch eine solche Beschleunigung gesagt werden, daß es lediglich die Rücksicht auf den alten Herrn gewesen war, diese nicht . . . Ehe vor dem Gesetz zu schließen.

Mit bestem Gruß

dein Otto Erich Hartleben.

Postkarte an Detlev v. Liliencron

Rom, via della consolazione 48,III, [20. Januar 1894.]

Geliebter Meister!

Rom ist immer noch die Hauptstadt Italiens, die häßlichste Stadt der Welt. Dreck, Schmutz und Bettler füllen sie an. — Aber das macht nichts — wir trinken guten Wein und trinken ihn auf Ihr Wohl! Heil!

Ihr Otto Erich Hartleben.

Postkarte an Otto Julius Bierbaum und andere

Rom, 4. Februar 1894.

Viele Gedanken und Wünsche zwar send ich hinauf in das Nordland,
aber die Sinne, das Herz fesselt die ewige Stadt.
Gern, gern möcht ich dir öfter in klugen und ruhigen Worten
schildern, was ich erlebt, was mich so kräftig erfüllt —
doch wie käm ich dazu, wo die lachende römische Sonne
stets mich am Tage verlockt, stark wie am Abend der Wein.

Heil! Dein Erich.

An Justizrat Werner [?]

Rom, 17. Februar 1894.

Sehr geehrter Herr!

Wie mir mein Onkel schrieb, stehen mir noch 1000 M. für dieses Kalenderjahr zur Verfügung. Ich bitte Sie, mir diese gütigst zum kommenden 1. März nach

Tunis, maison meublée,
Rue de la Commission 9,

senden zu wollen, und lege die nötige Quittung bei.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Otto Erich Hartleben.

Postkarte an Dr. Otto Brahm

Napoli, 25. Februar 1894.

Lieber Br.! Die umstehende Adresse hatte ich noch in Capri auf der Terrasse des Pagano geschrieben, da kam der Cameriere und meldete uns, daß der Dampfer abgehe. — Ich muß Ihnen noch meinen Dank sagen. Ich habe inzwischen hier in Neapel u. s. w. den Stauffer-Bern ausgelesen, und das Buch hat fabelhaft auf mich gewirkt. Sie sind ein Prachtkerl, daß Sie das zusammengebracht haben, es gehört zu meinen Offenbarungsbüchern, und ich bin riesig froh, gerade daß ichs hier in Italien gelesen habe, wo alles doppelt frisch durch die Anschauung wirkte. Meine Frau und ich grüßen herzlich.

Postkarte an Dr. Richard Dehmel

[Pompei, 19. Februar 1894.]

Wenn der Vesuv auf preußischem Gebiet stände, würde er nicht so ekelhaft spucken, das thut nur ein Italiener. Andrerseits muß ich sagen: wenn ich der Vesuv wäre und müßte mir immer dieses neapolitanische Dreckgesindel ansehn — ich spuckte auch. Neapel ist das häßlichste und widerwärtigste Schmutznest, das ich bisher gesehen habe, dazu schlechtes Wetter — na — aber der Wein ist gut und damit — Salute!

Dein Otto Erich.

Neapel ist zwar auch eine Seestadt, aber Leipzig ist mir lieber.

Postkarte an Hans Heilmann

Palermo, 27. Februar 1894.

L. P.! Ich —: „fuhr auf purpurner Galeere durchs dunkelblaue Griechenmeer!" — Und es war herrlich! —

Heute früh, von Sechs bis Acht, als der Mond noch still und friedlich herrschte und so plötzlich, ruckweise, mit südlicher Frechheit die Sonne aufrückte — da begriff ich, weshalb man in das Land dieser Schweinebande von Italienern reist.

Heil! Dein Erich.

An Otto Hartleben

Souße, 4. Mars 1894.

Lieber Otto!

Jetzt steck ich wirklich tief im arabischen Leben. Tunis selbst wird ja noch viel von Europäern besucht, die da drei Tage in den Bazars herum laufen und dann den Orient zu kennen vermeinen, während diese Bazars thatsächlich kaum etwas andres sind als für eben diese Fremdlinge aufgestellte bunte Mausefallen. Hier dagegen in Souße, 140 Kilometer südlicher, an der großen Syrte gelegen, erinnert einen außer den zahlreichen Kameelen thatsächlich nichts mehr an Europa.

Moppchens Verwandte, bei denen wir hier leben, und zwar glänzend leben, sind rastlose Erwerbsmenschen, die hier erst zehn Jahre sind, ein großes Geschäft gegründet haben, und sich bereits in drei Jahren zurückzusetzen gedenken. Es sind Rheinländer, aus Bonn gebürtig, aber fast ganz französiert und riesig fleißig und agil. Die Seele des vielseitigen Geschäfts (Eisenwaaren, Maschinen, Matratzen, Öl u. s. w.) ist die Schwester des Inhabers, „Tante Minchen", die Schwägerin von Moppchens Mutter, eine Frau von staunenswerter geistiger Lebendigkeit und Frische. Sie hat die meiste Zeit ihres Lebens in Paris verlebt, hat sich aber, seit sie Wittwe ist, freiwillig in diese Verbannung begeben, um ihrem Bruder zu helfen, hier ein Vermögen zusammenzubringen, dessen Erben

doch einmal ihre beiden Töchter sind, da die Ehe des Bruders kinderlos ist. —

Es war nicht leicht, hierherzukommen. Moppchen war nach zwei Seekrankheiten abgeneigt, den Dampfer zu benutzen, der in 15 Stunden von Tunis nach hier fährt, eine Eisenbahn existiert noch nicht, und die täglich in je 16 Stunden hin und herfahrende Diligence war grauenerregend, ein alter enger geschlossener Kasten ohne rechte Polstern und Federn, gräulich.

Da entschlossen wir uns einen Landauer zu engagieren, der für 60 Frcs. in 2 Tagen hinzufahren sich erbot. Es war eine Fahrt, an die ich denken werde. Das Nachtquartier in einem einsamen arabischen Gehöft spottet jeder Beschreibung. Es entsprach allen Anforderungen, die ein überhitztes Gehirn an eine Räuberherberge zu stellen vermag. Ein kleiner, abgesehen vom Ungeziefer völlig kahler Raum mit zwei Pritschen — voilà tout. Düstere Araber, die kein Wort Französisch verstanden, eine Hetze großer Hunde hinter sich, wiesen mit ernsten Gebärden auf die beiden deckenlosen Pritschen, entfernten sich und verrammelten die Thür. Riesig liebenswürdige Situation. Unser Kutscher, ein spitzbübisch aussehender Maltheser, ließ sich nicht mehr sehen und nun — sollten wir schlafen.

Na, wir haben auch die Nacht noch überstanden und sind am anderen Nachmittage nach weiteren 10 Stunden afrikanischer Chaussee glücklich hier angelangt.

Es war übrigens wirklich recht gut, daß meine Frau hier Verwandte hat, denn wenns nach meinen Verwandten, d. h. nach dem tüchtigen Onkel E. gegangen wäre, dann hätten wir hier in Afrika verhungern können ... Eine schönere Gelegenheit zur Chikane, als diese: mich in Afrika ohne Geld sitzen zu lassen, bot sich ja so leicht nicht wieder. —

Deinen Brief habe ich hier in Souße vorgefunden. Es klingt das ja recht traurig, ist aber realistisch betrachtet

alles halb so schlimm. Die 1000 M. will ich dir gern verschaffen, sobald du mir gestattest, mich Onkel Wendeborn, dem menschlichsten der Freunde, anzuvertrauen. Am 15. Mai kannst du sie bestimmt bekommen, da ich den Monat Mai in Weimar zubringen werde, um eine neue originelle Ausgabe von Goethes Gedichten zu veranstalten, wozu ich das Goethe-Archiv brauche: wenigstens die Herren, die dort arbeiten und mit denen ich befreundet bin.———

Unsere Reise hat uns unter anderem die Freundschaft eines ganz famosen Menschen eingetragen, eines Freiherrn von Khaynach, Maler und Schriftsteller in Rom, mit dem wir beinah 9 Wochen lang täglich zusammen waren; er begleitete uns auch nach Neapel und Capri, wo er schließlich zurückgeblieben ist. Er hat ein überlebensgroßes Ölbild von meiner Wenigkeit gemalt, mich als Nero, Halbact, in Purpurtoga mit dem Epheukranz im Haar darstellend. Das Bild, scharf Profil auf Goldgrund, wird Furore machen. Es ist mit großer Liebe gemalt und wirkt fabelhaft originell: es ist für die Secessionisten-Ausstellung in München zunächst bestimmt, für später natürlich Dedication[41]. —

Wie werden noch eine Woche hier bleiben, dann langsam über Tunis, Marseille, Paris, Metz nach Berlin zurückkehren. Am 1. April wollen wir bestimmt wieder in Berlin sein, wann wir mit Euch in Metz zusammentreffen, schreib ich dir rechtzeitig. Alles weitere also mündlich. Herzliche Grüße von uns beiden.

Dein Erich.

An Robert Wendeborn

Souße, 9. Mars 1894.

Lieber Onkel!

Da säß ich nun mit meinem Moppchen im schwärzesten, dunkelsten Nordafrica. Seit acht Tagen sind wir

Gäste von Verwandten meiner Frau, die hier in Souße, 140 Kilometer südlich von Tunis, in einer rein arabischen Stadt, ein großes Eisenwarengeschäft haben. Es ist eine Stadt von 20 000 Einwohnern, bildschön am Meer gelegen, die weißen maurischen Zinnen blitzen aus dem merkwürdigen Graugrün der Oliven und Kaktushecken hervor.

Gestern haben wir dir im Bazar eine schöne, 3 Meter lange und 1,25 Meter breite gestickte Decke, Tripolitaner Handarbeit, zum „Mitbringen“ gekauft; ich hoffe, daß sie deinen Beifall finden wird, ich finde sie sehr geschmackvoll und habe gleich zwei, für dich und meinen Bruder Otto, genommen. —

Einen wirklich großen Gewinnst für mein Leben hoffe ich von dieser Reise davonzutragen. Obenan unter den gewonnenen Eindrücken steht aber doch der der bildenden Kunst in Italien, der Natur wegen wären wir besser drei Monat später, also Anfang März, aufgebrochen. Es ist doch trotz einiger schöner Tage und obwohl die Temperatur ja niemals so rauhbeinig wird wie bei uns, doch —
— halt! der Kanonenschuß!! —

„Ramadhan!“

(Die Araber müssen bis Sonnenuntergang — es ist jetzt 6,45 nachmittags — während dieses Monats fasten, die Nächte aber feiern sie durch, da ist hier ein tolles Nachtleben. Ein Kanonenschuß abends und einer morgens trennt den Tag von der Nacht. In diesem Augenblick steckt sich jeder Araber seine Cigarette an und greift zum Wasserbecher, denn das überaus strenge Fasten bezieht sich sogar auf Rauchen und Trinken.)

— doch nichts Rechtes mit dem Winter in Italien. Jetzt erst fängt es an, herrlich zu werden, auf Capri sahen wir Ende Februar die ersten Blütenbäume.

Schade, daß wir nun zurück müssen. Aber alles hat ein Ende, wir sind nun schon den vierten Monat unterwegs,

und mit Schrecken habe ich, als ich heute meine Reisekasse revidierte und die Kosten der Heimfahrt erwog, bemerkt, daß wir nur noch bis Paris reichen. Ich richte deshalb an dich die gehorsame Bitte, mir nach Paris, und zwar in das Hôtel du Nord et d'Anvers, rue Maubeuge 12, gütigst 500 M. leihweise senden zu wollen, da es mir jetzt nicht möglich ist, an meinen Onkel, den Ober- und Geheimen Regierungsrat, zu schreiben. Ich habe ihm nämlich den Verkehr persönlich gekündigt und muß in Berlin erst meinen Rechtsanwalt instruieren. Du thust mir gewiß diesen Gefallen, du weißt, daß ich dir für Zinsen und Unkosten der Flüssigmachung, falls solche stattfinden, aufkomme. Bitte, schick die Summe womöglich so ab, daß sie am Zwanzigsten in Paris ist, an diesem Tage denke ich nämlich dort einzutreffen. —

Am 1. April werden wir wieder in Berlin, in unserer gemütlichen Bude sein, nachdem wir zwischen Paris und Berlin noch unserm Bruder Otto einen Besuch gemacht haben. In Paris halt ich mich diesmal fast garnicht auf, das verspar ich mir für nächstes Jahr. Diesmal will ich es bloß flüchtig meiner lieben Frau zeigen, die ich dann nicht mitnehme.

Das „Ehrenwort“ ist inzwischen im Buchhandel erschienen, ich schicke dir mein Pflichtexemplar, sobald ich heim bin. Dies Frühjahr veranstalte ich eine feine Neuausgabe meiner Gedichte.

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

Paris, Hôtel du Nord et d'Anvers, rue Maubeuge 12.

Postkarte an Hans Heilmann

[Paris, 22. März 1894.]

L. P.! Als ich eben das Hôtel verließ, um Fräulein Krüger abzuholen und mit ihr ins Louvre zu gehen, erhielt

ich deinen Brief. Mit den paar Zeilen nach Rom, das Einzige, was ich von dir erhalten habe. Ich setzte mich auf dem Boulevard Poissonière vor ein Café in die Sonne und — habe ihn soeben gelesen. — Die Kastanien haben schon fingerlange frische Sprossen, der Himmel ist so solid stahlblau und fest, daß man glaubt, es müsse ein Echo geben, und in dem fröhlichen Sonnenlicht flutet und staut sich das ungeheure Leben dieser herrlichsten Stadt. Alles scheint mir jung und frisch, zu neuem selbstbewußten Leben erwacht, alles ist stark und zuversichtlich — wenigstens kommt mir das jetzt alles so vor, nachdem ich deinen Brief gelesen habe und so in das Getriebe hinaussehe. Und jetzt will ich ins Louvre gehn und ein Dankgebet verrichten.

Heil! Dein Erich.

Postkarte an Robert Wendeborn

[24. März 1894.]

Paris! — — — — — — — — — — — — — — — —!

Lieber Onkel!

Heil! Das, was der obige Gedankenstrich alles — nicht sagt, kann ich dir nur mündlich mitteilen, schriftlich würd es ein Buch, ein gutes Buch, wie ich hoffe, eins meiner besten, und ich habe noch keinen Verleger dafür gefunden. — Also gestatte, daß ich noch schweige, ich will jetzt wieder ins Louvre gehn.

Heil! Dein Otto Erich.

Postkarte an Otto Julius Bierbaum

Berlin N.W., 7. April 1894.

Und sie ist mein Stecken und mein Stab. Ohne sie wandelte ich wohl in einem Thale voller Finsternisse und eine kalte Nässe kränkte meine Füße; mit ihr werde

ich morgen Sonntagnachmittag eine Pferdebahn erklettern, die nach Tegel fährt und werde Euch besuchen, wenn Ihr mögt, oder wenn nicht, schreibt noch, damit Euer Haus nicht leer steht.

Zwei Postkarten an Robert Wendeborn

Berlin, 11. April 1894.

Und am Schluß der langen Reise,
wo die Schätze all geborgen,
die man auf der Fahrt erbeutet;
wo die Teppiche, die bunten,
die uns Africa gespendet,
auf den Boden sind gebreitet;
wo die alten Kupferkessel
aus der römischen Campagna
auf den Börten schön verteilt sind,
wo die eleganten Bücher
voll Pariserischen Witzes
eingereiht sind in die Schränke,
und wo nun die Schreibtischplatte
fast sich biegt, so voll beladen
ist sie von den Marmorscherben,
die wir emsig aufgelesen
auf den alten Trümmerstätten
in Pompeji, auf Carthago,
und wo immer wir gewandelt
überm Staube der Antike —
jetzt am Schluß der langen Reise
fühlen wir uns doch zufrieden,
daß wir endlich uns mal wieder
voll Behagen dehnen können
in den heimisch-eignen Räumen,
in der hohen stillen Klause,

die wir uns im wirren Trubel
dieser lauten Weltstadt bauten . .
und es will uns fast bedünken,
daß wir dazu nur die weite
Welt durchstreiften, um zu Hause
still das eigne Nest zu schmücken.

Heil! Dein Erich.

Acht Postkarten an Hans Heilmann

[Berlin, 14. April 1894.]

Der alte Gott — er lebte zwar noch, aber er war müde geworden, schrecklich müde, entsetzlich müde. Er saß in einem kühlen Mondkrater und trank ineinemfort Lichtenhainer. Er empfand die Welt wie einen Rausch von gestern: — da gewahrte er am grauen Rande des Kraters, ganz oben, zunächst einen Cylinder, der langsam auftauchte. Dann kam ein Mensch. — Der alte müde Gott unterbrach ein Gähnen und blickte schärfer hin —: es war John Henry Mackay, der deutschdichtende Schotte. Schon belebte sich eine Falte in den Augenwinkeln des Gottes. — M. erkannte den alten Gott und wurde sofort grob. Das war denn doch zu stark! Also da saß er . . . und foppte die Menschen durch seine Verkrochenheit. Und er ereiferte sich sehr. Seine molligen Hängebacken überlief eine sanfte Röte wie von den . . . . .[42] eines jungen Weibes und er stotterte mit Pathos. — — Der alte Gott begann, einem Bräutigam zu ähneln. Seine rechte Hand liebkoste das alte Lavageröll, als wäre es Seidensammt oder eine junge Wiese. Und die eisgrauen Büsche seiner Augenbrauen zitterten in wonniger Unruhe. — Wie M. nun mit würdeversteckter Schwerfälligkeit die ziemlich steile Wand hinunterkrabbelte und dem alten Gott so nahe kam, daß sie sich auf die Rück-

wand der Augen blicken konnten, da mußten auf einmal beide so herzlich lachen wie liebe Kinder . . der alte müde Gott war ganz herzenswarm geworden und ließ gleich eine ganze Spritzkanne voll Lichtenhainer kommen. Er war sonst gar nicht so, er war eigentlich geizig, filzig, direct schmutzig — aber da konnte er sich doch nicht lumpen lassen, das war denn doch 'ne Sache! — Und wie soffen die beiden, ganz herrlich, und schließlich bot M. dem alten Gott sogar Schmollis an, so gütig fühlte er sich. Der alte Gott errötete darauf wie eine Jungfrau, die sich schadhaft fühlte.

Postkarte an Dr. Richard Dehmel

[Berlin.] 19. April 1894.

Frei! nach Horaz.

„Hasse den Pöbel! — Halt dir das Volk vom Leib!
Der theuren Sippschaft weise mit Hohn die Thür
und singe stolz die eignen Lieder,
bauend auf dich und die heilige Dichtkunst!" —

Otto Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Berlin, 23. April 1894.]

Und es sprach mein goldnes Moppchen:
„Du, ich hab 'ne Hammelkeule —
liegen, mein ich, in der Sahne:
morgen, Montag, nach drei Tagen,
wird sie grade wonnig schmecken . .
Möchtst du nicht den guten Papa,
der doch auch versteht, was gut schmeckt,
bitten, daran teilzunehmen?" —
Dieses möcht ich hiermit thun. —

Heil!

Dein Erich.
Um 3 Uhr?

Postkarte an Carl Henckell

[Berlin.] 11. Mai 1894.

„Du bist ja doch der einzige Esel nicht,
der Rosen frißt aus einer lieben Hand.“
Nur die fürstlichen Seelen grüßen dich.

Dein Otto Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[14. Mai 1894].

Mein Moppchen verreist,
ich bin verwaist,
am Mittwoch fahr ich nach
Weimar ab.
Drum bitt ich dich sehr:
Komm morgen noch her
und trink mit mir von
der Gottesgab
aus Lichtenhain,
die, so süffig und fein,
selbst dich nicht näher bringt
an das Grab. —
Abends (Montag) 8 Uhr.
Linienstraße 131.

Herzlichen Gruß von Moppchen und Otto Erich.

Vater Krauses Bierhallen, Linienstraße 131.

An Dr. Oscar Bie

Weimar, 21. Mai 1894.

Lieber Herr Doctor Bie!

Endlich kommt die kleine Rita
Ihnen in das Haus gepflogen . .
Hoffentlich erscheint sie Ihnen
nun nicht gar zu unerzogen.

Zwar sie pfeift auf manche Sitten,
die wir sonst zu ehren pflogen,
doch im Leben wie im Lieben
ists ein ganzer Kerl geblieben!

Heil! Ihr Otto Erich.

Postkarte an Robert Wendeborn

[Berlin, 23. Mai 1894.]

Tausende fassen das nicht ...
Macht' doch ein ernstes Gesicht,
that wie ein Aff die Nase rümpfen,
auf die traurigen Betten schimpfen ...
wie nach süßem Klee das Lamm
war mir so bang ... cherchez la femme!

Heil! Dein Erich.

Postkarte an Arno Holz

Berlin N.W., Karlstr. 32. [24. Mai 1894.]

Lieber Arno Holz!

Also, Halbe wohnt: Kreuzlingen bei Constanz.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Außerdem teile ich dir mit, daß ich in Weimar am Siebenzehnten dieses Mitglied der Goethe-Gesellschaft geworden bin, als welches mich zu respectieren ich dich bitten muß.

Heil! Dein Otto Erich,
M. d. G.-G.

Postkarte an Dr. Oscar Bie

[Berlin W., 25. Mai 1894.]

Freudigen Herzens vernahm ich, daß Ihnen die Rita gefallen,
daß sie sobald vor der Welt zeigen soll, was sie vermag.

Lassen Sie bitte das Stück, wenns geht, mich selbst corrigieren,
prompte Besorgung gelobt gern der penible Poet.

Prosit!

Ihr Otto Erich.
Karlstr. 32.

Postkarte an Otto Julius Bierbaum

[Neapel.] 25. Juni 1894.

Letzter Abend auf europäischem Boden.

Drei wundervolle Tage in Capri! Ei, hei, mein Lieber, jetzt weiß man, warum man nach Italien gereist ist! Heut früh beim Einsiedler, oben auf der Villa des Tiberius, wo die Mandelblüten so süß und stark duften wie Seelengift, wo man den rothen Wein zwischen die Ranken der gelben Kletterrose auf den weißen, sonneglühenden Marmor stellt ... Ei! Hei, mein Lieber!!!

Postkarte an Carl Henckell

Berlin, 4. Juli 1894.

Schon ist ein halbes Jahr vergangen,
seit ich nicht mehr in Zürich war,
nun aber treibt ein heiß Verlangen
mich hin zu jener Dichterschaar.
die jetzt dort wimmelt, ungezählt,
und sich den Rütli zum Parnaß erwählt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Fritz Khaynach, dieser treffliche Baron,
Heinrich und Julius, die bewährten Brüder,
Thoma, der tiefgesinnte Kronensohn,
und Willy Bölsche, boshaft, aber bieder,
Mathieu, der denkerstirnige, mit den Seinen,
und Bley mit seinen hochgestimmten Beinen.

Mit allen diesen bin ich gut bekannt,
mit dir noch obendrein so nah verwandt.

Dein Vetter Otto Erich.

Postkarte an Robert Wendeborn

Kissingen, 21. Juli 1894.

Damit du mir glaubst, daß es weiter geht,
daß mein Roß nicht ewig im Stalle steht,
vermeld ich dir, daß ich nach langer Fahrt
in Bayern eintraf, wohlbewahrt.
Hier sitz ich im Garten beim süffigsten Wein
und trinke dein Wohl — bin leider allein! —

Heil! Dein Otto Erich.

Postkarte an Fritz Rumpf

München, Hofbräuhaus, 31. Juli 1894.

O Gott, wie ist die Welt so schön.
Wenn man 'ne Maß mit Hofbräu hat,
nur muß man nicht zur Erde sehn,
sonst kriegt man leicht das Leben satt.
Die Stullen liegen dort im Schmeer
und dienen dem Local zum Schmuck,
die Käserinden duften sehr
und dienen so als Gegenstuck![43]

O. E.

Postkarte an Dr. Richard Dehmel

Zürich, Äpfelkammer, 15. August 1894.

„Noch ewig gleißt der Alpenfirnen Glanz,
am Gletscher klatscht der Krokodilenschwanz.“

In diesem Sinne dein Otto Erich.

Postkarte an Dr. Richard Dehmel

[Zürich.] 17. August 1894.

Die verflossene, mein ich. —

Der Baron ist allerdings im Hochland. Den Dichterfürsten Carl Henckell, dieses Reptil der Lyrik, besucht er. Wozu? — Ich wohne lieber in seiner leerstehenden Wohnung — und wozu? Besser auch das nicht ... In der linken Kniekehle der Leberfleck ... siehst du ihn? Ich weiß nicht, ob du was auf Leberflecken giebst.

Postkarte an Dr. Richard Dehmel

Zürich, Meyerei. [18. August 1894.]

Lieber Meister!

— „und sehnen deine Brüste sich
dem Auferstehungsmorgen zu.“

Das Mädchen mit den Menschenaugen ist nicht mehr da. Weine mit mir! Beim zehnten Pilsener ist es mir klar geworden, daß ich sie geliebt habe .. heiß, unermeßlich .. mir selber nicht bewußt .. die Stunde der Verzweiflung naht .. aber die Nacht! die Nacht! —

An Frau Fritz Rumpf

Berlin, 27. September 1894.

Meine sehr liebe gnädige Frau!

Nämlich mit der Füllfeder — wissen Sie: dem hübschen Tintenstift, den ich zuweilen zückte, — ist es doch nichts rechtes. Man ärgert sich und nimmt ab. Jeden Tag ärgert man sich. Und man kann auf die Dauer nicht den Zweck seines Daseins darin erblicken, sich durch antiquierte Gefühlserregungen die einem von der Natur gesetzten Conturen zu verderben.

Also ich will mich nicht mehr ärgern. Ich habe den Tintenstift definitiv meinem Otto-Erich-Museum, einer besonders tiefen Schieblade, wo alles, was einmal eine secundäre, aber doch intime Rolle in meinem reich bewegten Dasein gespielt, nun aber dauernd untauglich geworden ist — wie z. B. alte Portemonnais, leere Champagnerpfropfen, mehrere Systeme Cigarettenmaschinen, eine kleine Serie verfallener Retourbillets und andere liebenswürdige Lebensstümperei-Documente — wo das alles bunt durcheinander hingeworfen wird, — dieser Schieblade hab ich nun auch meinen Tintenstift anvertraut und einverleibt. — Nicht ohne Wehmut kann ich an den Moment denken, wo ich dermaleinst als Greis, unter diesem alten Gerümpel kramend, diese Feder wiederfinden — sie noch einmal füllen, mir noch einmal die Finger beschmutzen werde, wie ich dann der bildschönen Sommerreise 1894 — Würzburg, München, Zürich — mit Thränen in meinen alten Augen gedenken werde — und wie dann der Tintenstift noch immer nicht schreiben wird, sondern sich in die Geheimnisse seines Patents verkriecht.

Also, wie Sie hieraus bereits werden erraten haben, schreibe ich mit einer ganz gewöhnlichen Stahlfeder . . . .

Das ist sehr kokett, wenn man einen so tiefsinnigen Satz mit vier Punkten abschließt, aber, wie mir Heinz Tovote gestern bei der Eröffnung unseres neuen Clubs der Schriftsteller-Genossenschaft aus den Geheimnissen seiner Kunst ausplauderte, gefällt so etwas den Frauen, und deshalb dacht ich: ich wills mal bei Ihnen versuchen.

Sonst geht es mir gut. Ich bitte Sie Ihren Herrn Gemahl und die lieben süßen Kinderlein im Sinne dieses Briefes herzlichst von mir zu grüßen und mich selber in freundlichem Andenken zu halten.

Ihr Otterich.

An Otto Julius Bierbaum

Berlin N.W., Karlstr. 32, 8. October 1894.

Lieber Engel!

Du bist mir noch 36 M. schuldig, und ich bin in einem männermordenden Dalles! Bitte, sei so gütig und schick mir: sofort! bitte: ich weiß nichts anderes: das Geld, es kann dir ja jetzt keine Schwierigkeiten machen — — —

Donnerstagabend: 7 Uhr: sind Dehmel und Albert bei mir — bitte komm du auch und sei endlich einmal wieder mein lieber Gast.

Dein Otto Erich.

Postkarte an Carl Henckell

[Berlin.] 22. October 1894.

O du böser Rennegate,
schlimmer Ketzer, wehe dir!
Nächtlich wird vor deinem Lager
mit des Fluches Drohgebärde
Bebels düstrer Schatten schwanken!
Mit der kampfbereiten Scheere
in den kleisterfeuchten Fingern
wird auch Liebknecht dir erscheinen
und den schönsten Traum verscheuchen.
Vor dem Tranke deiner Lieder
wird sich nun, wer zielbewußt ist,
hüten wie vor saurem Ringbier.
Weh dir armen Ex-Tyrtäus!
Denn jetzt wirst du die „Genossen“
„voll und ganz“ erst kennen lernen!

Dein Otto Erich.

Postkarte an Detlev v. Liliencron

Berlin, Karlstr. 32, 24. October 1894.

Geliebter Meister!

Selbstverständlich! —
Sowie das Buch heraus ist, was jetzt bald geschehen muß, schick ich Ihnen ein Exemplar mit Ihrem Lieblingsvers:

Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
findt im Stengelglas wohl eine Welt!

Heil! Ihr Otto Erich.

An Otto Julius Bierbaum

Berlin N.W., Karlstr. 32, 7. November 1894.

Lieber Otto Julius!

Gleichzeitig mit dem ersten Exemplare des Goethe-Breviers erhielt ich heute deinen Lobetanz, den ich sofort auf einen Sitz gelesen habe. Er ist ganz und gar herrlich, und ich habe, dieweil ich dir dieses schreibe, noch die Thränen rein künstlerischer Ergriffenheit in den Augen. Solche Dinge, wie der erste Gesang der Prinzessin:

„An allen Zweigen
das reine Weiß . . .“,

wie der Todestanz im dritten Act und wie schließlich das Finale sind doch noch nicht gemacht worden, und wenn du das auf die Bühne gestellt hast, kannst du ruhig crepieren.

Es ist überhaupt, wenn man von Partieen im Faust absieht, das einzige Mal, wo das Individuell-Lyrische so ganz im Dramatischen aufgegangen ist, und zwar mit dieser wundervollen, tödlichen Stilsicherheit. Das ist das Fabelhafte, und ich darf dir wohl offen sagen, daß ich dir das doch nicht im Entferntesten zugetraut hätte.

Heil! Dein Otto Erich.

Postkarte an Fritz Rumpf

[Berlin.] M. Kempinski & Co., 3. December 1894.

Indem heut der Geburtstag meiner Gattin ist und ich in frohester Gebelaune bin, verschenk ich auch an Euch die schönsten Grüße! Das abgrundtiefe Schweigen, das Euch ziert, ertrag ich willig nur noch bis zur Weihnacht, zu der ich das bewußte Bild erflehe.

Heil! Euer Otto Erich.

Postkarte an Paul Scheerbart

Berlin N., 11. December 1894.

Lieber Scheerbart!

Ich finde, daß das Reichstagsgebäude ein ganz klein wenig zu viereckig ist; sonst ist es gut.

Dein Otto Erich.

An S. Fischer, Berlin

L. S.! Was sagst du zu der nebenstehenden Schamlosigkeit: mein Portrait zu Reclamezwecken auszunutzen? Ließe sich nichts dagegen machen? —

Prosit Neujahr! Dein Otto Erich.

An Robert Wendeborn

Berlin N.W. [Ende 1894?]

Und immer wieder, wenn das Jahr sich endet,
sehn wir ein neues unverzagt beginnen —
es fragt nicht erst, obs denn auch recht gesendet,
ob sein Beginn denn auch nach unsern Sinnen.
Es ist halt da, und eh man sich gewendet,
steht man bereits im neuen Jahre drinnen . . .
Ich würde mir das Neujahrsfest verbitten,
doch als dein Wiegenfest sei's wohlgelitten.

Evviva! Dein Erich.

Postkarte an Arno Holz

Berlin, 7. Februar 1895.

L. A. H.!

Da fragt mich ein Kerl aus Glasgow, der eine Sammlung deutscher Lyrik von 1870—1895 herauszugeben hat: was er sich für Bücher kommen lassen muß. Er habe nur die Modernen Dichtercharaktere, den neuen Tannhäuser, das Buch der Zeit und Studenten-Tagebuch. Was es noch gäbe? Ich habe ihm: Liliencrons „Adjutantenritte", Riehtzes „Aber die Liebe", Conradis „Lieder eines Sünders", Bierbaums „Erlebte Gedichte", Janitscheks „Gesammelte Gedichte" notiert. Hier stock ich schon. Bitte, hilf mir weiter fort! Nimm eine Postkarte und schreib mir auf, was nach deiner Ansicht noch nöthig wäre. Henckell? Harts? Mackay? Scharf? Falke? Vielleicht bist du so gütig.

Dein Otto Erich.

An M. Posener

N.W., Karlstr. 32, 10. März 1895.

O mein Vater!

Willst du mir die Titel-Vignette zum gastfreien Pastor zeichnen? Fischer will zwar nur 30 Mark anwenden, aber ich denke, die sind schnell verdient. Du kennst den Umschlag zu der Geschichte vom abgerissenen Knopfe: einfach das en face Köpfchen der Lore. Es kommt darauf an, dazu ein Pendant in Gestalt des gastfreien Pastors zu schaffen, der des Morgens mit der langen Pfeife im Munde im Fenster liegt. Voilà tout.

[Skizze.]

So etwa — fertig ist die Laube. Natürlich in chinesischer Tusche, Strichmanier, damit die chemigraphische Reproduction möglich ist. Anbei meine Verse und der

gastfreie Pastor. Letzteren bitte zurück. Und bitte um Antwort!

Heil! Dein Otto Erich.

An M. Posener

O mein Vater!

Ich schickte dir gestern ein falsches Heft,
hier ist das richtige. Wie gehts Geschäft?
Gieb bitte das falsche
dem Mädchen zurück.
Ich wünsche dir Segen
und himmlisches Glück.
Vielleicht hast du Zeit
und kommst selber mal ran,
damit man die Sache
befummeln kann.

Heil! Dein Otto Erich.

An Georg Ludwig Meyn

Berlin N.W., Karlstr. 32, 14. März 1895.

Lieber Georg Ludwig Meyn!

Schon vor einigen Tagen, als es aber schon zu spät war, bin ich mir des groben Versehens bewußt geworden. Es war für mich so selbstverständlich, daß das Bild von Ihnen war, daß ich daran garnicht gedacht habe. Hätten Sie es nur mit einem Worte früher erwähnt.

Übrigens giebt es zwei Trostgründe:

1) Wer sich überhaupt für Malerei interessiert, entziffert, dank der vorzüglichen Reproduction, unschwer Ihren Namen.

2) Wenn Ihr Bild den ganzen Sommer über in der

Ausstellung hängt, wird es ein jeder Leser meines Buches sofort als das Original der Gravüre erkennen.

Selbstversändlich wird, was Gott recht bald geben möge, in der nächsten Auflage der Fehler nachgeholt. Mir aber seien Sie bitte nicht böse, es ist wahrlich kein böser Wille, sondern lediglich Gedankenlosigkeit, um derentwillen ich Sie vielmals um Verzeihung bitte.

Herzlichen Gruß! Ihr Otto Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Bozen, 23. März 1895.

Heil dem Ober-Staatsminister Herrn von Köller,
der das Umsturzgesetz ersann!
Früher mußte Brahm sich plagen,
Leute in die „Weber" jagen —
heut sieht sich je-edermann
die Weber an, die Weber an,
die Weber an etc. . . . —

Heil! Dein Erich.

(Fortsetzung folgt.)

Postkarte an Hans Heilmann

Florenz, 26. März 1895.

„Heil dem Dichter Otto Erich Ha — Hartleben,
der das Goethe-Brevier ersann!
früher mußte man sich plagen,
Goethes Zoten nachzuschlagen —
heut schafft sich je-edermann
das Goethe-Bre-evier an u. s. w."
Heil! Meine Adresse ist bis auf weiteres:
Casa Nardini, rue de Dome 7.

Dein Erich.

An Fräulein Anna Bletzacher

Florenz, 3. April 1895.

Liebes Fräulein Bletzacher!

Ihren Brief vom Achtundzwanzigsten vorigen Monats hat mir meine Frau hierher nachgesandt, er hat also die schöne Brennerfahrt zweimal gemacht. Wenn ich vorigen Monat, als ich einige Tage in Bozen weilte, geahnt hätte, daß Sie in Meran sitzen, hätte ich sicher meinen ursprünglichen Plan ausgeführt und einen Abstecher nach Meran gemacht.

Ich bin nämlich im Begriff, meine italienische Reise vom vorigen Winter zu repetieren.

Ich komme erst im Juni nach Berlin zurück und werde daher wohl kaum vor Beginn der nächsten Saison die Bekanntschaft der empfohlenen jungen Dame machen können. Dann soll es aber geschehen. Die Gelegenheit dazu wird sich in der Freien literarischen Gesellschaft, deren Mitglied Fräulein Dernburg sein dürfte und zu deren Vorstand ich gehöre, finden. Dort werde ich mich ihr vorstellen lassen.

In einen gesellschaftlichen Verkehr mit der Familie zu treten, verbieten mir meine außergesellschaftlichen Grundsätze, wenn ich so sagen darf. Er, der alte Dernburg ist Feuilletonredacteur des Berliner Tageblatts und gehört einem Kreise von vorwiegend hebräischen Literatur-Familien an, die in ihren Gewohnheiten die sogenannte gute Gesellschaft nachzuahmen trachten. Das heißt, sie geben sich untereinander sogenannte Gesellschaften, die jeder einzelne als Landplage empfindet, deren kostspielige und feierliche Inscenierung im Ganzen aber doch als religiöse Pflicht geachtet wird.

Ich gehöre da nicht hinein.

Im übrigen freut es mich sehr, zu hören, daß Sie Ihren

guten Lebenshumor wieder gefunden haben. Solches ist die Hauptsache. —

Einen schönen Gruß aus Toscanischem Frühling!

Ihr getreuer

Otto Erich Hartleben.

P. S. Es würde mich sehr freuen, Sie in Italien zu treffen. Bis Ostern wohne ich hier in der Casa Nardini. Von Ostern an bin ich in Rom. Dort erfahren Sie meine Adresse in der sehr empfehlenswerthen Fiaschetteria Toscana von Augusto Campagnoli, via dei Missione, hinter dem Parlament.

O. E. H.

Postkarte an Arno Holz

Rom, Via dei Crociferi 3 III, 16. April 1895.

Weil anderen Trank Brangäne brachte, als sie sollte,
erlitt den Liebestod so Tristan als Isolde —
des traurigen Geschicks der beiden eingedenk,
trink stets zur rechten Zeit das richtige Getränk!

Salute! Dein Otto Erich.

Zwei Postkarten an Fritz Rumpf

Rom, 13. Mai 1895.

Lieber Fritz Rumpf!

Am Ostermontag, den 3. Juni, ist der schöne Tag, an dem ich einst der Welt verliehen bin, dieser Tag ist aber nicht, wie ich eben irrtümlich geschrieben habe, der Ostermontag, sondern der Pfingstmontag. Ich gebe zu, daß sich dieser merkwürdige Tag kaum noch verschönern läßt. Dennoch will ich es versuchen.

Ich will nämlich diesen Tag erstens bei Euch verleben und zweitens mich an diesem Tage mit meinem ange-

beteten Moppchen neu vereinigen. Seit dem 16. März sind ihre Arme leer. — Diese monumentale Idee läßt sich natürlich nur ausführen, wenn Ihr mir Euer Wohlwollen zu erhalten vermögt, und hierüber muß ich mir nun zunächst einmal Klarheit schaffen. Äußern Sie sich bitte!

Salute! Evviva! Otto Erich.

Postkarte an Dr. Richard Dehmel

[Berlin, 23. Juni 1895.]

Geliebter Riehtze! Ich habe deinen flammenden Band erhalten. Wupp! — Ich danke dir gehorsamst . . und zumal, daß du mir grad das sinnigste Liedlein gewidmet hast. Wupp! Ich glaube, daraus entnehmen zu dürfen, daß du mich endlich in meinem tiefsten Wesen und nach meiner „wahren Art“ erfaßt hast. Wupp! — Weniger verständlich ist mir leider, weshalb du mir auch die an sich ja gewiß sehr tüchtige Seite 22 gütigst zuschreibst. Aber wer kann all so was auf einmal verstehn. Ich denke, ich werde schon noch dahinter kommen.

Evviva! Dein — Wupp! — Otto Erich.

Berlin N.W., 24. Juni 1895.

Lieber Herr von Hofmann!

Wehe mir! Ich sitze hier mit unendlicher Sehnsucht nach Ihnen und Sie schreiben mir aus der Riviera. O Gott! — Ahnen Sie denn gar nichts? Sagt Ihnen denn nicht eine innere Stimme, wie unsagbar nötig Sie mir sind? Haben Sie die ganze Zeit nicht von der bleichen Durchlaucht vom Monde, von meinem pauvre Pierrot Lunaire geträumt? Nachdem ich ihn sogleich nach meiner Ankunft hier mittels schmutzigen Goldes aus den Armen des bösesten Geschäfts-Phantasten, der ihn 39 Monate lang als irrsinnig eingekerkert behalten, befreit hatte, wollt ich

ihm ein neues Gewand anziehen, damit er sich von nun an frei und sicher unter anständigen Menschen bewegen könne. Aber wo war ein Schneider für dieses neue Gewand? —

Von Tag zu Tag hoffte, harrte, wartete ich. Täglich lief ich zu Schulte, fragte: Sahst du noch nichts? Kein Schiff noch auf der See? Naht noch der Schneider nicht, der einz'ge, der uns hilft?! Aber nein! Öd und leer das Meer ....

Nun muß der arme Junge sich damit begnügen, daß ihm das alte Habit „gewendet" wird. Ihr Herr Papa Excellenz hat auch schon eine Karte von mir erhalten, auf der mein sehrendes Sehnen verzeichnet steht. Majestät freut sich auch sehr auf Sie und wird Ihnen eine Menge Bilder abkaufen ... Also: Avanti! Zaudern Sie nicht länger, das Vaterland erwartet Sie!

Gruß in ihm — Ihr Otto Erich.

Alle Ihre Briefe etc. erhalten ...

Postkarte an Hans Heilmann

Innsbruck, 15. Juli 1895.

Lieber Papa! — Nobel muß die Welt, die liebe, zu Grunde gehn. In Venedig wird der letzte blaue Schein gewechselt. Die Rückfahrt ist bezahlt. — Nachher, in Berlin, werd ich arbeiten.

Evviva! — Dein Otto Erich.

Postkarte an Otto Hartleben

Venezia, 30. Juli 1895.

Lieber Otto!

Schwitzest du für König und Vaterland,
schwitzen wir aus purem Vergnügen,

genießen im glühenden Sonnenbrand
Venedig in durstigen Zügen.
Und da wir gerad bei den Zügen sind:
ich komme dir einen Ganzen:
ein dreifaches Hoch dem Geburtstagskind,
daß die Reichslande nur so tanzen!
Das Pilsener Bier ist kühl und gut,
es läßt uns die Hitze vergessen,
und wenn man hernach in der Gondel ruht,
verdaut man gemächlich sein Essen.

An Dr. Oppermann, Erlangen

Berlin N.W., Karlstr. 32, 20. August 1895.

Sehr geehrter Herr!

Kam erst gestern von Venedig heim und fand Ihren Fragebrief, der mich sehr ergötzte.

Grüßen Sie den eingefleischten Juristen von mir und sagen Sie ihm, er möchte sich nicht irre machen lassen und sich seinen Biedersinn bewahren, diese Wette hätte er freilich verloren.

Prosit! Ihr Otto Erich.

An Hans von Weber

Berlin N.W., Karlstr. 32, 22. August 1895.

Meine hochverehrten Herren!

Ich war sechs Wochen verreist und bedaure daher sehr, Herrn Dr. Harlan hier nicht getroffen zu haben.

Anbei sende ich Ihnen unsere Satzungen[44] mit meiner Unterschrift versehen wieder zurück.

Worauf ich mich nun sehr freue, ist der Stab, den Sie mir verleihen werden. Ich theile Ihnen deshalb mit,

daß sich meine Brustwarze genau 131 cm über dem Fußboden befindet.

In Dionysos Ihr Otto Erich Hartleben.

Postkarte an S. Fischer

[Berlin N.W., 7. September 1895.]

L. S.! Ach wie gerne wären wir dabei, aber morgen Sonnabend findet ja die betreffende Aufsichtsratssitzung statt, in der Bierbaum und Meier als eine Rotte von Menschen, nicht werth den Namen Panditen zu tragen, behandelt werden sollen.

Dein Erich.

An Dr. Walter Harlan

Berlin N.W., Karlstr. 32, 20. September 1895.

Verehrter Mitmeister!

Nachdem ich Auge und Sinn in eine Zusendung getaucht, die mir von der Literarischen Gesellschaft zuging, gähnt mir plötzlich der gierige Rachen einer Beitrittserklärung entgegen, die mich zu einem Schuldsclaven der Gesellschaft in Höhe von mindestens 3 M. monatlich stempeln würde. Nachdem ich mich von diesem Anblick erholt habe, lächle ich nunmehr und verstehe: Aha! Also so wollen sie's machen! Nicht übel.

Wie anders doch unser treffliches Augurencolleg! Nicht nur, daß man nichts zu zahlen braucht — nein! Man bekommt auch noch einen wunderschönen Stab geschenkt. Gestatten Sie mir, Ihnen und den übrigen Collegen noch einmal meinen heißesten Dank auszusprechen. Ich werde mich demnächst mit diesem Stabe typen lassen, bezw. selber typen und mir dann erlauben, den verehrlichen Collegen das photographische Ergebnis zu übermitteln.

Indem ich Ihnen, erhabener Mitmeister, die glückliche Andauer jener erlauchten Heiterkeit des Gemüthes anwünsche, die wir als Segen und Eigenheit unseres heiligen Collegs schätzen und pflegen, grüße ich Sie!

Ihr Otto Erich Hartleben.

Postkarte an Hermann Ernst

[Berlin.] Steinert & Hansen, 20. October 1895.

Werde größer, als deine Atmosphäre!

Evviva! Dein Otto Erich.

An Dr. Richard Dehmel

Berlin, 17. November 1895.

Lieber Riehtze!

Dieses ist die erste Aufforderung zur Mitarbeiterschaft am Simplicissimus, die ich schreibe. Ich rechne sehr stark auf dich und ich hoffe — ich darf es. Keine Commission von Geheimräthen fällt mir hier in den Arm: ich bin allein.

Bitte, schick mir sofort — was du hast. In die erste Nummer, die in einer halben Million Auflage verbreitet wird, muß und will ich ein schönes Gedicht von dir haben. Es soll mit Illustration eine ganze Seite füllen. Also bitte: schick mir — möglichst viel.

Herzlichen Gruß! Dein Otto Erich.

Bitte, theile mir die Adresse von Bierbaum mit.

An Arno Holz

Berlin, 17. November 1895.

Lieber Arno Holz!

Ich hoffe, daß dich dieser Brief zu einer guten Stunde trifft. Es liegt mir sehr, sehr viel daran, daß du mein Mitarbeiter wirst.

Ich denke, daß dies neue Blatt nun endlich die Erfüllung wird all dessen, was wir stets erstrebt und was uns immer noch mißlang.

Ein Blatt, das keine Rücksicht kennt, als die auf wahre Künstlerschaft, ein Blatt in freiem, großem Stil — auf große Mittel aufgebaut.

Ich bitte dich, schick mir, was du hast, und hast du nichts, so schreib mir was — und sag mir, wann man dich mal trifft, damit man drüber reden kann.

Mit bestem Gruß dein Otto Erich.

An Dr. Arthur Schnitzler

Berlin, 25. November 1895.

Sehr geehrter Herr Schnitzler!

Es ist wohl klar, daß die Anatol-Einacter im Simplicissimus — und nirgendwo anders hätten stehen müssen. Sie würden mich außerordentlich verbinden, wenn Sie — einer der Seltenen, die leichte Hände haben — mir recht bald etwas schicken wollten. Ich verhehle mir die Schwierigkeiten des Unternehmens nicht, aber wenn auch nur ein paar Leute wie Sie mitthun, haben wir gewonnen!

Besten Gruß!

Ihr sehr ergebener Otto Erich.

An Georg Ludwig Meyn

Berlin N.W., Karlstr. 32, Weihnachten 1895.

Lieber Meyn!

Herzlichen Glückwunsch! — Kennen Sie das schöne individualistische Lebensmotto:
„Eins, aber Meyn's“?
Wo nicht, stifte ich es Ihnen hiermit.

„Und immer weht der Wind, und immer wieder
vernehmen wir und reden viele Worte
und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder.“ —

Prosit Neujahr! Ihr Otto Erich.

An Dr. Richard Dehmel

Berlin N.W., Karlstr. 32, 4. Januar 1896.

Lieber Riehtze!

Es ist nichts mit dem Simplicissimus. — Der dumme Junge hat mir deine Gedichte, ebenso eins von Liliencron u. s. w. zurückgeschickt. Das lasse ich mir natürlich nicht gefallen. Der Esel will selber redigieren — gut: soll er sehn, wie weit er kommt. Ich mache nicht mit.

Herzlichen Gruß! Dein Otto Erich.

An Hans von Weber

Berlin, 22. Februar 1896.

Mein lieber Meister!

Anbei übersende ich dir eine Auguren-Type von mir, die ich dich bitte, dem officiellen Album des Collegs einzuverleiben. —

Besten Dank für die übersandten Kritiken, die ja alle recht leidlich sind. Fehlt übrigens nicht die Sozialdemokratie? Hat die geschwiegen? Das würde mich interessieren.

Bitte, schick mir meinen Profanstab! ich entbehre ihn, da ich meinen schönen Degenstock neulich ruiniert habe.

Unser „Genug ist nicht genug“ ist übrigens vom alten Meister Eckhart schon sehr schön umschrieben, da er sagt:

„Also sollt Ihr minnen — Kinder überall
und eilen in das Höchste — das ist der Überschall.
Evviva! Dein Otto Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

München, 22. März 1896.

Dank meiner Anwesenheit, die vom schönsten Wetter begünstigt war, hat die heurige Bocksaison des Salvators drei Tage weniger lang gedauert, als jemals früher.

Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Bozen, 27. März 1896.

Da du dich für moderne Musik interessierst, wird es dich freuen zu hören, daß mir der Hofkapellmeister Levi gestern nachmittag im Garten der Austria drüben in Gries 1 Gulden 30 Kreuzer im Scat abgenommen hat.

Er spielt nämlich besser als ich, was von dem ewigen Dirigieren herkommt. — —

Es ist hier jetzt unsagbar herrlich. Schloß Englar (aus dem 13. Jahrhundert), das Bierbaum ganz allein bewohnt, liegt einfach wundervoll und ist eine entzückende Idylle.

Dein Otto Erich.

Postkarte an Peter Behrens

Chiusi, 19. April 1896.

Aus tiefem Schlaf bin ich erwacht . .
Die Nacht hab ich beim Wein verbracht,
hab über Mitternacht gelacht —
— nun blüht ein Mittag wieder.

Ist es schon hell? — Ich denke, ja. —
Der Klaps aus Japan ist schon da.
Schnell einen Vermuth, denn der Ta-
— tterich belebt die Glieder.

Otto Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Rom, via de Crociferi 3,III, 7. Mai 1896.

Mei guter Papa! Besten Dank für deinen Brief. Es freut mich, daß es dir dort in der „Moppchenstadt“[45] so wohl ergeht, ich wollte, ich könnte dasselbe von mir und dem ewigen Rom sagen. Ich habe den Dreck und das schaurige Wetter hier so gründlich satt, daß du dich nicht zu wundern brauchst, wenn ich in allernächster Bälde mir mal Halle von dir zeigen lasse. Glaube mir: es ist wirklich alles eitel, und am meisten der Mensch. Wenn ich nicht so prächtige Verbrechergesellschaft hier hätte, wäre der Blödsinn, hier zu trinken, namenlos. Aber Rodolfo und L. v. Hofmann sind nun mal hier, und das ist immerhin nicht Nichts. —

Ich grüße dich herzlich. Dein Erich.

Postkarte an Ludwig v. Hofmann

Bozen, 26. Mai 1896.

Lieber L. v. H. Es ist doch sehr merkwürdig, wo doch Raum und Zeit nur subjective Bewußtseinsformen sein sollen — wirklich sehr merkwürdig. Auf einmal sitzt man auf Parkettfußboden, statt auf schmutzigen Steinfliesen. Es ist kein Lärm im Saal, sondern ein jeder redet gerade so laut, daß er am eigenen Tische verstanden wird. Man trinkt weder asciutto noch pastoso, sondern wirkliches frisches Pilsener Bier, und die jungen Damen, die

es einem mit verbindlichem Lächeln still und zierlich auf den Tisch stellen, sind sauber und adrett gekleidet. Der Tisch ist von Holz, mit reinlichem Linnen bedeckt und unter dem Linnen liegt noch ein dicker grüner Fries. Das ist so tröstlich. Und weder Hunde noch Katzen laufen im Local herum, nicht einmal ein Bettler darf herein.

O. E. H.

Postkarte an Peter Behrens

Wiesbaden, Wilhelmjs Probierstube, 6. Juni 1896.

Lieber Peter Behrens! Hierselbst glücklich angelangt, habe ich zunächst das Gescheiteste gethan, was sich als Ehemann thun läßt: ich habe mich in meine Frau wieder sehr verliebt. So was ist immer sehr nett. Sodann hab ich mit ihr Rheinwein probiert und bin auch dabei zu einem besseren Resultate gelangt. Hiernach werden wir am heutigen Nachmittage Wiesbaden mit allen Anzeichen innerer Zufriedenheit verlassen und nach zwei Tagereisen auf dem Oberharze landen. Meine Adresse: Clausthal, Harz, Postlagernd. — Herzliche Grüße an deine Frau, an Exter und dich! Dein Otto Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Wiesbaden, Wilhelmysche Probierstube, 6. Juni 1896.

Ja, mei guter Bappa, wenn du nu jetzt mit mir die guten 93er Rheinweine probieren könntest — nachher wärs fein! — Also meinen Brief mit den verbotenen Briefen hast du erhalten, thu sie zu den übrigen ... Uns alle aber bewahre der große Pan im Schatten seiner Hörner und gebe uns zu genießen so früh wie spat — doch auch am Mittag. Amen.

Heil! Dein Otto Erich.

Postkarte an Ludwig von Hofmann

31. Juli 1896.

In den wachen Morgenträumen
sprühen tausend Silbersterne –
draußen auf den weißen Straßen
drängt sich lärmend schon das Volk.

Draußen sengte schon die Sonne,
brütete der Dunst des Staubes –
in den wachen Morgenträumen
sprühen tausend Silbersterne.

Milder Lichtschein, güldne Ruhe –
kühl und selig ist die Luft,
hoch und dunkelklar die Ulmen –
leise Glockentöne hallen
in den wachen Morgenträumen.

Otto Erich.

Postkarte an Carl Henckell

[Berlin, 12. October 1896.]

Lieber Henckell!

Du weißt nicht, was ein Verbrecherstammtisch ist. Du hast immer mit zarten frauenhaften Wesen zu thun — laß dir jedoch auch einen alkoholischen Gruß einmal gefallen und rümpfe nicht zu lieblos deine Nase.

Hoch! Dein Otto Erich.

Postkarte an Alfred Hugenberg

Berlin, 19. October 1896.

L. A. Am Sonnabend ist die Première des „Ehrenworts". Der Freiherr kommt auch, ich hoffe, du wirst nicht dahinten bleiben. Du hast dich als treuer Dauerbesucher bei der Hanna Jagert bewährt. Hoffentlich kannst du diesmal öfter als sechsmal hineingehen.

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Berlin, 25. October 1896.

Ach, mein lieber Papa, ich möchte mich mal bei dir wieder ausweinen können, wie ich mich vor Jahren mit dir habe ausweinen können.

An Dr. Jon Lehmann

Berlin N.W., Karlstr. 32, 5. December 1896.

Mein lieber Herr Doctor!

Mit dem Erdgeist schein ich kein Glück zu haben, auch Fulda schrieb abfällig. Nun, wir werden sehn.

Anbei sende ich Ihnen den Martin Lehnhardt von Cäsar Flaischlen, den ich in zweiter Linie vorschlagen möchte. Bitte, lesen Sie ihn baldigst.

Ich bemerke dazu das Folgende.

1.) Das in vorliegender Form viel zu wortreiche Stück ist vom Dichter selber um 25 Druckseiten zusammengestrichen und hat in der Form in der Literarischen Gesellschaft in Leipzig großen Erfolg gehabt. Neumann-Hofer hat ein gestrichenes Exemplar.

2.) Im Theater des Westens würden Butze als Käthe, Bonn als Martin und Rohland als Bilfinger eine gute Vorstellung garantieren, und wir sind dem Th. d. W. die Courtoisie schuldig, ihm womöglich ein Stück auch für den Abend zu verschaffen.

3.) Der Schluß wird vom Dichter erst geschaffen werden, so geht er nicht.

Also: Montagabend. Bitte, bringen Sie mir beide Bücher, Erdgeist und Martin Lehnhardt, Montagabend wieder mit.

Besten Gruß! Ihr Otto Erich.

An Hans Heilmann

Berlin, 13. December 1896.

Lieber süßer Papa!

Du als Alterspräside und überhaupt als Papa — mußt uns das Vorwort schreiben. Wir, das heißt: die Verbrecher, wollen ein Faschings-Brevier herausgeben. Johnny sammelt die Beiträge. Mitarbeiter: John Henry, Felix, der gute Kurt oder der arme Kurti, Max Halbe, Frank Wedekind, der jetzt wieder hier ist, Cäsar, Otto Erich, der Papa, Johnny, der kleine Hardt, Riehtze, Paul Scheerbart, das Brüderchen, Botho, Steiner, Poppenberg u. s. w. — Die Sache soll ganz frech und ganz intim werden. Schuster und Löffler werden sie uns verlegen. Und nicht wahr: du wirst uns das Vorwort schreiben? Erzähl doch

bitte die Geschichte des Magdeburger Menschenclubs, das ist ja ein köstlicher Stoff. Unser Zeitungskrieg damals — famos!

Herzlichst dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Berlin, 1. Februar 1897.]

Ich freue mich riesig. Es giebt keine Superlative mehr in Berlin — alles für Ansorge vergeben. Ich freue mich riesig, wir bringens doch mal alle zu was. Und ich Esel war bei Ibsen. Papa, wir müssen uns sprechen.

Postkarte an Otto Hartleben

[21. Januar 1897.]

Was soll das tiefe Schweigen
im hohen Winterwald —
wann wirst du niedersteigen
zu uns? — Wir hoffen bald.
Du reinigst deine Kehle
wohl auch bei Eggebrecht,
bis frei von Schuld und Fehle
sie fromm wie früher zecht.

Evviva! Dein Brüderchen Erich.

An Hans Heilmann

Berlin, 1. März 1897.

Lieber Papa!

Heut war N. ziemlich drei Stunden bei mir: ich kann nämlich noch nicht ausgehn. Er fährt morgen auf die Dörfer, um sich nach Schauspielern umzusehen, kommt Ende März auch nach Breslau.

Das Magazin geht an Steiner und mich über, d. h. ich werde natürlich keinen Pfennig dabei verdienen, man wird nur bei den jungen literarischen Gesellschaften, die jetzt überall in der Provinz aufkommen, mit meinem Namen krebsen. Und ich fasse die Sache als Reklame auf — für mich. Und daß man immer ein eignes Blatt hat. Ich traue Steiner zu, daß er was draus macht. Wie?

Ich freue mich sehr, daß du herkommst, du kannst dir wohl denken, daß ich viel mit dir zu reden hätte. —

Mit N. bin ich recht intim geworden. Er ist ein etwas putziger Gesell, aber ich glaube, daß wo ers gut meint, ers auch herzhaft gut meint und also ein Freund nicht der ästhetischen Phrase und auch schließlich nicht im Sinne eines wirklichen seelischen Verständnisses — aber doch sehr wohl im ehrlichen, practischen Sinne des täglichen Lebens sein kann. Und er hat Glück . . .

Von der in Prag in Frage kommenden Gesellschaft weiß ich auch nicht mal den Namen. Aber das müßtet Ihr da doch leicht eruieren können. Es wäre so schön, wenn sich das verbinden ließe.[46]

Gestern waren am Verbrechertisch nur Otto, Johnny, Fidus und Heinrich Hart. Ich saß daheim und hustete.

Meine Schwester Else ist z. Z. mit ihrem Gatten Noack hier — ich habe garnicht mit ihnen zusammen sein können.

Und Moppchen liegt mit plötzlicher heftiger Influenza im Bett. Es ist scheußlich.

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

An Ludwig v. Hofmann

4. März 1897.

Lieber L. v. H.

Das ist es eben. Sie können keine rechte Ahnung haben, wie ich Sie verehre und wie ich Sie liebe. Das ist

eben der Temperamentsfehler, nicht blos bei mir, aber bei mir wohl am allermeisten.

Und deshalb haß ich diese gottverdammte Bande, die einem fortgesetzt den Alkohol verdächtigt — hol mich der liebe Satan! Es ist nun mal so bei gewissen norddeutschen Naturen, daß sie nach einem besseren Trunke ehrlicher und im Grunde auch besser von sich selber reden denn sonst. Was heißt es, darüber moralisieren? Es soll Ihnen vor allen Dingen gut gehn. Recht gut — mit der Gesundheit, mein ich — alles andre ist bei Ihnen dann selbstverständlich. Sie würden sicherlich gut gegen mich empfinden, wenn Sie wüßten, wie oft ich nach den Besorgnissen, die Sie mir mittheilten, an Ihre physische Gesundheit gedacht habe: Ein Mensch und Künstler wie Sie — mit dem Siegfried - Ja im Wesen — durch Krankheit gehemmt, das wäre eine so große Gemeinheit, daß ich sie — selbst unserm „alten Schäker“ nicht zutraun möchte. Nicht wahr: nein? Das waren nordische Nebel.

Wissen Sie, wie ich diesen Brief schreibe? Ich habe 10 Tage an Influenza krank zu Hause gelegen und gesessen — und gestern Abend bin ich zum ersten Mal wieder mit leidlichen Menschen kneipen gegangen — und jetzt ist es halb Neun in der Früh. Ich hab schon eine Stunde wach im Bett gelegen, aber so viel an Sie denken müssen, daß ich es schließlich für das Gescheiteste gehalten habe, die Bettdecken um mich zu nehmen und Ihnen einen Brief zu schreiben. Das Mädchen hat sich verschrocken, wies hat heizen wollen, die Stearinkerze ist schon nicht mehr nötig, sieht aber besser aus als dies sogenannte Tageslicht. Überhaupt die Natur! —

Ja so, was ich eigentlich ursprünglich schreiben wollte, was sich aber so ganz von selber versteht, ist, daß es mir ganz scheußlich leid gethan hat, Sie hier nicht zu treffen. Ich Esel lebte diesen Winter in kunstpolitischen

Treibereien, die jede einzeln wohl einen Sinn, alle im großen aber gar keinen hatten. Sie können es sich vorstellen, wenn Sie an verwandte Dinge bei den Malern denken. Im besten Falle ist es auch ein Bedürfnis nach Persönlichkeitswirkung, aber nichts wirklich Vornehmes, d. h. Künstlerisches.

Ich friere und huste und krieche deshalb wieder ins Bett, aber es freut mich doch riesig, diesen Brief an Sie losgeworden zu sein. Heil!

Ihr Sie von Herzen liebender

Otto Erich.

Postkarte an Dr. Jon Lehmann

[Berlin, 9. März 1897.]

Lieber Herr Jona!

Bitte: kennen Sie die sieben magren Kühe von der Juliane Déry, oder wenn man kürzer sein will: die acht magren Kühe? — Wenn nicht, möchte ich sie Ihnen zuschicken.

Heil! Ihr Otto Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Wien, 23. März 1897.]

Höchst belämmert hier angekommen — unterwegs ist Moppchens Rad abhanden gekommen — in Oderberg sollten außerdem meine Cigaretten mit 3 Gulden besteuert werden — ich war nicht so und schenkte sie den lieben Leuten. Wohnen zunächst: Hôtel de France. Bete für uns, grüß Oehlke!

Dein armes Iglein.

Ätsch: hier ist kein Centenar-Rummel.

Postkarte an Hans Heilmann

[Wien, 24. März 1897.]

Lieber Papapa . . . pack ein mit deinem Breslau, hier giebts auch Juden, aber hier werden sie verhaun. Und überhaupt! Es ist doch eine wunderschöne Stadt, Moppchen hat heute bei der Burgmusik schon eine Herrenbekanntschaft gemacht, und der Slibowitz, den wir jetzt beim Leidinger trinken, ist so herrlich, daß er uns auf den Gedanken brachte: das müssen wir dem Papa schreiben!

Heil! Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Wien, 26. März 1897.]

Oder wie? „Lernen“ soll die Reisenhofer in Breslau? Was denn, bitte? Was denn? Etwa, Cognac aus Weißbiergläsern trinken? Oder was? — Sei stad, Papa, halt mehr auf dich! Ich reise übrigens nicht nach Rom, sondern nach Madrid, wovon ich jetzt noch fern bin.

Postkarte an Hans Heilmann

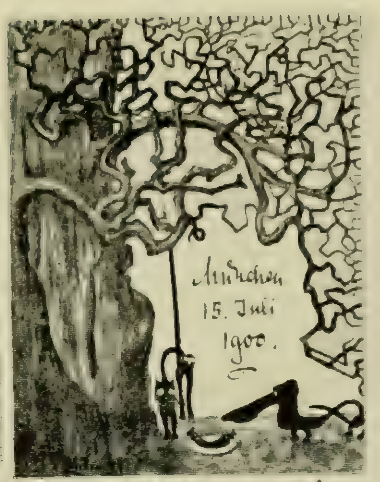
München, 5. April 1897.

Die Leute haben ganz recht. Sowas schickt sich nicht für eine Tageszeitung, die in anständigen Familien gelesen werden will. Schämen sollste dich![47] — Die Zeitung habe ich noch in Wien erhalten, aber leider nicht das Honorar! Hoffen wir, daß es noch unterwegs ist. — Heut Abend ist der Schlußkegelabend der Jugend, wo alles, was sie so im Laufe des Winters zusammen gekegelt haben, in Sect vertrunken werden wird. Ich kam gerade recht. — Morgen Abend ist die sittliche Forderung im Deutschen Theater. — Neumann ist auch hier, und es ist ein ganz vergnügliches Treiben.

Herzlichen Gruß! Dein Otto Erich.



An Hans Heilmann



An Hans Heilmann



An S. Fischer



An Egon Friedell

(Verkleinerte Abbildungen von Postkarten)

Postkarte an Otto Hartleben

[Rom, 24. Mai 1897.]

Willst du im Jenseits heilig werden,
mußt du hienieden züchtig sein,
drum stell zunächst mal hier auf Erden
das gottverdammte Saufen ein.

Evviva! Dein Brüderchen.

Postkarte an Otto Hartleben

[Rom, 28. Mai 1897.]

Du hast keine Ahnung, wie viel Fliegen man hier im Wein trinkt: sie fallen hinein, man kaut sie hinunter und ist schließlich daran gewöhnt wie ein Ungar an Paprika. Der Wein schmeckt einem schließlich nicht mehr ohne diese Würze, und ich muß gestehen, daß nächst dem mit Recht beliebten Rebhuhn die italienische Fliege das schmackhafteste Geflügel ist, speciell die römische. Eine gebratene Gans wirkt unfein dagegen.

Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Rom, 15. Juni 1897.

O mein Vater!

Ist Euch auch wohl, mein Vater? — Aus vierter, fünfter oder sechster Hand erfahre ich, daß in Breslau die „Erziehung zur Ehe“ gewesen ist. Warum schreibst du mir nicht darüber, mein Vater? Warum schickst du mir nicht la tua rezensione. Ti prego, carissimo padre: lascia mi leggere che cosa tu hai scritto. Es soll ein Reinfall gewesen sein. Accidenti! Meine Breslauer fallen ab von mir, poveretto io! Schreib mir nach München, Hôtel Abenthum, perche ritornero domani a Germania.

Tanti saluti! Il tuo Ottone.

Ansichtspostkarte an Hans Heilmann

[Innsbruck] 21. Juni 1897.

(Angekommen:) Allerdings.
(Befinden:) Candelaber.
(Wetter:) Regen natürlich.
(Gesellschaft:) Keine gottseidank.
(Bierverhältnisse:) Ausgezeichnet.
(Durst:) Dumme Frage.

Ach ja, lieber Papa: Ich bin recht froh, daß ich der Ungeziefernation wieder den Rücken gekehrt habe. Sobald ziehen mich keine zehn Pferde wieder gen Italien. Morgen gehts nach München auf 8 Tage. Hôtel Abenthum. Heil! Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Berlin.] 26. Juli 1897.

Mein lieber Pappa!

Ich bin noch nie so anwesend in Berlin gewesen, wie jetzt. Es wäre sehr nett, wenn ich mal wieder was von dir hörte. Daß du wieder mit einer deiner Extremitäten Pech gehabt hast, ist betrübend, aber leider nicht überraschend. Du hättest überhaupt als Rumpf auf die Welt kommen müssen. Deinen Kopf rechne ich dabei auch zu den Extremitäten, natürlich. Hast du schon unser Magazin gekriegt? Wir ernennen dich hiermit zum Breslauer Correspondenten! Heirathe aber nicht daraufhin, wir zahlen nur 5 M. für die Spalte.

Herzlichst dein Erich.

An Dr. Ludwig Fulda

Berlin, 28. September 1897.

Lieber Herr Doctor!

Ich bitte Sie, am Donnerstagabend 9 Uhr zu einer Besprechung des Schicksals der Dramatischen Gesellschaft

in das Stallmannsche Lokal zur alten Künstlerklause, Dorotheenstraße 30, zu kommen. Auch für den Fall, daß Sie nicht mehr gewillt sind, mitzuthun, wie mir Neumann gesagt hat, bitte ich Sie, diesmal noch zu erscheinen: es liegt mir persönlich viel daran, mich noch einmal mit Ihnen über unsere Gesellschaft auszusprechen.

Zugleich erlaube ich mir, den Nothschrei einer vergessenen Dichterseele beizufügen: hoffentlich kann dem Manne geholfen werden.

Besten Gruß! Ihr Otto Erich Hartleben.

An Hans Heilmann

Berlin, 4. October 1897.

Mein lieber Papa!

Köppen[48] hat mir den beiliegenden Brief Ellens an dich gebracht, und ich habe ihn und deine Zuschrift wiederholt gelesen. Ich würde nicht nach Breslau kommen, auch wenn ich nicht am Achten und Neunten in Weimar zu den Goethetagen sein müßte. Ich würde es für verkehrt halten, jetzt schon wieder mit Ellen zusammenzutreffen und ihrer Leidenschaft neue Nahrung zu geben. Auch Felix ist dieser Ansicht. Felix hält ihr Aufkommen für unwahrscheinlich — als einzige Möglichkeit betrachtet er ein langes und ruhiges Leben dort in der Anstalt.

Ihre leidenschaftlichen Briefe sind mir unendlich schmerzlich — aber niemals hab ich ihr auch nur mit einem Worte Hoffnung gemacht, mich ihretwegen von Moppchen zu trennen. Im Gegentheil, ich habe fast jede Gelegenheit wahrgenommen, ihr anzudeuten, daß mir meine Ehe intangibel ist. Ich glaube, du thust gut, dich ebenfalls in diesem Sinne zu äußern: wenn sie fühlt, daß es mir Ernst ist, wird sie sich eher beruhigen, als wenn sie sich in vage Hoffnungen vorübergehend einlullt. —

Ich danke dir, daß du Geduld hast und auf ihre Briefe antwortest — mir schreibt sie nicht. Moppchen, der ich alles erzählt habe, ist eben zum zweiten Male vergeblich auf dem Postamt gewesen und hat nach Briefen unter O. E. gefragt.

Herzlichen Gruß!

Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Berlin, 16. October 1897.]

Bitte: schick mir sofort alle Briefe, die du von Ellen an mich hast, sowie bitte auch die an dich (wenn du gestattest). Diese bekommst du natürlich gleich wieder (wenn du willst). Du hast keine Vorstellung von dem Zustande, der bei uns zu Hause herrscht. Moppchen weint den ganzen Tag, ich auch, und wenn wir uns ansehen oder ansprechen, geschieht es so . . mit so viel Schonung. Es wäre was zu lachen für einen Gott, der kein Herz zu haben braucht. — Endlich hat mir Ellen auf meine wiederholten flehentlichen Bitten geschrieben: ein ganzes Tagebuch vom ersten Tage unserer Trennung an. Es ist wohl nicht mehr viel zu hoffen. Aber sie muß da bleiben, sie darf vor allem nicht in das Haus ihres Mannes zurück. Das * hat zu allem Überfluß noch einen hundsgemeinen Brief (anonym) an Moppchen geschrieben. — Ach, Papa . . .

Dein Erich.

An Dr. Max Burckhard

Berlin N.W., Karlstr. 32, 7. December 1897.

Hochverehrter Herr Doctor!

Ich kann Ihnen garnicht schildern, was ich für ein Vergnügen, für einen diebischen Spaß und zugleich für eine ethische Genugthuung von Ihrer satirischen Comödie

gehabt habe: ich finde sie ganz ausgezeichnet und werde alles daran setzen, daß die Dramatische Gesellschaft sie herausbringt.

Ich würde unter anderen Umständen durchzusetzen suchen, daß wir sie jetzt gleich als zweites Stück spielen, aber wir haben dummerweise als erstes Stück die ledigen Leut von Dörmann, und zwei östreichische Dialectstücke hintereinander wäre für Berlin nicht gut. Wir können deshalb leider nicht erwarten, daß wir in Deutschland die Ersten sein werden, es muß uns genügen, in Berlin die Ersten zu sein. —

Was ich an Ihrer Comödie besonders fein finde, ist, daß der Prager selber garnicht auftritt, aber immer mitspielt, und daß der einzige anständige Mensch im Stück die Mörderin und Kellnerin Mali ist. Diese ist übrigens nebenbei bemerkt eine prachtvolle Rolle.

Wenn es Ihnen möglich wäre, lieber Herr Doctor, mir noch ein paar Exemplare des Stückes zukommen zu lassen, würden Sie mir meine Propaganda dafür bedeutend erleichtern. Mit bestem Gruß

Ihr sehr ergebener

Otto Erich Hartleben.

An Hans Heilmann

Berlin, 14. Dezember 1897.

Mei lieber Papa!

Anbei schick ich dir den Gastfreien Pastor in neuem Gewande. — Orlik ist ein sehr talentvoller junger Maler in Prag — Adresse einfach Prag — dem ich während meines dortigen Aufenthaltes zu einer Radierung gesessen habe. Wenn du artig bist, schenkt er dir auch einen Druck. — Das arme Kücken wohnt in einer richtigen Studentenbude: Behandle sie gut, denn bei ihrer Vereinsamung ist

ihr die Einbildung, daß du sie gern hast, tröstlich und lieblich. — Mir geht es traurig, weil ich nicht arbeiten kann. — Es wird jetzt auch die zweite Auflage der Erziehung zur Ehe gedruckt, die ich mit einem kurzen Geleitbrief an dich versehen habe. — Bei dem Muschner ist mir der Gedanke gekommen: weshalb versuchst du nicht mal eine Studie über meine Sachen zu schreiben? Du würdest es können, da du das Pech hast, mich theilweise persönlich zu kennen. — * ist nach Prag zurück: es ist lächerlich, wie lieb sie mich noch hat. — Bewundere mal dies Papier. Ich hab es in Weimar gefunden. —

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

An Otto Julius Bierbaum

22. December 1897.

Lieber Otto Julius!

Wir hofften, du würdest deine Vorlesung als willkommene Propagandá für deinen Roman auffassen — auch Halbe hat ohne anderen als Gotteslohn seine Frau Meseck bei uns gelesen— die Freie Literarische Gesellschaft ist nämlich so scheißfein, daß sie prinzipiell keine Honorare zahlt. Die berühmtesten Dichter und die größten Schauspieler buhlen um die Gunst, gratis und franko auftreten zu dürfen. Auch deine Herrn Verleger, die sich schon im November an uns wandten, würden sich gewiß freuen, wenn du den Judentöchtern, die das Gros unserer Herde ausmachen, dein Meisterwerk menschlich näher bringen möchtest — ganz zu geschweigen von mir, der ich auf diese Weise dein sympathisches Organ einmal zu Ohren bekäme, denn in meine werthe Wohnung kommst du ja doch nicht, die hast du dir damals während deiner Flittermonate in Berlin offenbar verekelt. — Die geplante Vorlesung, die du übrigens nicht allein zu halten brauchst —

wird bestimmt vor dem 15. Januar stattfinden, an einem Tage, der dir passend dünkt.

Also Liebster: gieb deinem Herzen einen Stoß und verzichte auf schnöden Mammon: sieh mal, die Säle in Berlin sind so theuer, daß wir schlechterdings keine Honorare zahlen können.

Herzlichen Gruß, auch an Gusti!

Dein Otto Erich.

An Dr. Julius Wahle

Berlin N.W., Karlstr. 32, 2. Februar 1898.

Lieber Herr Wahle!

Mit Freuden und sofort geb ich Ihnen meine Zustimmung zu einer Aufführung von L'intruse in meiner Übersetzung. Auch Maeterlinck wird sich freun: ich werds ihm mittheilen. — Wenns geschieht, schreiben Sie uns eine Notiz fürs Magazin.

Herzliche Grüße! Ihr Otto Erich.

Postkarte an Arno Holz

Berlin, 26. Februar 1898.

Lieber Arno Holz! Ich weiß, daß du dich für den Berliner Dialect interessierst, ich weiß auch, daß dir das deutsche Drama nahe liegt, — aber ob du schon einen berlinischen Satz mit Drama bilden kannst? Das weiß ich nicht. Aber ich kann es: „Emil! Drama die Stiebeln zum Schuster." —

In diesem Sinne! Dein Otto Erich.

Postkarte an Peter Behrens

[Berlin, 21. April 1898.]

„Fragst du die Lilie, die Rose,
washalb se, warum se, wieso se —
so fragt den Künstler nie darum,
wieso er, weshalb er, warum er."

Postkarte an Otto Hartleben

[Florenz, 23. Mai 1898.]

Weißt du auch, daß ich zur Zeit
glücklich und froh bin?
Gieb mir einen Kuß, Brüderchen!

Dein Erich.

An Ludwig Krüger

Rom, 2. Juni 1898.

Lieber Krüger!

Du hast mir gestern Abend eine schöne Rede gehalten, für die in Gestalt der beiden deutschen Hülfsbremser, die mit dir gingen, auch ein dankbares Publikum vorhanden war. Ich nehme dir deine heftigen Beleidigungen nicht übel — sie waren für die Pose, in die du dich hineingeredet hast, unentbehrlich.

Ich war aber eigentlich nicht gekommen, um diese Strafrede entgegenzunehmen — obwohl es mir lieb ist, daß du sie dir vom Herzen heruntergesprochen hast, — ich wollte etwas anderes. Ich schrieb dir schon von Berlin aus, daß ich mit dir zusammen die Correcturbogen der Novelle lesen wollte und daß du unbesorgt sein möchtest.

Eine Zeitschrift ist in vier Wochen vergessen, ein Buch — wenn es gelesen wird — bleibt. Der römische Maler erscheint neben fünf anderen Geschichten in dem Buche, das augenblicklich von mir gedruckt wird. Um die Correcturbogen zu diesem Buche handelt es sich.

Ich will mich nicht frei von Schuld oder wenigstens von fahrlässiger Schuld dir gegenüber sprechen. Es ist mir schwer aufs Herz gefallen, als mir Ludwig von Hofmann vorgestern andeutete, daß dir diese Geschichte eventuell bei der Wiedererlangung einer besseren Situa-

tion schaden könnte. Das möchte ich bei Gott nicht, denn es wäre ein großes Unrecht. Ich habe mir, als ich meiner satirischen Laune die Zügel schließen ließ, solche Consequenzen wahrhaftig nicht vorgestellt, sondern habe mich platonisch an meiner „Bosheit" gefreut. Das ist nun einmal bei mir so, immer so gewesen: ich kann nichts erfinden, wenn ich erzählen oder überhaupt dichten will, und so hab ich denn fast immer gekränkte Modelle, die ich erst wieder versöhnen muß.

Also: mehr noch, als schon früher, habe ich jetzt den Wunsch für die bleibende Buchausgabe des römischen Malers alles das zu entfernen oder umzugestalten, was nicht typisch, sondern allzu persönlich ausgefallen ist. Vor allem denk ich an eine Änderung des Namens dabei u. s. w., auch sonst ließe sich manches wohl noch besser, d. h. eben typischer gestalten.

Und nun höre mich bitte ohne Zorn an: ich ziehe aus deinen gestrigen Beleidigungen keine Consequenzen. Sie haben mir wohl weh gethan, weil ich mir erst eine Zeit lang überlegen mußte, ob ich sie wohl verdient hätte, und weil fremde Menschen dabei waren. Aber nachdem ich mit mir Rath gepflogen und mir klar darüber geworden war, daß doch eine wirkliche leibhaftige Bosheit gegen dich mir nicht innewohnt — sondern daß dies alles nur ein Spiel jener Sorte von ästhetischer Bosheit ist, die den sogenannten Satiriker macht — wurde mir wieder besser, und ich versuch es nun mit diesem Brief.[49]

Zwei äußerliche Dinge will ich noch zu meiner Entschuldigung anführen:

1.) ist es wider meinen Willen, ausgesprochenen Willen geschehn, daß die Novelle zerrissen ist: sie sollte in einem Stück erscheinen, das hatte ich mit der Kunst für Alle ausgemacht. Dies ist deshalb wichtig, weil dadurch, daß die saloppe Charakterisierung des Malers von

der eigentlichen Erzählung getrennt ist, diese saloppe Caricatur als Selbstzweck wirkt und infolgedessen falsch wirkt. Sobald sie mit der Erzählung zusammensteht, löschen die menschlichen Züge, die aus der eigentlichen Geschichte hervorgehen, die unliebenswürdigen Züge der spöttischen Schilderung größtentheils aus und es bleibt ein ganz anderes Bild zum Schluß, als so. —

2.) ist es wider meinen Willen geschehn, daß Rodolfo das an mich adressierte Kreuzband, in dem sich 6 Exemplare der Kunst für Alle befanden, vor meiner Ankunft in Rom geöffnet und die 6 Nummern sofort in Rom vertheilt hat. Ich mache Rodolfo keinen Vorwurf daraus, aber Thatsache ist, daß, wenn er weniger selbstherrlich gehandelt hätte, das verschlossene Kreuzband doch zunächst in meine Hände gefallen wäre. Und wenn ich dann gefunden hätte, daß in der Nummer nur dieser erste Theil steht, so würd ich sie nicht verbreitet haben, sondern höchstens dir — nachdem ich dir alles das, was in diesem Briefe geschrieben steht, persönlich mitgetheilt hätte — die Sache gezeigt und mit dir freundschaftlich besprochen haben, wie in der Buchausgabe meine Ungezogenheit soweit zu zügeln sei, daß sie deine Interessen nicht gefährdet. — — — (Jedenfalls wäre die gestrige Scene vermieden.)

Weiter weiß ich dir jetzt nichts zu sagen. — Willst du nun unversöhnlich sein und mich nicht weiter anhören, so wird es mir immer leid thun, durch meinen Übermut einen Freund verloren zu haben. Willst du mir aber eine Aussprache gestatten, so bestimme bitte Ort und Stunde. Ich habe noch kein Quartier und bitte dich, deine Antwort nach Cento Città[50] zu richten. — In jedem Falle aber bin und bleibe ich ohne Groll und ohne Bosheit

dein Otto Erich.

Postkarte an Otto Hartleben

Rom, 3. Juni 1898.

Mein liebes Brüderchen! In der Stunde des Anbruches meines Geburtstages sitz ich ganz allein in einer römischen Kellerkneipe und überdenke mein Leben. Es wird sich das wohl so gehören. Das Ergebnis ist, daß ich gesund und daß der Frascati gut ist. Sonst wäre wohl manches auszusetzen. — Mein Buch ist flott im Druck: ich erwarte morgen die letzten Correcturbogen, gleichzeitig wird die Geschichte vom abgerissenen Knopf wieder aufgelegt. — Ich habe wieder meine alte Bude gefunden: via de' Crociferi 3 III, an der herzlich lieben Fontana Trevi, wo ich nun schon das vierte Jahr wohne. — Ich hoffe doch ein wenig arbeiten zu können, wenn Götter und Weiber mir Frieden schenken! — Ein ordentlicher Brief von dir wär mir sehr lieb.

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

Postkarte an Peter Behrens

Kantine der Schweizergarde im Vatikan. Peter-Pauls-Tag 1898.

[Rom, 29. Juni 1898.]

Lieber Peter!

An dem heutigen hohen Festtage habe ich deiner mit Liebe gedacht und eben in der nach dir benannten Peterskirche heftig für dich gebetet. Der Cardinal Rampolla, der die Versammlung leitete, trug mir herzliche Grüße an dich auf. Er billigt deine Bestrebungen, warnt dich jedoch vor dem Harlanschen Sect. — Ich bitte dich, Harlans von mir zu grüßen. Ebenso mein Moppchen, wenn du es siehst: Bad Liegau bei Radeberg.

Immer dein Erich.

An Carl Henckell

München, 18. August 1898.

Lieber C. B.!

Von den damaligen Aufnahmen sind mir die beiden beiliegenden einigermaßen geglückt. Bitte, gieb das eine (ohne Personen) Herrn Bebel und motiviere ihm, wie ich in sein „Schloß“ eingedrungen bin.

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

An Eduard Kramer

23. September 1898.

Werthester Herr Kramer!

Ich bin plötzlich tobsüchtig geworden und mißhandle meine Dienstmädchen mit dem Spazierstock. Ich bin heute schon auf der Polizei vernommen und werde wohl demnächst sitzen müssen. Cousinen meiner Gattin thu ich jedoch nichts. Moppchen thut mir leid. Sie hat zum 1. October ein wundervolles Mittel-Europäisches Dienstmädchen gemietet. Aber momentan hat sie gar keine „Stütze der Hausfrau“ — ich schließe mir also der Bitte meiner Gemahlin an.

Mit besten Grüßen Erich.

Postkarte an Erich Hasford, Rastenburg

Berlin, Verbrechertisch, 8.—9. October 1898.

Jüngling, der du daheim mit Rührung
meiner gedacht hast,
laß dir danken von mir —
rührend gedenk ich auch dein.
Heute begehen wir froh das Fest
des genesenen Schwagers,[51]
der mit gerettetem Durst
kehrte ins Dasein zurück.

Otto Erich

An J. G. Stollberg

24. October 1898.

Lieber Meister!

Ich höre, daß die liebe Lore — wieder einmal unter Ihrer freundlichen Führung — gesiegt hat. Wenn sie erst von ihren Gläubigern befreit ist, die ja eigentlich Niemandem recht angenehm sind, wird das Mädchen ein vergnügtes Leben führen. Ich aber fühle mich dazu bewegt, Ihnen herzlich zu danken für die Treue, mit der Sie dem guten Geschöpfchen anhangen, und verleihe Ihnen anbei mein Bild.

Evviva! Ihr Otto Erich.

An Dr. Jon Lehmann

November 1898.

Es rundet sich so gern die Hand,
um nach dem Glas zu greifen,
weil doch für Uns im ganzen Land
die besten Trauben reifen![52]

Otto Erich.

An Dr. Ludwig Fulda

[1898?]

Lieber Fulda!

Ich bin seitens der Herren, die als Comité das Programm des großen Schriftstellertages in München, 7. Juli dieses Jahres, feststellen, gebeten worden, mich an Sie mit einer Bitte zu wenden.

Es soll an einem der Tage in München, Neunten glaub ich, eine literarische Matinee stattfinden, in der Originalbeiträge deutscher Dichter entweder von diesen selbst oder von Schauspielern vorgetragen werden. Diese Bei-

träge sollen gleichzeitig an demselben Tage als Festgabe erscheinen und zwar in künstlerischer Ausstattung als Gedenkbuch.

Ich soll Sie nun bitten, hierzu einen kurzen, womöglich humoristischen Beitrag zu spenden — Vers oder Prosa —

ferner: diesen Beitrag bis spätestens 15. Juni an das Bureau der Schriftstellergenossenschaft: W. Linkstraße 31: senden zu wollen —

ferner: sich gütigst zu erklären, ob Sie selber lesen wollen oder ob Sie hinsichtlich des Vorlesers einen besonderen Wunsch haben —

schließlich: dem Beitrag gütigst eine Photographie und einen Namenszug beifügen zu wollen. Diese sollen nämlich bei der Ausstattung des hoffentlich recht geschmackvollen Heftes verwendet werden.

Mit bestem Gruß Ihr Otto Erich.

Postkarte an Peter Behrens

[Berlin, 4. Januar 1899.]

Dein Adler flattert schon
an meines Hauses Wänden
und lehrt mich, dir als Lohn
den schönsten Dank zu senden!

Heil! Dein Erich Cal.

An Robert Wendeborn

St. Andreasberg, Oberharz, Hôtel Bergmann, 4. März 1899.

Lieber Onkel!

Seit 14 Tagen sitzen Otto und ich hier. Wir dichten eine Offizierstragödie „Rosenmontag“ zusammen und forschen nebenbei dem Ursprung unserer Familie nach.

Unser Ururgroßvater: Johann Martin Sebastian Hartleben, hat hier als Geschworener von 1730—1810 gelebt. Wir haben auch sein Haus im Samsoner Grunde constatiert.

Der Urgroßvater — also Großvater von Tante Minna — Johann Heinrich hat es nur bis zum Untersteiger gebracht, ist in demselben Jahre 1810 noch vor seinem Vater im Alter von 53 Jahren gestorben (geb. 1757) und hat 9 Kinder gehabt.

Davon ist der älteste: Johann Heinrich Wilhelm, geb. 1788, unser Großvater

und Johann Heinrich Friedrich, geb. 1797, dein Schwiegervater.

Hoffentlich knobeln wir noch mehr heraus.

Am Achtzehnten ist im Lessingtheater die Erziehung zur Ehe, wozu ich dich hiermit feierlichst einlade.

Herzliche Grüße, auch von Otto,

dein Erich.

An Hans Heilmann

St. Andreasberg, Oberharz, Hôtel Bergmann, 4. März 1899.

Lieber Papa: heute sollt ich eigentlich bei dir in Breslau sein, Löwe wollte heute den wahrhaft guten Menschen spielen. Ich habe aber abgewinkt, weil ich hier in Andreasberg sitze und unter Assistenz meines Bruders eine Offizierstragödie: Rosenmontag schreibe. Wir haben schon 2 Acte, und die Sache wird, glaub ich, eine sehr starke. Da wollt ich nicht unterbrechen, abgesehen davon, daß ich mit Brahm in Correspondenz stehe wegen verschiedener Abänderungsvorschläge. — Ich denke daran, mich von N. abzuwenden, nachdem er meine „Befreiten" scandalös behandelt hat. Sie sind nur neun Mal gewesen. Allerdings: Die Erziehung zur Ehe

bringt er noch heraus und zwar am Achtzehnten dieses Monats. Ich hoffe sehr stark, daß auch du dich aufraffen wirst und dazu nach Berlin kommen. Du mußt es doch wohl miterleben, daß unsere Comödie nun endlich das Licht der Berliner Welt erblickt. Ich hoffe viel davon.

Mein Bruder und ich grüßen dich herzlich!

Dein Erich.

An Dr. John Schikowski

Berlin, 4. Mai 1899.

Lieber Schikowski,

ich danke dir bestens für dein Avertissement im Hannoverschen Courier — blos: ich bin nicht in der Provinz Hannover geboren, sondern im Königreich.

Sei froh, daß du von der Maifeier mit einem blauen Kater davon gekommen bist — ich liege seit drei Tagen an meinem verknacksten Eisbein im Bett — eben bin ich wieder mal zum Schreibtisch gehumpelt. Ich muß doch dichten.

Herzlichen Gruß!

Dein Otto Erich.

An Hans Heilmann

7. Mai 1899.

Lieber Papa!

„Hochbeglückt durch deine Meldung
schelt ich nicht Gelegenheit“,

wie Suleika sagt. Wenn ich also im Juli zurückkomme, kann ich bei dem wohlinstallierten Ehepaar Heilmann meine Antrittsvisite machen. Colossal! —

Bezüglich der Reisebriefe frage ich Herrn Redacteur ganz ergebenst an, ob ich dieselben gleichzeitig in Wien oder München — eine andere Stadt würde nicht in Frage



Venedig, Capello nero
3. Juni 1899.
Ich gratuliere Ihnen
zum Geburtstag!
Heil!
Otto Erich

Postkarte an Peter Paul Schmitt



Gruss aus Bozen 13. Oct. 99.

[illegible]

Otto Erich

Postkarte an S. Fischer, Verlag

kommen — also in Wien, im Neuen Wiener Tagblatt, oder in München in den Neuesten, zu welchen beiden Zeitungen ich persönliche Beziehungen habe — abdrucken lassen darf.

Im übrigen läßt Moppchen — dies ist der Kosename meiner Gattin — dich und deine Zukünftige bitten, uns am nächsten Dienstagabend — ich fahre Donnerstag früh, wie unser Heiland — noch einmal die Ehre zu geben. Es giebt —: Forellen und jungen Gänsebraten — zum Dessert: Spickaal. Damit man es nicht zu sagen braucht.

Antworte mir bitte, lieber Papa, ob wir Euch erwarten dürfen, und wenn du gern jemanden dazu haben willst, so gieb ihn — bis zur Höhe von drei Personen, denn mehr wie sieben Menschen haben bei mir keinen Platz, sind auch ungemütlich — mir an.

Dieser letzte Satz ist so großartig stilisiert, daß ich mich doch sehr wundern muß, daß mir der Lokalanzeiger nur 75 Mark für meine Briefe anbietet.

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

An Otto Hartleben

[Venedig, 4. Juni 1899.]

Gestern hab ich zu Ehren meines Geburtstages auf dem Markusplatz Walzer getanzt wie noch nie.

Heil! Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Venedig.] 6. Juni 1899.

Evviva! —

Was eine richtige Klauenseuche[53] ist, muß sich mit der Zeit auch auf die edleren Klauen erstrecken. Kannst du denn noch schneiden? Das Kleben wird seine Schwierigkeiten haben?

Dein tiefmitfühlender Erich.

Postkarte an Peter Paul Schmitt

Venedig, Capello nero, 3. Juni 1899.

Ich gratuliere Ihnen zum Geburtstag.[54]
Heil! Otto Erich.

Ansichtskarte an Dr. John Schikowski

Siena. [25. Juni 1899.]

Ja sieh mal, lieber John: hier ist es nicht bloß nett — wie in Onkels Hütte — hier ist Größe — einfache Größe.

Und eine prachtvolle Nudelsuppe, cappellini in brodo.

Dein Otto Erich.

Postkarte an Otto Hartleben

[Bozen.] 6. Juli 1899.

„Worauf kommt es überall an?
Daß der Mensch gesundet.
Jeder höret gern den Schall an,
der zum Ton sich rundet."

In diesem Sinne dein Erich.

Postkarte an Otto Hartleben

Bozen, 9. Juli 1899.

Die Fliegen sind hier schrecklich unanständig,
das weiße Tuch vor mir ist lilarändig:
doch sie benehmen sich durchaus nicht rechtlich:
Sie haben offnen Leib — sogar geschlechtlich!
Doch draußen sind der Grade 37 —
da werden auch bescheidene Wesen fleißig.

Dein Erich.

An Dr. Otto Pniower

Berlin, 6. August 1899.

Lieber Herr Doctor!

Es war am 8. Mai dieses Jahres, als Sie mich durch eine Zusendung mit begleitendem Briefe erfreuten. Sie hatten mein Goethe-Brevier mal wieder beim Wickel und wollten das nicht hinter meinem Rücken thun.

Ich habe das sehr nett gefunden, und die Schläge, die Sie gegen mich führten, verwandelten sich in ein sanftes auf den Rücken klopfen, als ob ich Husten gehabt hätte.

Vor allem bin ich ja ganz Ihrer Ansicht, nämlich daß das Goethe-Brevier noch sehr mangelhaft ist und viel besser gemacht werden könnte. Allerdings in Ihren Augen ist es ohnehin schon eine Verwerflichkeit, daß ein Nichtphilologe sich eines solchen Versuches überhaupt erdreistet hat — aber da kann ich Ihnen nun nicht helfen: mich reut das halbe Jahr meines Lebens, das ich daran gesetzt habe, um mir meine chronologische Auswahl zu schaffen, keineswegs, und ich bin auch jetzt wieder — obwohl ich als guter Hausvater Comödie schreiben müßte — im Begriff, mich in diese mir nicht zukommende Arbeit zu stürzen. Es muß für die Philologen ein schmerzlicher Anblick sein, wenn sie mitansehn müssen, wie auch Laien nicht abgehalten werden können, ihrer vorgeblichen Verehrung für Goethe einen thätlichen Ausdruck zu geben.

Also mein Verleger will eine neue große, auf mehrere Tausend berechnete Auflage des Goethe-Breviers herausgeben. Da ich garnicht eigensinnig bin und bei diesem Buche nie etwas anderes als — verzeihen Sie — die Sache im Auge gehabt habe, so erscheint es mir als „zwanglos“[55] gegeben, mich in diesem Momente an Sie zu wenden und Ihnen zu sagen: nun mein lieber und gestrenger Kritiker: jetzt ist der Moment: ich habe den ehrlichen Willen, es besser zu machen — nur rathen Sie mir mal ein wenig.

Ich müßte verbohrter sein als eine Bordellhure, wenn ich nicht ohne weiteres zugeben wollte, daß Sie von der Goethebiographie und allen wissenschaftlichen Fragen auf dem Felde Goethe unendlich mehr wissen und im Kopfe haben, als ich, und ich kann natürlich nichts besseres thun, als gelehrig Ihren Ratschlägen zu lauschen.

Bitte, schreiben Sie mir, ob Sie principiell geneigt sind, mir mit positiver Kritik zu nützen, und geben Sie mir bitte Gelegenheit zu einer Aussprache.

Mit bestem Gruß Ihr sehr ergebener

Otto Erich Hartleben.

Postkarte an Hans Heilmann

[Berlin.] Destille an der Jannowitzbrücke. [3. September 1899.]

Weshalb lebe ich eigentlich ohne dich? — Sage deiner lieben Frau, daß das nicht geht.

Und grüße sie und dich. Dein Erich.

Postkarte an S. Fischer

[Bozen.] 13. October 1899.

Der Jüngling sieht den Grund nicht ein, daß er nicht sollt in Bozen sein, da doch sein Stück in München droben nur immer weiter wird aufgeschoben. —

Otto Erich.

Postkarte an Otto Julius Bierbaum

Bozen, 14. October 1899.

In München lag ich lange krank,
kein Wein hat mehr gemundet.
Hier sauf ich wieder, Gott sei Dank,
und bin sofort gesundet.
Von Portugal droht Pestilenz;

mög uns der Herr bewahren!
Doch schlimmer noch ist Abstinenz
und soll zum Teufel fahren!

Heil, Sieg und Rache!
Dein Otto Erich.

Postkarte an Peter Behrens

[Berlin, 7. November 1899.]

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.
Und siehe: es war alles ganz gut.
Nur das Eßzimmer[56] war wüst und leer —
und der Geist Gottes schwebte über den Mineralwassern.
Dies wünscht dir dein Otto Erich.

An Julius Kramer

Berlin, Motzstr. 93, 15. November 1899.

Lieber Herr Kramer!

Ilsulein erzählt so viel von Coethen und Großpapa und Großmama, von Käthchen und der Werkstelle — und erinnert mich dadurch daran, daß ich Ihnen und Ihrer Frau noch garnicht meinen Dank ausgesprochen habe für die Gastfreundschaft, die Sie meinem Kindchen gewährt haben.

Ich thue das hiermit von ganzem Herzen und das Ilsulein schließt sich an.

Mit besten Grüßen

Ihr Otto Erich Hartleben.

Postkarte an Hermann Ernst

[Berlin.] 6. December 1899.

Lieber Vetter!

Lebst du noch oder hab ich dich glücklich totgesoffen? Ich erwartete dich gestern vergeblich und habe

Gewissensangst, ob nicht etwa unsre Festtage für dich einen letalen Ausgang genommen haben.

Heil! Dein Erich.

Postkarte an Albert Bergmann

[Berlin.] Verbrechertisch, 30. December 1899.

Trüb und ungern scheid ich von dem Jahrhundert,
das dich, Albert,[57] zeugte und mir gezeigt hat.
Nur ein Trostgedanke erhält mich aufrecht:
Na — übermorgen!

O. E. H.

Visitenkarte an Hans Heilmann

[1899?]

Lieber Papa! Wie ist es möglich, daß ich so tief, so schauderhaft tief niedergeschlagen bin . . Ich habe das entsetzliche Angstgefühl, ohne jeden Grund, das ich seit Jahren nicht gekannt habe. Ich fühle mich, wenn das nicht blos eine übertragene Einbildung ist, ich fühle mich erblich belastet. Ich fühle, daß in mir jetzt etwas drückt und quält, was nicht eigentlich ich bin, sondern aber: ich bin verrückt und hab es gar nicht nötig, das ist das Dumme.

Also Billets! Heil! Erich.

An Otto Hartleben

Berlin, 6. Januar 1900.

Lieber Otto!

Die nächste Folge deiner Abkehr von Berlin war und ist eine noch tiefere Depression des Geistes und des Gemüthes, als sie mir ohnehin schon die ganze letzte Zeit eigen war. Ich bin — ohne Menschen zu sehn — jeden Abend halb

Elf ins Bett gekrochen. Tagsüber in der Blechschmiede Trübsal geblasen, mit Ilsulein gespielt und 2—3 Flaschen Rothspohn getrunken. Ein Gedicht nach Verlaine gemacht, das ich dir auf die Rückseite schreiben will — pardon! nicht auf deine Rückseite, sondern auf die dieses Blattes. —

Heute ist meine Schwiegermutter abgereist. Es ist doch eine merkwürdige Tragik im Lose der Schwiegermütter. Sie sind immer unangenehm — nicht nur, wenn sie bös — sondern erst recht, wenn sie so himmlisch gut und so gräßlich bescheiden sind, wie meine. —

Ich gehe jetzt einer Zeit der Vereinsamung entgegen, wie sie noch nie in meinem Leben dagewesen ist. Wenn ich wenigstens am Abend Philister hätte!

Schreibe mir genau, wie es in Essen ist, wie man da leben kann u. s. w.

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

*

Im Gefängnis.

Du siehst nur einen Himmelsstreifen
dort überm Dach —
in seinem Blau wiegt sanft die Zweige
ein Baum — dort überm Dach.

Und eine Glocke tönt herüber
aus jenem Blau —
und einen Vogel hörst du singen
sein Lied — in jenem Baum.

Dort hinterm Dache liegt das Leben,
so friedlich schön —
da klingt das Summen und Weben
der Stadt — so still, so froh.

Und du, der du hier weinst und leidest,
durchs Gitter lugst —
was thatest du mit deiner Jugend,
daß du hier einsam weinst?

Postkarte an Hans Heilmann

[Berlin, 8. Januar 1900.]

„Du denkst wohl, du bist ein Affe
und ich bin garnichts?“

(Dieses muß in den Berliner Dialect übersetzt und dann empfunden werden.)

Ein unbekannter Verehrer.

An Otto Hartleben

11. Januar 1900.

Lieber Otto!

Ich habe eben zweierlei beschlossen.

Erstens: den 5. Act allerdings noch zu theilen, und zwar so, daß die erste Hälfte thatsächlich auf dem nächtlichen Ball am Morgen des Rosenmontags spielt — ein farbiges, lebensprühendes, lautes Bild — und die zweite wieder in der Kaserne. Schluß. — Dieser Kontrast ist nötig — er ist übrigens ein glücklicher Einfall Moppchens.

Zweitens habe ich beschlossen, den diesjährigen Rosenmontag mit dir in Cöln zu verleben. Ich bitte dich, alle Vorkehrungen zu treffen. Am Sonnabend vorher werde ich mit den fertigen 4 Acten zu dir stoßen. — Bitte, besorg mir irgend welche dumme Carnevals-Gelegenheitslyrik.

Heil! Dein Erich.

Der Montag hat mit Rosen nichts zu kramen —
vom tollen Rasen holt er sich den Namen.

Postkarte an Alfred Hugenberg

Berlin, 16. Januar 1900

L. A.! spendiere doch mal in einer dienstfreien Stunde ein paar Worte an mich. Ich bin jetzt wieder ebenso einsam, wie vor 20 Jahren in Celle — weshalb willst du also nicht mit mir korrespondieren?

Heil! Dein Erich.

Postkarte an Dr. John Schikowski

[Berlin, 17. Januar 1900.]

„Oh meine Brüder — ich hörte ein Lachen, das keines Menschen Lachen war, — — und nun frißt ein Durst an mir, der nimmer stille wird. Oh meine Brüder, Ihr dummen Ludersch — warum sauft ihr nicht mit mir, der ich einsam saufe?“ —

Also sprach dein Otto Erich.

An Dr. Walter Harlan

Lieber Harlan!

27. Januar 1900.

Mir sind nun für diese Saison definitiv alle Felle weggeschwommen:

Der wahrhaft Gute ist aus.

Rosenmontag wird für die Saison nicht fertig.

Schillertheater läßt über Hanna Jagert nichts mehr hören.

Paul Lindau will sich wegen Ehrenwort nicht binden, und nun schreibt auch Bukovics und bittet wegen Ehrenwort um Aufschub bis nächste Saison — was man natürlich nicht abschlagen kann. —

Ich weiß wirklich nicht, wie ich mich die nächsten dreiviertel Jahre durchschlagen soll. Wenn es in deiner Macht

und deinem Willen liegt, mir zu helfen, so laß uns darüber sprechen — wenn nicht, bitte ich dich herzlich und dringend, mit Anderen nicht über diese meine Lage zu sprechen — das könnte mir furchtbar schaden. —

Das Schlimmste ist die Niedergeschlagenheit, die diese Sorgen bei mir erzeugen — was bin ich ohne Übermuth! Verzeih das Gejammer!

Dein Otto Erich.

An Dr. Walter Harlan

Berlin, 31. Januar 1900.

Lieber Harlan!

Ich danke dir für deinen letzten Brief. Auf den vorigen wußte ich nicht recht zu antworten — er war mir — entschuldige den harten Ausdruck — zu streng.

Ob sich dein sehr freundlicher Vorschlag[58] realisieren läßt, wird sich wohl ganz nach Neumann richten müssen — es wäre dabei vor allem wohl die Form zu erwägen. Neumann ignoriert mich aber zur Zeit, weil ich ein durchgefallener Autor bin — was ist da zu machen?

Anbei schick ich dir den König Ramses[59] zurück. Ich hab ihn gelesen — kann aber nichts draus machen. Ich glaube, du müßtest mal mit einem zünftigen Possendichter sprechen — es sind ja zweifellos gute derbe Posseneffecte drin.

Mit bestem Gruß dein Otto Erich.

An Arno Holz

Berlin, 7. Februar 1900.

Der Papierkorb
schickte zu meiner Freude
beide
Nummern aus —
willig,

mit einem breiten Grinsen
des offenen Maules.
Ich schicke sie dir anbei. —
Auch der Richard Moses Meyer
steht dir zur Verfügung.
Er ist aber so schwer,
daß ich dich bitten muß,
ihn
im Vorbeigehen bei mir abzuholen.
Besten Gruß
Dein
Otto Erich.

An Arno Holz

Berlin, 18. Februar 1900.

Lieber Arno Holz!

Noch entzieht sich Paul Schlenther
deinem rächenden Schwert —
seine Faulheit deckt ihn —
sein Werk
ist bisher noch nicht raus.
So kühle denn den Mut
einstweilen
an Richard Moses Meyer.
Heil!
Dein
Otto Erich.

Postkarte an Otto Hartleben

Aschermittwoch 1900. [28. 2. 1900.]

Liebes Brüderchen!

Ich korkse, murkse und druckse
noch immer am dritten Act —

das Dichten ist furchtbar schwierig,
man fällt zu leicht aus dem Tact.
In diesem Sinne dein Erich.

Postkarte an Otto Hartleben

4. April 1900.

„Rüttenscheidt"?

Ist es richtig so? Es klingt so mystisch unanständig.

Neulich träumte mir, du hättest beim Kanonenrohrputzen dein Leder vergessen mitzubringen und der alte Krupp schnauzte dich fürchterlich an.

In Schweiß gebadet erwachte ich. —

Wann werdet Ihr so weit sein, daß ich Euch besuchen kann?

Ich war 5 Tage krank, Bronchialkatarrh.

Heil! Euer Erich.

Postkarte an Arno Holz

Berlin, 9. April 1900.

Lieber Arno Holz!

Schmerzlich,
daß du von einem wertvollen Object
sprechen mußtest! —
Darf ich dich bitten,
am nächsten Sonnabendabend $^{1}/_{2}8$ Uhr
zu einem ganz kleinen Herrenabend —
außer dir nur Flaischlen, Reuling und Professor Köppen —
zu mir zu kommen?
Schön wär's —
wenn du alsdann
das blitzende Schwert deiner Rache
an Richard Moses Meyer
enthülltest

und uns teilnehmen ließest
an seinem Ende.
Heil! Dein Otto Erich.

An Dr. Otto Brahm

Essen a. d. Ruhr, 18. Mai 1900.

Lieber Doctor Brahm!

Entschuldigen Sie das scheußliche Papier, auf dem ich schreiben muß. Ich bin nämlich auf dem Wege nach Rom glücklich in Essen angekommen.

Seit sich Excellenz Menzel als Ihr vis à vis über den verwirrenden Anblick von „Gottes Geschöpfen" beschwerte, habe ich Sie nicht wiedergesehn. Ich versprach Ihnen damals, meinen Rosenmontag zu schicken, sobald er fertig sei. Dazu bin ich erst heute in der Lage. Das heißt: ich schicke Ihnen anbei die completen Correcturabzüge. Das Ganze bleibt bis kurz vor der Aufführung im Satz stehen, und ich kann bis dahin immer noch ändern, streichen und zusetzen.

Ich würde mich natürlich sehr freuen, wenn das Stück Ihren Beifall fände — ich bemerke ausdrücklich, daß N. noch gar keinen Anspruch an das Stück hat. Er hat allerdings die ersten drei Acte mal in einem früheren Stadium gelesen und sich bereit erklärt, das Stück im November zu geben. Aber das ist auch alles: keinerlei Vertrag stört unser Verhältnis, und Rücksicht auf ihn zu nehmen — falls Sie wollen —, kann nach meinen Erfahrungen mit ihm kein Mensch von mir verlangen.

Nur eins muß ich Ihnen sagen: ich bin durch den gänzlichen Ausfall des wahrhaft guten Menschen gezwungen — aus simplen pekuniären Gründen, mit dem Rosenmontag möglichst früh herauszukommen — natürlich nicht zu früh —, und ich weiß nicht, in wie

weit sich das mit Ihren bisherigen Dispositionen vereinigen läßt.

Jedenfalls bitte ich Sie herzlich, mir recht bald Bescheid zu geben. Meine Adresse ist bis 1. Juni Florenz, casa Nardini — Ihnen durch Stauffer-Bern bekannt, falls Sie nicht schon selbst dort gewohnt haben.

Heil und Sieg! Ihr Otto Erich.

Postkarte an Otto Hartleben

Mailand, hinterm Dom, 31. Mai 1900.

Liebes Brüderchen! Sie ist garnicht mehr ein solches Kind. Du wirst dich daran gewöhnen müssen. Vorgestern in Zürich hat sie mir sogar einen Westenknopf angenäht, ohne dazu der Hülfe des Mädchens zu benötigen. Ich war baff! Und Italienisch spricht sie wie der selige Dante.

Evviva! Dein Erich.

An Dr. Paul Schlenther

Florenz, casa Nardini, 31. Mai 1900.

Lieber Schlenther!

Eben hier angekommen, finde ich Ihr Telegramm vom Siebenundzwanzigsten, von der Gattin nachgeschickt, hier vor.[60] Sie können sich denken, wie glücklich und froh ich bin! Denn das wußte ich ja von Anfang an: Kainz gehört eigentlich dazu. Aber ich stellte mir das als unerreichbar vor.

Meine Adresse bleibt bis 10. Juni casa Nardini.

Heil! Ihr Otto Erich.

Sie wissen doch, daß dieser Ihnen bekannte Abzug nur ein provisorischer ist, daß der Satz stehn bleibt und ich noch immer daran arbeite. O. E.

Ansichtskarte an Ludwig von Hofmann

Florenz, 7. Juni 1900.

Lieber Hofmann! Ihre Karte von 1. Juli (!) dieses Jahres ist mir heute hierher nachgeschickt. Sehen Sie mal, wie sich der alte Herr da links auf mein Kommen freut. Der hat eben den Rosenmontag noch nicht gelesen.

Ich finde, Khaynach ist sehr streng gegen mich. Auf baldiges Wiedersehen! Ihr Otto Erich.

Ansichtspostkarte an Hans Heilmann

[Florenz, 13. Juni 1900.]

Der Papa hatte sich in seiner ersten Freude etwas übernommen und war — stanco. Eben telegraphiert mir aber Lapponi, daß er sich wieder beruhigt hat und hoch ist.

Ich wohne von morgen an Roma, ferma in posta.

Dein Erich.

Postkarte an J. G. Stollberg

München, 29. Juni 1900.

Lieber Meister!

Ich war heute inkognito in der sittlichen Forderung. Mein Compliment. Den Rudolstädter hab ich noch nie besser gesehn. Ich finde es sehr gut, daß der Dialect angedeutet wird und daß er im Laufe des Stücks nach und nach immer stärker Dialect spricht. Der Moment, wo der Rudolstädter über die ganze Bühne geht, mit großen Schritten: „Sage mir, Erna, in welchem Verhältnis stehst du zu diesem Grafen?“ war wirklich ganz famos. — Wer war das? — Dagegen die Hedwig Lange denkt zu wenig nach und macht deshalb keine Pausen. Sie ist charmant, aber das genügt nicht. Sie sagt z. B. „wo ich doch hier . . . Sonne . . . und das allerbeste Leben habe“ — während

es heißt: das allerbeste Gewissen — worin der Sinn des kleinen Stückes liegt.

Im Übrigen hoffe ich, Sie diese Tage zu sehen.

Ihr Otto Erich.

Postkarte an Dr. Walter Harlan

München, 30. Juni 1900.

Lieber Harlan!

Gestern gab mir Halbe deinen Brief vom Siebenundzwanzigsten. Besten Dank! Ich entnehme aus ihm, daß ich auf die „Löhnung“ am 1. Juli nicht zu rechnen habe.[61] Was ich leider schon gethan hatte.

Aber unmoralische Menschen müssen gestraft werden.

Besten Gruß! Dein Erich.

Adresse: München, Vier Jahreszeiten.

Postkarte an Dr. John Schikowski

München, 30. Juni 1900.

Ernährungsrondel.

Die Riesenfetzen halbgebratnen Fleisches
sollst du zu deines Leibes Nahrung machen,
ganz voll sollst du damit den Bauch dir schlagen
und deine Wurmeslöcher damit stopfen.

Dann wird die Größe menschlicher Gedanken
in dir zu That und Werken sich verdichten —
die Riesenfetzen halbgebratnen Fleisches
sollst du zu deines Leibes Nahrung machen.

Doch laß dich auch der Früchte gern gelüsten!
Wie solltest du nach Pfirsichblut nicht lechzen!
Und gieß auch Wein auf deines Herzens Lampe —
doch allererst entbiete den Gedärmen
die Riesenfetzen halbgebratnen Fleisches!

Herzlichen Gruß! Dein Otto Erich.

Postkarte an S. Fischer

[München.] 1. Juli 1900.

Mein lieber Sami!

Ich habe mich auf Reisen zu etwas ganz Neuem entwickelt. Ich habe überhaupt einen ganz neuen Sport erfunden. Ich sammle nämlich Contracte von deutschen Verlegern, einseitige natürlich, das macht viel mehr Spaß wie Ansichtskarten- oder Briefmarkensammeln.

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

München, 15. Juli 1900.

An der Weltesche hängt — mit dem Schwanze — der Kater. Ein heraldischer Dackel hütet die Wurst des Lebens. — Wie wird das enden? Keiner weiß es — jeder fühlt es. — Das ist es!!!

Dein Erich.

Postkarte an S. Fischer

München, 30. Juli 1900.

Lieber Sami! Hier weiß schon jeder, daß du gestorben bist. Du mußt etwas dagegen thun. — Im Ernst: jeder fragt mich, ob ich bei deinem Begräbnis anwesend war und ob ich dir einen anständigen Kranz gestiftet habe. — Bitte, telegraphiere mir doch zur Beruhigung, daß du noch lebst.

Es liegt wohl eine Verwechslung vor?

Dein Erich.

Postkarte an Dr. Walter Harlan

[Berlin.] 30. Juli 1900.

Einsam am runden Tisch
in der Charlottenburg-Klause

trank ich verdrossen drei Wisch-
ky und fuhr dann nach Hause.

Otto Erich.

An R. Max Eichler, München

Berlin W. 30, Motzstr. 93 II, 20. August 1900.

Mein lieber Max Eichler!

Besten Dank für Ihren werthen Brief vom 18. August dieses Jahres.

Auch mir will von den beiden mir freundlichst übersandten Entwürfen der einfachere erfreulicher dünken. Der bestechende Reichtum des anderen scheint mir im wesentlichen aus dem Überfluß der Mehlwürmer in Ihrem geschätzten Gehirn herzurühren — jedenfalls sind wohl einige Bänderchen zuviel drauf.

Trotzdem scheint mir wenigstens für das größere Publikum der Entwurf mit der Silhouette der wirksamere zu sein — was ich Herrn Schüler zu erwägen zu geben bitte. Ich persönlich bin freilich für die schlichte Leiste mit dem Namenszug. Kann er sie denn nicht beide machen lassen?

Das Wie der Herstellung kann man erst nach Proben beurteilen — wenigstens ich.[62]

Wegen der lieben kleinen Mama hören Sie nächstens.

Verzeihen Sie für heute meine Kürze, ich bin sehr beschäftigt.

Mit herzlichem Gruß Ihr Otto Erich.

An Peter Behrens

Berlin W., Motzstr. 93. [August 1900.]

Lieber Peter!

Dein Speisezimmer steht nun complet bei mir und erfreut jedes Menschen Auge. Über dem Büffet

schwebt der Adler und über der Anrichte hängt mein Bild von dir.

Sonnabend, den Fünfundzwanzigsten dieses Mondes, wird das Zimmer eine besonders weihevolle Einweihung erfahren: an diesem Tage wird nämlich darin die Hochzeit meiner Schwester Annemarie festlich begangen werden — im engsten Geschwisterkreis natürlich, 10 Personen.[63]

Wäre es dir wohl möglich, mir bis dahin noch den Sieger, so nennst du doch den Mann mit der Fackel, oder die Schmetterlinge, oder den Wald zu schicken, damit das Zimmer dann ganz ausschließlich von dir geschmückt erschiene? Verzeih meine Dreistigkeit, aber das wäre zu schön! Übrigens stünden dir die Holzschnitte später ja jederzeit wieder zur Verfügung — du brauchtest nur mit einer Postkarte zu winken.

Ferner noch eine Frage: wo kann man dein Service kaufen? Keller und Reiner haben es nicht. Meine Schwester, die dich gebührendermaßen sehr verehrt, würde es gewiß genommen haben. Jetzt hat sie ein französisches von Colonna gewählt, was unverschämt teuer ist.

Ich warte jedenfalls, bis ich deins kriegen kann, und tröste mich einstweilen mit deinen Gläsern — auch mit deren gelegentlichem Inhalt.

Herzliche Grüße dir, Lilli und Joseph!

Euer Otto Erich.

Postkarte an Robert Wendeborn

[Berlin.] 17. September 1900.

Lieber Onkel!

Am Mittwoch, den 3. October, wird die Première meines neuen Stückes sein. Wir bitten dich, dazu herüber zu kommen und unser lieber Gast zu sein.

Herzlichen Gruß! Moppchen und Erich.

An Dr. Paul Schlenther

Berlin W., Motzstr. 93, 18. September 1900.

Lieber Schlenther!

Besten Dank für Ihren Brief vom 10. September und Ihre freundlichen „Urgierungen". Ich kann ja nun nicht mehr viel ändern, immerhin werde ich Ihnen, soweit ich kann, entgegenkommen — in einzelnen Dingen gebe ich Ihnen ohne weiteres recht, so z. B. bezüglich der Geldtasche am Schluß des 4. Actes, die auf der Bühne gewiß besser wegbleibt. —

Im übrigen theile ich Ihnen ganz ergebenst mit, daß das Stück am 3. October gleichzeitig in München und Berlin herauskommen wird. Wenn Sie es sich ansehn wollen, würde ich Ihnen aber doch mehr zu Berlin rathen, wo das gegenwärtig auf hauptsächlich modern-realistische Stücke gerichtete Kunstpersonal eines allerersten Privattheaters mir der Aufgabe völlig gewachsen scheint.

Freilich können Rittner und die Lehmann, was die Anforderungen an die äußere Erscheinung des Todescandidaten-Doppelselbstmordliebespaares betrifft, sich nicht im Entferntesten mit Kainz und der Medelsky vergleichen. Ich glaube deshalb auch, daß das Stück bei Ihnen eines großen starken Erfolges sicher ist.

Die vielverrufene Berliner Censur hat das Stück mit ein paar kleinen Strichen („Unterleib", „Dirne"!) ohne Bedenken genehmigt. Wie sollte sie auch nicht, da doch beim besten und schlechtesten Willen keine Tendenz aus der Dichtung herauszulesen ist! —

Ich habe Ihretwegen jetzt viel zu leiden, die lieben Mitmenschen fragen mich, sobald sie mich erblicken, mit dem ihnen eigenen freundlichen Grinsen: Nun, wie ist es, lieber Otto Erich, wie steht es mit Ihnen? Ihr

Stück ist ja wohl auch vom Burgtheater[64] angenommen? Oder von Schlenther, wollt ich sagen. Wie? —

— Verzeihen Sie, lieber Schlenther: ich will Sie nicht auch noch ärgern, sondern hoffe im Gegentheil, daß die Methode des vertraulichen Privatverkehrs zwischen Autor und Theaterdirector, die so oft beiden Theilen Nutzen schuf und schaffen wird, ihn auch uns nicht versagen möge.

Mit herzlichem Gruß

Ihr Otto Erich.

Postkarte an Wilhelm Bölsche

Berlin W., Motzstr. 93, 6. October 1900.

Lieber Bölsche!

Für dein Liebesleben in der Natur — dessen ersten Band ich schon sehr bewundert habe — kann ich mich nur mit einem Stückchen Liebesleben in der Kaserne revanchieren.

Herzlichen Dank und Gruß!

Dein Otto Erich.

Postkarte an Hermann Ernst

Berlin, 19. October 1900.

Lieber Vetter!

Hier hat immer so ein altes, halb blödsinnig aussehendes Lederbuch herumgelegen, von dem niemand nichts wußte — Gottseidank, daß es dir gehört! Ich schick es dir anbei.

Ich habe Gewissensbisse, daß ich bei deinem letzten Besuch mich nicht genügend um dich gekümmert habe. Insbesondere wegen des Billets. Aber weshalb telegraphierst du Tapergreis auch nicht Bestimmtes!

In solchen Tagen reagiert man naturgemäß nur auf Telegramme.

Ob ich nach Hannover komme, weiß ich noch nicht. Der Oxe eröffnete ja mit Sudermanns Johanniswürmchen.

Heil! Dein Otto Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

[Berlin, 8. November 1900.]

Wer wie ich auf dem Gebiete des Theaters bis an den Rand der Posse, beziehungsweise umgekehrt angelangt ist, muß zu seiner Erholung in eine Kaltwasserheilanstalt.

Heil deinem Leibe! Erich.

An J. G. Stollberg

Kaltenleutgeben bei Wien, 17. November 1900.

Mein lieber Meister!

Ihren vorwurfsreichen Brief erhielt ich kurz vor meiner Abreise von Berlin, wo ich den Haushalt einstweilen aufgelöst habe, um mich hieher in die Winternitzfrische zu begeben. Meine Frau ist leidend und befindet sich in Tharandt bei Dresden in einer Heilanstalt. Mein Töchterchen ist bei Ihnen in München, bei der Frau Schwartz. — Es war mir eine höchst angenehme Überraschung zu hören, daß der Rosenmontag bei Euch nicht in den Orkus versunken, sondern noch am Leben ist. Fünfundzwanzigste Aufführung? Gehn's, Sie scherzen! Wie oft haben Sie's denn bisher gehabt? Schreiben Sie mir doch bitte hierher mit ein paar Zeilen was Näheres. — Ich sehe ein: ich werde Ihnen doch noch den

hohen Orden meines Hauses, die schwarze Nachtigall, verleihen müssen.

Herzlichen Gruß! Ihr Otto Erich.

Postkarte an den Freitags-Stammtisch der „Tägl. Rundschau" (Hans Schliepmann)

Kaltenleutgeben bei Wien, 21. November 1900

—früh Sieben heißes Dampfbad. Kalte Douche mit kaltem Strahl. Spazierengehen. Cacao. — Um Zehn siebenfache Verpackung in nasse Windeln und wollne Decken, mit einem heißen Rade auf der Leber. Eine Stunde regungslos liegen. Kältere Douche mit kälterem Strahl. Spazierengehn. — Halb Eins Mittagessen, sehr gut, $^1/_2$ Fl. Vöslauer. Spazierengehn. — 4 Uhr „Kniefächer", d. i. eiskalter starker Strahl auf die Hinterbeine, vom Knie abwärts — solange mans aushalten kann. Spazierengehn. Pause. — Vesper: Cacao und Milch. 7 Uhr Abendessen: Eierspeise und $^1/_2$ Fl. Vöslauer. 9 Uhr nasse Windeln, ins Bett, schlafen. — Ja, ja, verehrte Festgenossen, die erste Woche erforderte einige Energie. — Aber jetzt hab ich mich schon ganz hineingefunden, und es bekommt mir himmlisch.

Herzliche Grüße! Otto Erich.

Postkarte an Ludwig v. Hofmann

Kaltenleutgeben bei Wien, 24. November 1900.
Kaltwasserheilanstalt Winternitz.

In nassen Windeln zu erwarmen, ist Vorrecht sonst ganz kleiner Kinder nur. Auch der Erwachsenen sich also zu erbarmen, verfolgt man hier verwandte Spur und kommt auf künstlichem, verschmitztem Wege fast zu der gleichen Körperpflege.

Heil! Heil! Otto Erich.

An Carl Dülberg in Wien (Café Landmann)

Kaltenleutgeben 24. Nov. 1900.

In nassen Windeln kann der Mensch genesen, zumal wenn er beschließt nur Milch zu saufen. Es ist ja schon mal so mit ihm gewesen, als man beschloß, mit Wasser ihn zu taufen. Milch war ein ganzes Jahr lang seine Nahrung und nasse Windeln seines Leibes Bekleidung. Dies solche Wunder nun zu wiederholen, gilt dem Genesenen zu Wiederwenden. Gehorsam thut er, was ihm anbefohlen, obs gilt zu schwinden, ob es gilt zu schwitzen Und wenn Sie solches nun mit sich beschließen, wird bald Ihr Leib des reinsten Glückes genießen.

Otto Erich

An Dr. Walter Harlan

[Steckborn. 1901.]

Ich bin noch sehr matt, entschuldige daher, daß ich noch nicht ordentlich schreibe. Nehme jetzt elektrische Bäder, von denen ich viel hoffe. Aber du mußt dir alles in allem nicht mehr zu viel unter mir vorstellen.

Dein Otto Erich.

Scheußlich! Jetzt hab ich wieder bloß von mir geschrieben, also noch schnell, daß mein liebes, goldnes Moppchen die Krone der Frauen ist, ohne die ich sicher vor die Hühner gegangen wäre, und herzlichen Glückwunsch zum Familienzuwachs. Erich.

An Hans Heilmann

Innsbruck (Kaisers Geburtstag), 28. Januar 1901.

Lieber Papa! Es ging — du kennst doch die schöne Mikoschgeschichte noch —: „haarscharf am linken Ohr vorbei."

Ich möchte den Blättchen noch lange incognito bleiben.[65]

Heil und Sieg! Dein Erich.

An Fritz Rumpf

Schloß Marbach am Bodensee, 12. Februar 1901.

Lieber Fritz Rumpf!

Dem zweiten der zweiten Serie unser herzliches Heil! Moppchen ist nämlich auch hier. Wir rathen dir nun aber dringend, keinen Alkohol mehr zu dir zu nehmen, weil dieser im vorgerückten Mannesalter das Gedächtnis beträchtlich alteriert und du somit Gefahr läufst, deine alt- und neugewohnten Kinder mit einander zu verwechseln. Ich empfehle dir nach bestem Wissen

und Gewissen den alkoholfreien Apfelsaft der Firma Nectar in Worms. Bei Gott: ich thue das ohne jeden Eigennutz und schwöre dir, daß ich keinerlei Tantièmen von der Firma erhalte.

Aegir sei mit Euch! Otto Erich.

An Dr. Otto Pniower

Schloß Marbach am Bodensee, Baden, 14. Februar 1901.

Lieber Herr Pniower!

So weit wär ich nun wieder, daß ich — wenn auch ohne Wissen und Erlaubnis des Arztes — die Schlußcorrecturen des Goethebreviers lesen kann. Anbei die letzten drei Bogen.

Ich habe eine sehr schwere Zeit hinter mir, König Milan hat sie nicht durchgehalten. Ich habe aber auch nie viel von seinem Hinterkopfe gehalten.

Jetzt geht es langsam wieder vorwärts.

Heil und herzlichen Gruß!

Ihr Otto Erich.

An J. G. Stollberg

Schloß Marbach, 22. Februar 1901.

Lieber Meister!

Heute am Freitag, den 22. Februar, erhalte ich telegraphisch die Kunde, daß morgen, Sonnabend, den 23. Februar, in Ihrem werten Schauspielhaus die Agnete gegeben wird. Und auch das erfahre ich nur, weil Schüler nach Exemplaren schreit.

Wie finden Sie das? —

Ich kann es mir nur so erklären, daß Sie mich nicht mehr unter den Lebenden zählen. Darin thun Sie aber Unrecht: ich befinde mich wieder ganz wohl — zumal geistig bin ich immer noch ganz rüstig und bitte Sie,

mich daher wieder als durchaus vorhanden zu betrachten und zu behandeln. —

Also, darf ich bitten, wie ist das zugegangen mit der Agnete? Meines Wissens ist Maria Reisenhofer die einzige, die sich bisher für das Stück interessiert. Gastiert die etwa bei Ihnen?

Wie ist es mit dem Rosenmontag geworden? Haben Sie es auf die 25 Vorstellungen gebracht? In Hannover ist Anfang März schon die fünfzigste. Ich hörte in Wien, daß Sie endlos lange — über drei Stunden — an dem Stück gespielt haben.

Besten Gruß! Ihr Otto Erich.

Adresse einfach: Schloß Marbach am Bodensee.

An Peter Behrens

Schloß Marbach, 3. März 1901.

Lieber Peter!

Ich habe das Zimmer No. 29. Es ist fürstlich: die südwestliche Ecke des ersten Stocks. 6×7 Meter groß. —

Mein Herz rutscht noch immer aus. So 11 zu 8, weißt du, dann aber auch gleich mal wieder 15 zu 11, 17 zu $13^1/_2$.

Es geht unglaublich langsam mit mir vorwärts, man merkt es kaum. Auch geistig zeigt sich kein Fortschritt: bei den schönen Versen der „Lebensmesse“ kann ich mir noch immer nichts denken. Ich tröste mich mit dem Frühling, mit dem es auch so unglaublich langsam vorwärts geht und mit dem Doctor Smith, der sich einen Menschen, der dem Alkohol gewachsen ist, auch nicht vorstellen kann. Denn das Schicksal, das man hier kennt und anerkennt, ist eben der Alkohol.

Moppchen ist weg, nach Wiesbaden. Da wird in der nächsten Woche die Erziehung zur Ehe von deinem Erich

zum ersten Mal gespielt und Moppchen interessiert sich noch immer für diese alten Guckkastencomödien. Sie wohnt dort Webergasse 22. Sie ist übrigens ein sehr braves Weib: ohne sie wäre ich gewiß vor die Wiener Backhühner gegangen.

Ich bin überhaupt sehr tief gesunken: stell dir vor, daß ich fast jeden Nachmittag mit dem Doctor Smith — Schach spiele. Wie wird dir? Wie konnten wir nicht so trefflich schmählen auf die Schachspieler — damals als Chianti und Cognac unser werthes Gehörn noch erleuchtete. Wo sind die Zeiten hin!

Herzliche Grüße! Euer Erich.

Wann kommst du mal hierher und siehst nach dem Rechten?

An Dr. Otto Brahm

Schloß Marbach, 5. März 1901.

Lieber Herr Doctor!

Die Abrechnung vom Februar hab ich erhalten. Besten Dank! Mit zärtlicher Bewunderung hab ich die letzte Mittwocheinnahme — 80. Aufführung — betrachtet . . . .

Mit meiner Gesundheit geht es recht, recht langsam vorwärts. Das Herz will sich noch garnicht wieder zu einer anständigen Façon zusammenziehn und darin verharren, die eine Depression folgt auf die andere. Ich bin eben noch vollständig hülfloser Reconvalescent: die Sache ist die, solche Erschöpfungsdelirien, wie ich sie vier volle Wochen lang durchgerast habe, hält eben ein anständiger Mensch nur höchstens 8 Tage lang aus, dann versammelt er sich stolz zu seinen Vätern. Ich habe es auch hierin wieder anders zu machen versucht und muß nun die Folgen tragen.

Mein Leben hier auf dem Schlosse ist übrigens fürstlich, aber auch sehr teuer, und da es wohl noch recht lange dauern wird, so erweist sich, daß Gottes Segen bei Brahm grade zur rechten Zeit kam.

Herzlichen Gruß! Ihr Otto Erich.

An Dr. Paul Schlenther

Schloß Marbach am Bodensee, 5. März 1901.

Lieber Schlenther!

„Worauf kommt es überall an?
Daß der Mensch gesundet!
Jeder höret gern den Schall an,
der zum Ton sich rundet.

Alles weg! was deinen Lauf stört!
Nur kein düster Streben!
Eh er singt und eh er aufhört,
muß der Dichter leben.

Und so mag des Lebens Erzklang
durch die Seele dröhnen —
fühlt der Dichter sich das Herz bang,
wird sich selbst versöhnen."

Diesen Worten des verehrten Vordichters wüßte ich kaum etwas hinzuzufügen, wenn ich meinen Seelenzustand in guten Stunden malen wollte. Aber das Gedicht heißt bekanntlich Dreistigkeit, und nur selten kann ich mich zu einer solchen aufschwingen. Viel häufiger, daß mir das Herz nur zu bang ist und mittels Digitalis und elektrischer Bäder künstlich gehalten werden muß, wie gestern und heute. —

Ich fühle in der That, daß ich eine recht lange Reconvalescenz vor mir habe, wenn es überhaupt wieder

wird — denn dieses Hinvegetieren als mediatisierter Fürst nenn ich kein Leben. Das kommt davon, daß ich nicht wie andere anständige Menschen nach 8 Tagen meines Zustandes gestorben bin, sondern die Sache ganz gegen jedes völkerrechtliche Herkommen 4 Wochen lang durchgehalten habe. Jetzt muß ich die Folgen tragen.

Was die totale Abstinenz betrifft, so habe ich sie mit diesem Jahrhundert begonnen und da ich den Alkohol nicht entbehre, so denke ich auch für dieses Jahrhundert abstinent zu bleiben. Sollte ich jedoch wider Erwarten dieses Jahrhundert überleben, so würde ich wieder anfangen zu saufen, denn dann wäre ja doch alles umsonst gewesen. — —

Also gestern hat Kainz wieder den Hans Rudorff tragiert? Wie wars? Ein paar Zeilen über den Abend würden mich freuen. Biß das Publikum wieder an? Oder hat Flachsmann die Leute inzwischen zu anderen Dingen erzogen?

Aus Berlin erhielt ich fröhliche Kunde: Die achtzigste Aufführung am vorigen Mittwoch, den 27. Februar! Selbst den Sieger hab ich nicht als überwunden zu begrüßen gehabt. — Wer wird denn bei Ihnen den Harold spielen, wenn Reimers auf die Walze geht?

Bitte Alles und die Gattin insbesondere herzlich zu grüßen von Ihrem Otto Erich.

Ansichtskarte an Dr. Otto Pniower

[Radolfzell.] 12. März 1901.

Ich ärgere mich jetzt doch wütend, daß ich dieses scheußliche Gedicht, die Marienbader Elegie, aufgenommen habe.[66] Dieses aufgeplusterte hohle Stroh soll der Teufel holen. „Im Handeln, seis zur Freude — seis dem

Lieben!" — wenn da nicht die Geduld reißt — Gottverdammich! Das ist eine ekelhafte Wichtigthuerei und weiter garnichts.

Ihr Otto Erich.

An Ludwig v. Hofmann

Schloß Marbach am Bodensee, 19. März 1901.

Lieber Hofmann!

Auf nach Rom!

Schon im November vorigen Jahres hab ich mir in Wien die beiden anliegenden Centolirescheine gekauft, um sie dir zu schicken, auf daß du in Rom einen Gott wohlgefälligen Gebrauch davon machen könntest — ich wurde darüber verrückt und wieder geistesklar — dann fragt ich in Rom an, ob du schon da seist. Nein! lautete die Antwort. Jetzt also send ich die lang genug in meiner Roßtäuscherbrieftasche ruhenden Scheine nach Berlin und verhehle dir nicht meinen Dank dafür, daß du mir nicht zwei ähnliche anvertrautest. Aber nun zögere auch nicht länger! Auf nach Rom!

Heil dir und der Gattin! Dein Otto Erich.

Postkarte an Arno Holz

Schloß Marbach, 20. April 1901.

Die Kunst hat immer noch die Tendenz, wider die Natur zu sein.

Heil! Dein Otto Erich.

Postkarte an Dr. Otto Brahm

Schloß Marbach, 20. Mai 1901.

Lieber Doctor, sehen Sie, es hat doch etwas für sich, wenn man zur rechten Zeit ein Omen accipiert, so wie

ich in Kaltenleutgeben die goldene 110, als Sie mir in Ihrem Stile dort hindichteten. So werden es nämlich ausgerechnet 110 Aufführungen in dieser Saison; bitten darf ich wohl, nicht etwa 111 zu machen, denn wenn ich auch trotzdem der Abstinenz treu bleiben würde, so würde mich diese Zahl doch meinen zahlreichen schnapstrinkenden Freunden gegenüber auf längere Zeit hinaus in Verlegenheit setzen. —

Im nächsten Monat fahre ich mit der Gattin nach Rom. Ich bin zwar noch keineswegs völlig hergestellt, aber ich habe doch nahezu die innere Gewißheit, es zu werden. Und dazu wird ein Aufenthalt in Rom — auch in diesem Jahre! — nicht wenig beitragen. Wenn ich nicht hinkäme, würd ich mir doch als dauernd lädiertes Exemplar vorkommen.

Herzlichen Gruß! Ihr Otto Erich.

Postkarte an Robert Wendeborn

Firenze, den 17. Juni 1901.

Lieber Onkel!

Moppchen und ich denken, was kann das schlechte Leben helfen — wenn der Segen des Papstes nichts hilft, hilft garnichts mehr. Und so fahren wir denn nach Rom.

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

Postkarte (mit Cäsar Flaischlen) an Fritz Rumpf

[Firenze.] 20. Juni 1901.

Er wird durchaus nicht daraus klug:
warum hieß der „Donatello?“
Das kühle Schnupfenwetter schlug
dem Cäser ins cervello.

Postkarte (mit Cäsar Flaischlen) an Fritz Rumpf

[Firenze.] 20. Juni 1901.

Doch daß es „Roma", „Firenze" heißt,
ist feine Charakteristik —
und so erspürt der Cäsarengeist
sublime vokale Mystik!

Ansichtskarte (mit Cäsar Flaischlen) an den Freitags-Stammtisch der „Tägl. Rundschau" (Hans Schliepmann)

[Florenz, 20. Juni 1901.]

Doch hoch erhoben wurden sie
vom Geist des Michelangelo,
als sie für fünfzig centesimi
traten ins Tingeltangelo.

Otto Erich.

Postkarte an S. Fischer

[Rom.] 28. Juni 1901.

Lieber Sami!

Ich wohne hier im Hôtel Centrale, und es gefällt mir so gut, daß ich wohnen bleiben werde. Bitte, sende ein Exemplar meiner Verse an Herrn Pater Hartmann, Rom, Convento Aracoeli. Der heilige Vater war sichtlich ergriffen, mich so frisch und gesund wiederzusehen. Es war ein unvergeßlicher Moment, meinem Moppchen standen die hellen Thränen im Auge.

Heil! Dein Erich.

Zwei Postkarten an Hans Heilmann

Rom, 9. Juli 1901.

Lieber Papa!

Peccato — oh peccato! Das sind ja höchst schaudervolle Nachrichten, unsere übermütige Postkarte muß dri

ja wie der reine Hohn vorgekommen sein. — Moppchen und ich waren hier sehr vergnügt beisammen — um so vergnügter, als es ja auch mir, wie du weißt, haarscharf am rechten Ohre vorbei gegangen war, und wir eigentlich von meinem „Erfolge“ noch garnichts gehabt hatten. Wir reisten also trotz der 15 Jahre, die unsere Ehe auf dem Puckel hat, in reeller Hochzeitsreisestimmung. Aber Moppchens Fell war nicht dick genug, um das hiesige Hochsommerklima und seine Fauna vertragen zu können, ihre Händchen und ihr Denkerhaupt schwollen an, wurden heiß, rötlich und juckten abscheulich. Der Römer nennt das ein sfuoco della stagione. Es ist harmlos, d. h. nichts Gefährliches, aber äußerst quälend und nur durch Klimawechsel zu beseitigen. Heute schreibt sie mir denn auch bereits aus Bozen, daß sie wieder anfange, sich als Mensch zu fühlen.

Ich aber bin noch hier geblieben. Das Klima macht mir nichts, die Hitze ist mir als blutarmem Reconvaleszenten angenehm und vor allem: ich habe einen unglaublichen Appetit: es giebt keine Sorte Maccheroni, der ich nicht unerhörte Reize abzugewinnen vermöchte! Zudem sind Hofmann, Tuaillon und mein Rodolfo gute Gesellschaft, und Rom bleibt Rom, das ich mit jedem Jahre mehr bewundern lerne.

Bald mehr. Dein Erich.

Postkarte an Robert Wendeborn

Rom, 13. Juli 1901.

Der letzte italienische Hausknecht hat von Natur immer noch mehr Mutterwitz und Verstand als unsere sämmtlichen Regierungspräsidenten zusammen genommen.

Dies ist meine Ansicht, und ich hatte mir vorgenommen, dir heute eine Ansichtspostkarte zu schicken. —

Sonst geht es mir gut. 38 Grad im Schatten genügen gerade, um meinen noch etwas blutarmen Genesungscadaver zu durchwärmen.

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Rom, 16. Juli 1901.

L. P. H.

Hiermit engagiere ich dich vom 1. October dieses Jahres an — unkündbar auf 3 Jahre — später halbjährliche Kündigung — als Privatsecretär — voller Scherlscher Gehalt, Normalarbeitszeit eine Stunde pro Tag, Büro mit alkoholfreier Station: Motzstr. 93. Arbeitszeit Nachmittags 4—5. Anschnauzen des Chefs nur außerhalb der Bürostunde erlaubt. Gegenstand der Arbeit: Regierungsgeschäfte eines modernen Dichters: vom Correcturenlesen bis zur Ablehnung von Ordens-Verleihungen.

Heil und Sieg! Dein Erich.

Postkarte an Hans Heilmann

Schloß Marbach am Bodensee, 24. August 1901.

Lieber Papa!

Besten Dank für deine Karte vom Neunzehnten, die ich heute nachgesandt kriegte. Erfreulich zu hören, daß du ungefährdet ins bürgerliche Leben zurückkehren konntest.

Ich habe mich wieder in meine gräßliche Abstinenzbude zurückkuschen müssen. Natürlich bin ich viel zu übermütig gewesen, und mein Herz ist wieder in schauerlichem Zustande. Wir, nämlich du und ich, glauben ja auch im Ernst nicht, daß ich in diesem Leben noch mal vernünftig werde.

Moppchen macht, nachdem sie ihre Kur in Liebenstein beendet hat, eine Rheinreise mit ihrer alten Mutter, was schon lange ein Herzenswunsch von ihr war.

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

Postkarte an Dr. Walter Harlan

Schloß Marbach am Bodensee, 31. August 1901.

Herrn Walter Harlan!

Auf dem Zebrarücken meiner Seele
zitterts wie der Schatten einer Fliege
und ein Grau will sich nicht niedersetzen.
Schließlich läutet eine neue Sonne —
alles Mischgedunkel ist verschwunden:
nur ein brauner Fleck ist klar geblieben.[67]

In diesem Sinne dein Otto Erich.

An Hans Heilmann

Schloß Marbach am Bodensee, 3. September 1901.

Lieber Papa!

Etwas Unpapeskeres als deinen letzten Brief kann ich mir kaum vorstellen! Überhaupt ein Brief! Ein richtiger vier Seiten langer Brief. Doch das ginge noch. Aber du lobst — lobst eine halbe Seite lang das Goethebrevier! Das find ich unerhört!

Und dann schimpfst du auf das liebe Saufen. Das ist nun schon schlimmer und zeugt von wirklichem Rückgang . . .

Um übrigens ernst zu reden: du gehst von einigen falschen Voraussetzungen aus. Wenn ich etwa von „Saufen“ schrieb, so übertrieb ich ironisch, vom Standpunkt des absoluten Abstinenzlers ausgehend, ich habe allerdings die 10 Wochen in Italien wieder Wein getrunken,

aber ohne einen einzigen Exceß, und habe mich im Großen und Ganzen famos dabei erholt. Aber abgesehen davon, daß ich es beim Weggange von Marbach versprochen hatte, wiederzukommen, hatte ich auch selber das Gefühl, daß es besser für mich sei, noch einmal Einkehr in mich und Marbach zu nehmen, eh ich mich wieder in das „bürgerliche" Leben zu Berlin einreihte. Denn 10 Wochen Hôtelleben in der Fremde sind unter allen Umständen keine Erholung, sondern eine Strapaze für einen Reconvalescenten und hierin, in dieser thörichten Ausdehnung meiner Reise lag das Unvernünftige von mir, das ich beklagte . . . Eine andere falsche Voraussetzung von dir scheint die zu sein, daß du annimmst, — (schönes Deutsch, was?) — mein Zusammenbruch im vorigen Winter sei lediglich eine Folge des „Saufens" gewesen. Es war eine Manie, wie sie nach Lungenentzündung auch bei ganz alkoholfreien Menschen, wenn sie nur sonst gehörig nervenüberreizt sind, vorkommt. Bei mir freilich besonders schwer, weil der Alkohol hinzukam.

Sehr erfreulich zu hören, daß es dir jetzt wieder „leidlich" geht. Bezüglich des Localanzeigers werde ich nicht ganz klug aus deinen Worten: also du gehst nun nicht . . oder doch . . oder wie? Jedenfalls erinnere dich, daß du mich, wenn du es brauchst, jederzeit anpumpen kannst, ohne dir deswegen Skrupel zu machen, denn obgleich ich verdammt viel Schulden hatte und im letzten Jahre unglaublich viel verbraucht habe, so reichte das doch alles nicht hin. Ich habe so schamlos viel Geld verdient, daß immer noch was übrig geblieben ist.

Die Stellung bei mir scheint dir doch nicht so einzuleuchten, du fürchtest jedenfalls, daß ich dich zu stark ausnützen werde . . ja, ja: auf dieses Mißtrauen war ich gefaßt . . .

Meine Bude in Berlin wird am 1. October wieder aufgemacht. Moppchen wird schon 8 Tage früher eintreffen. Ich bin dann gerade 11 Monate von meinem Unterstützungswohnsitz entfernt.

Herzlichen Gruß, auch an die Gattin!

Dein Erich.

Postkarte an Dr. John Schikowski

Schloß Marbach am Bodensee. [5. September 1901.]

Sir John! Wie läßt sich die Saison an? — Was macht der blaue Montag? — Am Montag, den 7. October, gedenke ich wieder unter Euch zu treten. — Vor einigen Tagen erlaubte ich mir, dir das neue Goethebrevier zu übersenden — ist es in deine werthen Hände gekommen? — Ich treibe hier unentwegte Abstinenz, weil das Saufen dem Körper schädlich ist. Auch arbeiten thue ich nicht, weil das die Seele angreift. Aber sonst geht es mir recht gut. Alfred Kerr meint, ich sei wie Dreyer und Otto Ernst nur ein Kleinbürger. Das hat mich gekränkt. Aber das ist Kunstpolitik, sein erstes bis zehntes Gebot lautet: Er sei der Herr, dein Hauptmann, du sollst keine anderen Hauptleute haben neben ihm. —

Schreib mir doch mal!

Herzlichen Gruß! Dein Otto Erich.

An Ludwig v. Hofmann

Schloß Marbach am Bodensee, 17. September 1901.

Lieber Hofmann!

Scheußlich! Also noch so ein schmerzhafter Druckfehler. Natürlich muß es Welten heißen. Auf Seite 184, Schlußzeile, ist noch son Tier: „Solcher“ statt „solchen“

— bitte corrigiere auch den mit dem dir eigenen zeichnerischen Talent! Auch steht im Inhaltsverzeichnis Parin statt Paria . . und was wird sich noch Entsetzliches enthüllen.[68]

Johannes Secundus war ein humanistischer Ritter à la Hutten, der aber leider nur lateinisch gedichtet hat. Wenn du mich diesen Winter mal erinnern willst, kann ich dir seine Opera und auch Übersetzungen der Basia zeigen. Diese bilden einen Cyclus innerhalb seiner Dichtungen — erotische Idyllen mit dem im Liebesleben der Menschen üblichen Kuß als Pointe.

Von seinem Leben weiß man nicht viel. Er war wohl so eine Art Botschaftsattaché und begleitete Carl V. nach Holland (Vergl. Makart.) Er ist sehr früh gestorben.

Näheres kann ich dir jetzt aus dem Kopf nicht sagen, ich nehme aber an, daß dein Wissensdrang nicht viel weiter gehen wird.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der M. E., der den Umschlag zum Goethebrevier gemacht hat, heißt Max Eichler und ist noch ein ganz junger Dachs in München. Der Umschlag ist doch nicht häßlich?

Am 1. October will ich wieder Motzstraße 93 hausen — bis dahin auf dem Abstinenzschloß bleiben — wo mir das traurige Leben ausgezeichnet bekommt.

Heil dir und der Gattin!

Dein Otto Erich H.

Postkarte an Dr. Walter Harlan

[Zürich, 23. September 1901.]

Lieber Harlan!

Es wird dich amüsieren, zu hören, daß ich jetzt schon zum zweiten Mal Peter-Pathonkel geworden bin. Meine kleine Schwester hat einen kleinen Jungen gekriegt, der

nach mir Peter[69] heißen soll. Peter Pallat klingt beinah so gut wie Peter Harlan.

Herzlichen Gruß! Dein Otto Erich.

An Dr. Paul Schlenther

Berlin W., Motzstr. 93, 8. October 1901.

Lieber Schlenther!

Melde Ihnen, daß ich meinen Unterstützungswohnsitz in Schöneberg wieder bezogen habe.

Wenn Sie nach Berlin kommen, sein Sie doch so freundlich, mich durch eine Karte zu citieren.

Herzlichen Gruß! Ihr Otto Erich.

An Peter Behrens

Berlin W., Motzstr. 93, 11. October 1901.

Mein lieber Peter!

Pech nennt man das. Mußtest du genau in der Zeit, die mir zu einem Besuch bei dir zur Verfügung stand, anderwärts herumstrolchen? Und ich meinerseits war des Herumstrolchens so müde, der Ruhe des eignen Hauses so bedürftig, daß es nicht anders ging. —

Ich übersende dir heute ein Bild von mir, das ich absichtlich in der Kopfhaltung habe anfertigen lassen, in der du mich vor nunmehr 5 Jahren gemalt hast. Der Vergleich ist ganz amüsant. Die Reproduction nach deinem Bilde schick mir bitte wieder.

Meines Moppchens Geburtstag steht bevor, ich möchte ihr Tafelsilber mit ihrem Monogramm schenken, Messer zum schneiden, Löffel zum löffeln und Gabeln zum pieken. Könntest du nicht für diesen Zweck ein S. H. zeichnen, wie du mir mein famoses O. E. H. gemacht hast? Das wäre sehr lieb von dir!

Es grüßt Euch herzlich Euer Erich.

Postkarte an J. G. Stollberg

Bozen, Hôtel Greif, 23. November 1901.

Lieber Meister! Die vereinigten Ärzte Mittel-Europas haben mich auf den Knien beschworen, München z. Z. zu meiden wie die Pest. Meine Gattin hat mich infolgedessen in München nicht einmal aussteigen lassen, sondern ich mußte in — Rosenheim im Deutschen Kaiser übernachten.

Ich bitte ganz gehorsamst um Verzeihung!

Ihr herzlich grüßender Otto Erich.

Postkarte an Dr. Richard Dehmel

Verona, 1. December 1901.

Nu ja. — Aber was soll nun dieses ewige Heirathen? Immerhin — Heil und Sieg!

Otto Erich.

Postkarte an Hans Heilmann (und andere).

3. Dec. 1901..

Salò – nach dem Erdbeben.
Über allen Dächern ist [illegible] –
in allen Gassen siehest du Mauern, Dachziegel,
und sonstiges Gerümpel –
Rissen hat der Erde Bauch –
Rissen von hier bis zum Monte Baldo –
warte nur –: bald, o,
wackelst du auch.

O. E. H.

An Dr. John Schikowski

Salò, Hôtel Salò, 23. December 1901.

Lieber Schikowski!

Dank für deinen Brief, an Montagsgeiste reich. Dir — und durch dich meinen lieben Hannoveranern — theile ich heute zuerst mit, daß ich mir hier eine Villa — Halkyone — gekauft habe, in der ich von nun an meine Winter zu verleben gedenke. —

[Es ist ein recht ansehnliches vierstöckiges Gebäude auf dem Wege von Salò nach Gardone mit einem Garten, an dessen alter Mauer der Gardasee zur Zeit ziemlich wild brandet. Meist ist er aber sanft und blau — sehr blau sogar, preußisch blau, möcht mer sprechen.

Ich übernehme das Haus erst im nächsten Herbst — werd es mir aber dann ganz meinem Geschmack entsprechend einrichten. Meine Wirtschaft in Berlin behalte ich natürlich im vollen Umfange bei. So ganz kann man auf diese werthe Metropole ja nicht verzichten — wenn es auch hier wirklich ein wenig schöner ist.]

Fröhliche Weihnachtsgrüße — auch von der Gattin!

Dein Otto Erich.

N.B. Das in eckigen Klammern ist nicht für die Öffentlichkeit.

An Hans Heilmann

Salò, Hôtel Salò, Weihnachtsabend 1901.

Mein lieber Papa!

Moppchen liegt im Bett, schläft und schnarcht — Gott sei Dank — hat die letzten Tage viel geflennt, wegen des Ilsulein, ich darf auch nicht daran denken. —

Also habe dir ein wichtiges Lebensdatum mitzuteilen:

Habe mir hier eine Villa gekauft. „Halkyone“ tauf ich sie natürlich. Wundervoll! Denke dir alles Schöne, was du dir von einer Villa am Gardasee einbilden kannst, und glaube mir: es ist alles Dreck, was du dir denkst — die Wirklichkeit ist viel, viel schöner.

Ich muß ins Bett, aber ich konnte nicht schlafen gehn, ohne dir, lieber guter Papa, in der Freude meines Herzens dies zu schreiben. — Herrgott — heute vor einem Jahr . . .

Dein Erich.

An Frau Helene Dülberg in Wien

Salò, am Weihnachtsabend 1901.

Mein liebes Helenchen!

Wie soll ich dir meine Freude schildern, als heute der Weihnachtsmann mir so recht zur Bescheerungsstunde deinen lieben Brief brachte!

Draußen im Salon spielten mein Erich und unser Egon das alte Bauernfängerspiel Tivoli, und mein Erich verlor den Weihnachtssect.

Auch sonst ist die Natur hier immer noch sehr schön. Der Vollmond scheint durch leichtes Gewölk wie ein überirdischer Rollmops, und eben meint Egon in ehrlicher Ergriffenheit: Was nützt mir ein Moppchen, wenn es nicht gerollt ist. Ich muß jetzt leider nicht mehr schreiben, denn ich glaube, ich kriege einen Krebs wie Egon in den Hals!

Hat dein Männchen den Cognac bekommen, den wir ihm leider als Muster ohne Wert nachschicken mußten?

In diesem Sinne küßt dich deine dich innig liebende

Selma.[70]

Ansichtspostkarte an Fritz Rumpf

[Salò, 3. Januar 1902.]

Dies Ende von Salò soll wegen des erfolgreichen Erdbebens demnächst abgerissen werden.

Evviva! Otto Erich.

Prosit Neujahr! Dank für die Karte!

Postkarte an Dr. F. F. Heitmueller, Berlin

Salò, Hôtel Salò, 1902.

Hier mein Bild!

Il vero ritratto del mascalzone Otto Erich.

Vive, ut post vivas. O. E. H.

Postkarte an Dr. Egon Friedell (Friedmann)

Salò, 15. Gennaio 1902.

Mein lieber Egon!

Dein armer Bruder, mein leider blödsinnig geborener Sohn Oscar, hat mich da auf eine merkwürdige Idee gebracht. Wer weiß, ob er nicht Recht hat! Ob nicht am Ende dieser Grobitsch, denn dem Kerl ist ja alles zuzutraun . . ob er nicht die Traute doch . . wirklich . . .

Ach Gott: diese Mädchen sind ja so raffiniert! Und son neurasthenischer Leutnant, was läßt sich dem nicht alles einreden . . .

Je mehr ich über die Sache nachdenke, desto mehr neige ich mich der Ansicht deines blödsinnigen Halbbruders zu.

Herzlichen Gruß!

Dein getreuer Vater

Otto Erich.

Postkarte an Hermann Bahr

Salò, an Kaiser Wilhelms Geburtstag 1902.

Lieber Bahr!

Damit Sie wissen, was für ein neues Geschäft ich hier ergriffen habe: Adele Sandrock und ich organisieren im hiesigen Gebirge eine Räuberbande. Die Gegend ist günstig, da alljährlich Tausende von begüterten Fremden angereist kommen.

In diesem Sinne Ihr Otto Erich.

P. S. Hoffentlich kommen Sie gelegentlich auch mal her.

An Hermann Bahr

Salò, 31. Januar 1902.

Lieber alter Freund,

so darf ich Sie doch wohl nennen? —

Meine Anulkungen waren bei Gott gutartig. Wäre überhaupt nicht darauf gekommen, an Sie „diesbezüglich" zu schreiben, wenn nicht dieses Götterkind, die Adele Sandrock, hier wäre und wir viel von Ihnen gesprochen hätten.

Sie können sich denken, daß ich sehr für den Rosenmontag bin, der so in jeder Weise seine Schuldigkeit gethan hat. Aber daß ich den Grillparzerpreis lieber für die Erziehung zur Ehe genommen hätte, das — haben Sie sehr recht geschrieben zu haben.

Wollen Sie für Ihr Blatt ein wohlgelungenes Gedicht von mir?

Herzlichen Gruß! Ihr Otto Erich.

An Dr. Egon Friedell

Amalfi, 9. März 1902.

Mein lieber Sohn Egon!

Wie doch die Zeit vergeht: man sollte es nicht glauben! Wenn auch die Philosophen lehren, daß Zeit

nur eine Einbildung sei und eine mangelhafte Art unseres Bewußtseins, die Dinge nach einander in sich aufzunehmen — wobei ja auch das Nebeneinander der Dinge im Raume auch noch sehr fraglich und jedenfalls eine faule Kiste ist —, so muß ich doch, wenn ich an Salò und unser Weihnachtsfest denke, immer wieder ausrufen: Wie doch die Zeit vergeht: man sollte es wirklich nicht glauben! Aber kannst du dir vorstellen, daß heute hier in Amalfi bereits schon der neunte März 1902 ist? Ich nicht, denn ich sage mir, das kommt nur vom Kalender, und dieser ist eine durchaus endliche Erscheinung — während Gott und das ihm immanente wahre Leben unendlich und jeden Morgen ist. —

Und so starb denn auch ein Mann Namens Grillparzer, und weil er die Kunst des Comödienschreibens für etwas Besonderes gehalten hatte und sich einen tüchtigen Respect davor erhalten hatte, stiftete er testamentarisch einen Preis, der nach ihm den Namen Grillparzerpreis erhielt.

Nicht genug damit, wurde dein guter Vater auch noch damit bedacht, weil er von seinen fünf guten Sinnen einen mittelmäßigen Gebrauch zum Dichten einer Comödie und so weiter — es kamen lauter Uniformen auf die Bühne, und die Leute gingen deshalb in den Logenraum, von wo aus man das gut sehen kann — gemacht hatte.

Alledem setztest aber du, mein lieber Sohn Egon, die Krone auf, indem du deinen alternden Vater durch ein Telegramm betrübtest, dessen ungelungene und doch unermüdlich versuchte Deutung diesen fast um den Rest seines ehemals fürstlichen Verstandes gebracht hätte.

Ich sende dir das Telegramm im Original und bitte dich zu retten, was noch zu retten ist, d. h. es mir übersetzt und commentiert zurückzuschicken.

Ich heiße Eduard Homeier und wohne in Amalfi im Hôtel Luna.

Herzlichen Gruß! Dein alter Vater Otto Erich.

An Peter Behrens

Neapel, 12. April 1902.

Mein lieber Peter!

In der Stunde des Abscheidens vom Europäischen Festlande — ich gehe nach Sicilien heute — habe ich eine Bitte an dich — zugleich im Namen des Dr. Graeser.

Hier lebt ein Deutscher (Mecklenburger), Schreiner, Namens Heinrich Lietz — seit 20 Jahren in Italien — kennt also die italienischen Verhältnisse aus dem ff. Er ist nicht nur als Schreiner in allen Teilen seines Berufes gründlich bewandert, treu, bescheiden und zuverlässig, sondern auch von guten Ideen und geschickten Einfällen, so daß er z. B. dem Dr. Graeser dessen Möbeln nach seinen Dr. Graesers unfachmännischen Angaben und Zeichnungen hat machen können, und zwar zu dessen Zufriedenheit.

Dr. Graeser meint nun, und wohl mit Recht, daß du einen solchen Mann in Turin als Aufseher oder dergleichen wohl gebrauchen könntest und ihm leicht die Wege zu seinem besseren Berufe wiederfinden lassen könntest. Hier ist er nämlich in Gefahr, italienisch zu versimpeln, da er eine italienische Frau hat, die mit ihren Brüdern eine Kneipe auf dem Vomero aufgemacht hat und ihn im Sinne ihrer neapolitanischen Sippe ausnutzt. Er ist übrigens, obwohl angeheirateter Restaurateur, nüchtern und kein Alkoholiker.

Bitte antworte (ausnahmsweise) auf diese Zeilen und zwar bitte direct an Dr. Carl Graeser, Napoli, Rione Amadeo 83.

Dir und den Deinen herzlichen Gruß!

Euer Otto Erich.

Postkarte an Hermann Heinemann, Warnitz

Rom, 19. Mai 1902.

Sehr geehrter Herr!

Ehrt mich! Immer drucken Sie, soviel Sie mögen, und schenken Sie mir nachher ein Exemplar![71]

Hochachtungsvoll

Otto Erich Hartleben.

Postkarte an Frau Anna K., geb. Bletzacher

Rom, 1. Juni 1902.

In einer wunderschönen Nacht — ganz allein — unter dem Sternenhimmel — kommt mir durch allerlei Associationen die Erinnerung an Sie — und so liebenswürdig wie immer.

Herzlichen Gruß, meine liebe gnädige Frau!

Ihr Erich Hartleben.

Postkarte an Hermann Ernst

Berlin W, Motzstr. 93, 29. Juni 1902.

Vetter, Vetter, was machst du für Sachen?!

Ich bin die letzte Nacht von Innsbruck nach hier durchgefahren und finde gewissermaßen als ersten Empfang eine Verlobungsanzeige von dir —!

Mensch, hast du dir denn das auch richtig überlegt? Und wenn sie nun nachher auch geheiratet werden will? —

Mensch, Mensch! — Aber ich gratuliere dir!

Dein Erich.

Postkarte an Dr. Arthur Schnitzler

Berlin W., Motzstr. 93. [29. Juni 1902.]

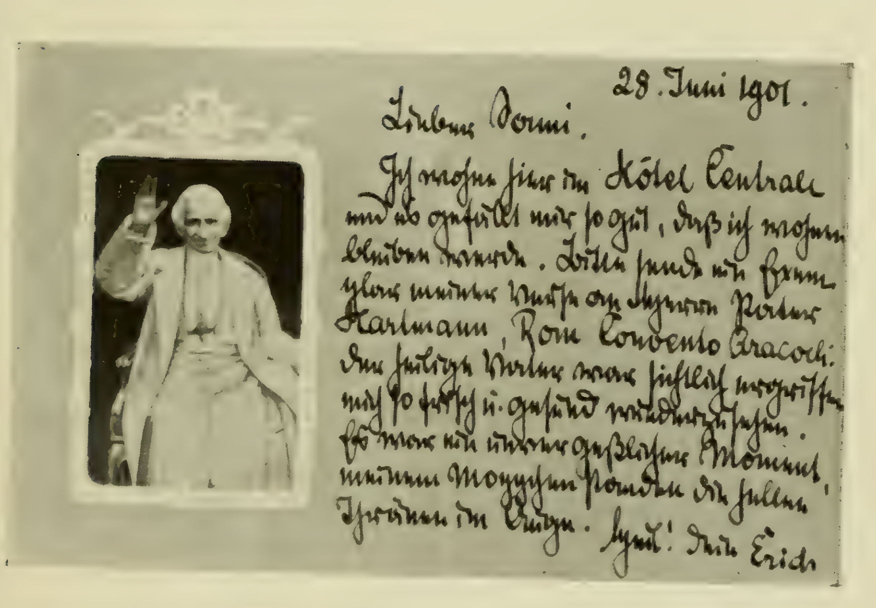
Lieber Herr Doctor! In Neapel lernte ich durch den Dr. Graeser Ihren „Reigen“ kennen — leider nur flüchtig.


Salò. Hôtel Salò 1902

Vive ut post vivas O.E.H

il vero ritratto del mascalzone Otto Erich.

Postkarte an Franz Ferdinand Heitmueller


28. Juni 1901.

Lieber Sami,

Ich wohne hier im Hôtel Centrale und es gefällt mir so gut, daß ich wohnen bleiben werde. Bitte sende ein Exemplar meines Buchs an [illegible] Pater Hartmann, Rom Convento Aracoeli. Der heilige Vater war sichtlich ergriffen mich so frisch u. gesund wiederzusehen. Es war ein überaus ergreifender Moment, meinem Magister standen die hellen Thränen in den Augen. Gruß! Dein Erich

Postkarte an S. Fischer

Können Sie mir von diesem wahrhaft guten Buche noch ein Exemplar stiften? Es ist ja leider nicht zu kaufen — und womit dürfte ich mich revanchieren?

Schönsten Gruß! Ihr Otto Erich.

Postkarte an Dr. Egon Friedell

[Karlsbad.] Nürnberger Hof, 6. August 1902.

Mein lieber Sohn!

Deine Eltern haben zu ihrer großen Freude erfahren, daß du dem Teufel des Alkohols entsagt, ihm gleichsam Valet gesagt hast. Recht so: nun wird gewiß ein guter Dichter aus dir werden.

Herzlich dein Otto Erich Hartleben.

An Konrad Loewe

[Karlsbad.] 9. August 1902.

Nun müssen wir singen ein kläglich Lied
von einem verwaisten Tische —
nur einer, aber ein Löwe schied,
da munden nicht Fleisch noch Fische.

Der Gattin schmeckt die Forelle nicht mehr,
die sonst ihr so lieb und so theuer,
sie kam auf den halben Westfälinger
und zwei weichgesottene Eier.

Aus unserm allegren Trio ward
ein melancholisches Largo —
mir blieb als getreuer Eckehart
nur der Margaux (nicht der Margaux)!

Schon will die Gattin hinauf ins Bett,
weil ihr die Äuglein sinken —
ich soll bald kommen und artig und nett
nur ein Glas auf Ihr Wohl noch trinken.

Also! Prosit! Ihr Otto Erich H.

An Konrad Loewe

Berlin W., Motzstr. 93, 3. September 1902.

Lieber Herr Löwe!

Gestern ist das Imprimatur des letzten Bogens der Neubearbeitung vom Ehrenwort an die Druckerei abgegangen — und heute wende ich mich dem wahrhaft guten Menschen zu.

Selbstverständlich wandern meine Gedanken zunächst zu Ihnen[72] — haben Sie sich das Stück noch einmal vorgenommen und darf ich fragen, ob Sie noch etwas zu seiner Rettung gefunden haben?

Hauptei des Columbus bleibt für die Bearbeitung der Comödie der Gedanke, die Frau als die sympathische und kluge Gestalt herauszubringen und dadurch einen befriedigenden Abschluß auch im Sinne guter Eheleute herbeizuführen.

„Ein anderes Mittel, ihn aus meinem Hause zu entfernen, als indem ich mich von ihm entführen ließ — blieb mir ja nicht." So sagt sie lächelnd, wenn sie am Schluß ohne ihn zurückkommt. Und das ist immerhin keine schlechte Pointe.

Am Einundzwanzigsten gedenke ich mit der Gattin in Wien einzutreffen. Beim Siebenundzwanzigsten ist es geblieben.

Ich freue mich, Sie wiederzusehn. Vielleicht erhalte ich vorher noch einige Zeilen von Ihnen.

Halbe kommt morgen hierher.

Herzlich grüßend Ihr Otto Erich Hartleben.

Ansichtskarte an Dr. Egon Friedell

Venedig, 4. October 1902.

— weil du doch so für die Buren bist.

Otto Erich.

Postkarte an Dr. John Schikowski

Venedig, 4. October 1902.

Das verdient vermerkt zu werden: die Lacerten Venedigs reden den Deutschen mit einem fragenden „Also?“ an. Natürlich! Weil der Deutsche doch immer mit dem Entschluß arbeitet und schließlich und endlich „also“ sagt. Aber ob das noch von Goethen stammt? Ob er das 1790 hier eingeführt hat? — Das wäre eine wahrhaft gute Doctorfrage!

Heil! Otto Erich.

Drei Postkarten an Dr. John Schikowski

[Verona.] 5. October 1902.

I.

Das muß man Shakespearn nun lassen: die entzückendsten Weiber der Welt laufen hier in Verona herum.

Soahà! Dein Otto Erich.

[Verona.] 5. October 1902.

II.

Dagegen ist Venedig mit seinen ewigen Kaufmännern ein Waisenknabe.

Nikà! O. E.

[Verona.] 5. October 1902.

III.

Verachtung und Liebe giebt es — was dazwischen liegt, ist nationalliberal.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Du mußt nicht böse sein, daß ich so viel Karten an dich schreibe — aber was soll der Mensch machen, wenn er infolge frauenzimmerlicher Dummheit vaterseelenallein in Verona sitzt und es regnet.

Dein Otto Erich.

Postkarte an Konrad Loewe

Villa Halkyone. Salò, 1. November 1902.

Lieber Herr Loewe!

Sie müssen noch mit mir Geduld haben. Sie ahnen ja garnicht, was Tag für Tag auf mich einstürmt, und dabei — denken Sie sich — sind heute meine Frachtmöbel aus Berlin-Preußisch noch nicht hier — noch heute ist kein einziges meiner Zimmer auch nur annähernd bewohnbar.

Haben Sie Mitleid mit Ihrem O. E. H.

Postkarte an Dr. F. F. Heitmueller

[Salò.] 25. November 1902.

Lieber Franz Ferdinand!

Schon seit 8 Wochen sagte ich der Welt Lebewohl und heute pflanzte ich meine Cypressen. Ein nebliger Tag mit leichtem Schneegestöber. Und anbei schick ich dir ein kurzgefaßtes Buch von mir.

Herzlichen Gruß! Dein Otto Erich.

Postkarte an Wilhelm Bölsche

Salò, 30. November 1902.

„Geprägte Form“,

Und was du sagen willst und singen,
laß nur in eignem Gleichmaß schwingen,
was dir im Ohre klingt, vergiß du nie —
auch dieses ist Rythmotropie.

Otto Erich.

Postkarte an Wilhelm Bölsche

Salò, Villa Halkyone, Lago di Garda, 3. December 1902.

Lieber Bölsche! Ein Buch von dir ist stets ein Fest für mich. Ich lese es mit dem Genuß, mit dem ich früher

einen guten Roman gelesen habe. — Und hier in der Ruhe an diesem schönen See — der dem Müggelsee nichts nachgiebt — liest es sich gut — wenigstens jetzt endlich, nachdem ich zwei Monate gebraucht habe, um mir mein Haus wohnlich zu machen. — Anbei ein Bild von mir.

Herzlichen Gruß! Dein Otto Erich.

Postkarte an Dr. F. F. Heitmueller

[Salò.] 7. December 1902.

Lieber Heitmüller! Am 25. des vorigen Monats schickte ich dir meine „Reifen Früchte". Da ich bis jetzt noch keine Antwort erhalten habe, bin ich in banger Sorge, ob das schöne Japanexemplar Nr. 3 auch wirklich angekommen ist. Die Nummer deiner Elßholzstraßenadresse weiß ich nicht genau. Also bitte beruhige mich. — Ich pflanze hier — zwar nicht meinen Kohl — aber meine Cypressen und warte auf sonnige, auf halkyonische Tage, noch sind die heuer nicht erschienen.

Herzlichen Gruß! Dein Otto Erich.

An Hans Heilmann

Salò, Villa Halkyone. Am ersten Weihnachtsfeiertag 1902.

Mein lieber Papa!

Drei Monate sitze ich nun bald hier — die schlimmste Form, die der Kampf mit dem Objekt annehmen kann, ist wohl die Herrichtung einer italienischen Villa zu einer menschenwürdigen Wohnung. Sie ist mir jetzt annähernd gelungen. Folgt der Garten. Eine 2500 Quadratmeter große Fläche ohne Erde in einen italienischen Garten

zu verwandeln. Ja, ja: buchstäblich ohne Erde! Angeschwemmte Seekiesel bildeten den Grund — das hatte natürlich das sanguinische Auge des Dichterlings vor einem Jahre nicht bemerkt. Ebenso wenig, daß die Fußböden zu ebener Erde faul waren u. s. w.

Doch will ich dich hiermit nicht langweilen. Du wirst mich doch nur auslachen und denken: geschieht ihm Recht, dem Villaprotzen. Aber hart ist es doch, zumal meine Gesundheit in dieser ganzen Zeit höchst traurig war und somit alles in allem an Arbeit noch lange nicht zu denken ist. Und das ist das Schlimmste, weil es keine Fröhlichkeit aufkommen läßt . . . .

Das eigentliche Leben hier ist sehr billig, Fleischpreise z. B. die Hälfte wie in Berlin. Theuer ist das Holz, mit dem ausschließlich geheizt wird. Im November hatten wir 340 Lire verbraucht: davon 200 Lire für die Küche und 140 Lire für Holz, was allerdings für mehr als einen Monat war — jedoch diesen Monat sind doch schon wieder 70 Lire für die Heizung draufgegangen.

Pardon für diese Details: du wirst mit Entsetzen sehen, was ich für ein Philister geworden bin — aber wenn so nebenher Tausende und Abertausende für Erde, für Pflanzen, für Mist, für Maurer, für Maler, für Tapezierer u.s.w. wegfliegen, freut man sich an den kleinen Ziffern des Haushalts gern.

Herzliche Grüße! Dein Erich.

Ja so: zum neusten Jahr wollt ich dir ja eigentlich gratulieren. Also: Prosit!

Bitte auch der Gattin meinen Gruß und schick doch bitte die beiden Ansichtspostkarten, die die Tante so rauh war nicht anzunehmen, per Brief an sie zum neuen Jahr. Erich.

Postkarte an Arno Holz

Salò, Villa Halkyonie, Lago di Garda, 30. December 1902.

Wie das Klystier in die Kaldaune
bohr sich ins Ohr dir die Posaune:
Prosit Neujahr!
Dein Otto Erich.

Postkarte an Dr. Egon Friedell

Salò, Villa Halkyone, Lago di Garda, Sylvester 1902.

Du bist doch mein lieber guter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe. Der Canadian-Club Whisky ist „erstklassig". Ich sehe zu meiner Genugthuung, daß du Gemüt und Geschmack besitzest — suche dir diese beiden Göttergaben nicht nur zu erhalten, sondern lasse auch keine Gelegenheit vorüber gehen, sie durch Bethätigung zu veredeln. Siehe darüber Nathan den Weisen.

Dein treuer Vater Otto Erich.

Postkarte an Arno Holz

Salò, Villa Halkyone, Lago di Garda, 7. Gennaio 1903.

Am besten lebt man doch von Bitterwasser:
man weiß so bald darnach, wozu man lebt . .

(Aber nun muß weiter gereimt werden. Damit es ein Epigramm giebt. Darf ich dich bitten?)

Heil! Dein Otto Erich.

Postkarte an Dr. John Schikowski

Salò, Villa Halkyone, Lago di Garda. [15. Januar 1903]

Arno Holz' Blechschmiede.

Hannefatzke domino,
komm mir nicht mit's Rococo —

Hilf Himmel, Heinrich Heine:
du kriegst die griene Neine.

Heil! Dein Otto Erich.

Postkarte an Frau Richard Dehmel

Halkyone-Salò, Lago di Garda, 29. Januar 1903.

Sehr geehrte gnädige Frau!

Aus Anlaß von Liliencrons 60. Geburtstag, der mein 40. ist, thue ich zwei Louisdors in meine Amalfisparkasse, denn ich bin ein Egoist und möchte bald mal wieder nach Amalfi reisen.

Hochachtungsvoll Otto Erich Hartleben.

Postkarte an Peter Behrens

Hiermit verpflichte ich mich, das von Peter Behrens erhaltene und von den beiden Zeugen Gertrud und Alf Bachmann gesehene Messer weder zu verkaufen noch einem Andern zu schenken als allein Moppchen. Auch verpflichte ich mich, es selber nicht im Besitz zu behalten.

Otto Erich.

Brief an Frau Gertrud Bachmann

Salò-Lago di Garda, Villa Halkyone, 16. Febbraio 1903.

Liebe gnädige Frau!

Seit Alf unter Hinterlassung von zwei Skizzen und 15 Lire, 50 centesimi Schulden von hier entflohen ist, habe ich noch keine Nachricht von ihm und weiß auch seine Wiener Adresse nicht. Da ich aber annehme, daß er schließlich doch wohl wieder zu Ihnen und Ihren Kindern zurückkehren wird — wenigstens äußerte er hier wenige, aber unverkennbare Zeichen der Anhänglichkeit an die Seinigen: so wollte er zum Beispiel seinem ältesten

Sohne Jan durchaus einen lebenden Skorpion als Muster ohne Wert schicken und schrieb die höchsten Preise aus demjenigen, der ihm einen solchen lebenden Skorpion verschaffe, doch fand sich glücklicher Weise unter der hiesigen im Grunde gutartigen Bevölkerung niemand, der seine Hand zu diesem Frevel bieten mochte —, also erlaube ich mir Ihnen einige kleine Photographien zu übersenden, die das Bild Ihres Herrn Gemahls bei der Arbeit und im Rasten wiedergeben.

Hoffentlich kommt er bald mal wieder und bringt die Seinigen mit. Im Frühjahr sind die Skorpionen hier sehr munter und zwitschern von jedem Ast.

Herzlichen Gruß! Ihr alter Otto Erich.

Postkarte an Dr. John Schikowski

(Toscolano, Lago di Garda.) [17. Februar 1903.]

Blechschmiedevers.

Im weißen Rößl sitz ich hier
im Cavallino bianco —
und plötzlich triumphierts in mir:
Ich hab nen Reim auf Pankow!

Heil! Dein Otto Erich.

Postkarte an Dr. Max Burckhard

Aschermittwoch 1903. Villa Halkyone, Salò,
Lago di Garda.

Jetzt wär es an der Zeit, die Segel hier zu blähen,
auf daß Sie noch das Fest der Mandelblüthe sehen —
drum hören Sie auf mich, den dichtenden Berather:
Verlassen Sie die Stadt, entfliehn Sie dem Theater —
die Acten zugeklappt und auf die Bahn gegangen ....
Mein Fremdenzimmer steht bereit, Sie zu empfangen.

Herzlichen Gruß! Ihr Otto Erich.

An S. Fischer

Salò, 1. März 1903.

Mein lieber Sami!

Du bist hart. Freilich hab ich nichts dagegen, daß du erst das ganze Manuskript des wahrhaft guten Menschen haben willst, bevor mit der Drucklegung begonnen wird. Es ist einfacher und geht ja auch schnell.

Dagegen, lieber Sami: wie soll ich Ärmster — poverino io! — die Angelegenheit mit den Gedichten ordnen? Der Eigensinn der beiden hochmögenden Herrn Verleger will dies schmale librettino umbringen, der Dichter steht abseits und weint. Die Nation hat Ursache mit ihm zu trauern.

Soll ich nach Paris oder Norwegen reisen und mich dem Langen Albert zu Füßen werfen? Ich fürchte, es würde nichts nützen — denn auch er ist hart.

Gott und Max Halbe sind meine Zeugen, daß du diese Gedichtsammlung ursprünglich kühl verschmäht hast. Es war bei Habel unter den Linden am 8. November 1901 vor einem Goethebunddiner, und du bezahltest nachher den besseren Rothspohn, was ich sehr nett von dir fand.

Ich war also im besten Glauben, als ich sie Langen anbot. Den Contract hatt ich nicht im Kopf. Läuft er nicht bald ab?

Was könnte, was sollte ich eigentlich dem Langen schreiben?

Aber es ist hier sehr schön. Sage dies bitte deiner Frau Gemahlin, und die Frühjahrsreise sollte sie hierher machen.

Die Briefe von Hugo Wolf hätte ich gern. Und wenn du sonst etwas Gutes verlegt hast.

Daß der gastfreie Pastor so wacker fürbaß schreitet, freut mich. Ich bitte dich, mir nur die Hälfte der 1000 M.

gutzuschreiben, die andere Hälfte, also immer noch 500 M. mir dagegen gütigst zu schicken. Ich habe so viel Geld nötig hier ... Eine Palme kostet 7 Lire, ein großer Seefisch manchmal mehr.

Herzlichen Gruß! Dein
[Bild]

Postkarte an Franz Philips

[Salò.] 4. Maggio 1903.

Lieber Philips, besten Dank für freundliche Kartengrüße. Mein Bruder war früher 10 Jahre lang Offizier, er erschoß aber weder sich noch seine Liebste ... Wie ich seinerzeit in der Voßischen Zeitung erklärt habe, ist er mein Mitarbeiter am Rosenmontag gewesen, was er nach einem Doppelselbstmorde nicht hätte werden können.

Herzlichen Gruß! Ihr Otto Erich.

An Dr. John Schikowski

Salò-Lago di Garda, Villa Halkyone, 16. Maggio 1903.

Lieber Sir John!

Besten Dank für deinen Brief vom Fünften. Ich fühle, daß eine entsetzliche Verrohung in mir zunimmt, nicht nur, daß ich in den ewigen letzten Dingen — nämlich denen des Theaters — nicht mehr auf dem Laufenden bin — ich merke sogar — schaudernd seis gestanden —, daß mein Interesse daran im Abnehmen begriffen ist.

Nicht einmal die Nachricht, daß Harlans Schule des Lustspiels demnächst herauskommt, versetzt mein Blut in stärkere Wallung — obwohl es doch darnach in Zukunft gewiß viel leichter sein wird. Glücklich preis ich die Generation, die dann schaffen wird — nicht mehr

irrend und strauchelnd, wie wir Armen, sondern, von fester Hand des Freundes geleitet, aufrecht und sicher wandelnd!

In Brescia und Bergamo — dieses übrigens eine ganz reizende Stadt — habe ich vor kurzem Aufführungen vom Lunedi delle rose und Una parola d'onore erlebt — schaudernd erlebt — obwohl die Aufnahme eine gute, zum Theil enthusiastische war. Diese Stücklein waren in einer Weise „adoptiert", daß man sich doch als der Treiber eines anrüchigen Handwerks vorkam. Ein Beispiel für alle. Gegen den Schluß des vierten Actes hält es der italienische Hans, Giovanni, für nötig, seine Traute, Geltrude, noch einmal aufs Gewissen zu fragen, ob sie denn die Nacht bei Grobitzsch auch wirklich — nichts gefühlt habe: non hai tu sentito niente? Und erst als sie ihm innig versichert: niente! ist er und das italienische Publicum befriedigt. Keuschheit! —

Um meine reifen Früchte hadern und feilschen die beiden großen Verleger Sami und Langen unentwegt weiter. Ein Literarhistoriker des nächsten Jahrhunderts wird vielleicht eine ganz interessante Arbeit drüber schreiben können: „Ein völlig verlegter Lyriker aus dem Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts."

Inzwischen reift mein Halkyoner. Eine Nachahmung von ihm ist bereits unter dem Titel „Freisprüche, angelische Verse" bei Schuster & Löffler erschienen. Mein Buch werden zwar auch „Lieder auf einer alten Laute" sein, aber doch kein Kunststück wie das von Holz — das mir übrigens viel Spaß gemacht hat —, sondern recht persönliche Lyrik bei alledem.

Bis zum 1. Juli bleib ich hier. Sechs Monate und länger hab ich nun an meinem Garten gebaut, und nun will ich doch auch was davon haben. Wann ziehst du dich denn in die Hesperidengärten des Ostens zurück?

Harlans König hat hier bei unserm Weggange nur 13 Lire Trinkgeld zur Verteilung gegeben, was die Italiener, die für bürgerliche Seelen aus Dresden nicht das rechte Verständnis haben, schofel fanden.

In Venedig hab ich neulich den Grundstein für einen neuen Campanile gelegt — eigentlich schade für die Markuskirche, die jetzt viel schöner und grandioser wirkt.

Dem Montagstische meinen Gruß!

Herzlichst dein Otto Erich.

Postkarte an Dr. Egon Friedell

[24. Juni 1903.]

Egon, mein Sohn,

Egonson!

Brauchst du im Juli nicht eine Kur in Karlsbad? Mutter und ich würden sich sehr freuen, wenn du die nötig hättest.

Dein alter Vater Otto Erich.

An Emil Meßthaler, Nürnberg

Karlsbad, Nürnberger Hof, 23. August 1903.

Sehr geehrter Herr! Nächsten Freitag ist Goethes Geburtstag, ich bin an dem Abend in Nürnberg und möchte ihn — nach 4 Wochen Kur hier — mit Ihnen feiern. Auf diese Idee bin ich dadurch gekommen, daß mir mein Agent mitteilte, daß Sie als erster in der „Provinz“ den von mir übersetzten Lucifer von E. A. Butti zur Aufführung angenommen haben.

Schreiben Sie mir bitte an obige Adresse, ob Sie an dem betreffenden Abend frei sind.

Mit Hochachtung und Gruß

Ihr Otto Erich Hartleben.

Postkarte an Dr. Egon Friedell

Nürnberg. [29. August 1903.]

Mutter verschlemmt hier unser Geld in Würstchen: 16 Stück hat sie eben vertilgt — ich freilich nicht weniger. Auch sonst ist es schön hier: die Hände der heiligen Jungfrau im Germanischen Museum sind es allein wert, daß man herkommt.

Herzlichen Gruß! Dein alter treuer Vater.

Postkarte an Dr. Egon Friedell



Postkarte an Dr. Egon Friedell

[Innsbruck.] 2. September 1903.

Gar gut sein die Knödel
und fein der Special —
drum sei mal kein Blödel:
besuch uns einmal!

Deine Eltern.

Postkarte an Dr. Egon Friedell

[Innsbruck.] 2. September 1903.

Mein armer Junge!

Mutter leidet an Melonenfraß, und ich sehe schon: unser Vermögen wirds nicht mehr lange machen.

An Emil Meßthaler

Halkyone-Salò, Lago di Garda, 5. October 1903.

Sehr geehrter Herr Meßthaler!

Augenblicklich habe ich keine Photographien von mir „auf Lager", nehmen Sie bitte als Ersatz die beiliegende gute Autotypie einer Kohlenzeichnung von Peter Behrens. —

Mit der Angele ist es wohl doch Essig? Ich kann es Ihnen nicht verdenken, wenn Sie es lieber doch unversucht lassen.

Besten Gruß! Ihr Otto Erich H.

Postkarte an Fritz Rumpf

Venedig, 8. December 1903.

In soner Sumpfstadt kann man leicht versumpfen, aber man fühlt doch unter sich die Eichenstumpfen und denkt dabei natürlich an die Familie Rumpfen — ich meine, eine solche Reimfreude läßt sich nicht übertrumpfen.

Herzlichen Gruß! Otto Erich.

An Dr. Egon Friedell

Halkyone-Salò, Lago di Garda, 17. December 1903.

Mein lieber Sohn!

Ich danke dir für deinen lieben Brief, aus dem ich ersehe, daß du noch nicht ganz deiner alten Eltern vergessen hast. Ich bitte dich, schreibe nun auch an Muttern ein paar Zeilen, sie wohnt jetzt in Berlin W., Maaßenstr. 23, und wird sich sehr freuen.

Ich war mit Mutter eine Woche in Venedig, es war sehr hübsch und gemütlich, und wir alten Leute haben so recht erproben können, daß wir uns doch, obwohl wir uns jetzt ja nur selten sehen, noch immer recht gut sind.

Dein Nervensystem (und nicht „Nerfensistem", wie du schreibst) wird sich hier über Weihnachten wohl etwas erholen, schreib also bald, wann du kommst, damit Tante E. nicht das Fremdenzimmer vermietet. Und vergiß nicht, deinem guten Vater eine Flasche von dem vortrefflichen Canadian Whisky mitzubringen, durch den du im vorigen Jahre sein Herz erfrischt hast.

Und die vielen „Flammen", von denen du schreibst, mußt du dir abgewöhnen, zwei sind vollständig genug.

Dies wünscht dir von Herzen

dein dich liebender Vater Otto Erich.

Postkarte an Alfred Hugenberg

Villa Halkyone, Salò, Lago di Garda, 6. Januar 1904.

L. A.! Vorhin war der Pittore (deutsch: Maler) bei mir. Ich zog Bücher aus meiner Bibliothek und da fiel etwas von Glas auf den steinernen Fußboden. Der Pittore hob es auf und war ganz erstaunt, daß es nicht zerbrochen war. Es war das kleine Bild von dir und mir aus dem Jahre 1884: ich schwärmerisch an dein Knie gelehnt! — Eine Stunde später kam seit Jahren mal wieder ein Brief von dir. Na also! Dein Erich.

Postkarte an Dr. Richard Dehmel

Villa Halkyone, Salò, 10. Gennaio 1904.

Weltseele, sag, woran man sich denn hält.
Darf man sich nicht am eignen Sparren halten?
Und wen soll man zum Narren halten —
wenn nicht die Welt? Dein Otto Erich.

Postkarte an S. Fischer

Halkyone-Salò. [22. Januar 1904.]

In Erwägung deines Verdienstes, daß du den Halkyonier in angemessener Form vor das Publikum gebracht hast, habe ich beschlossen, dich zum correspondierenden Mitgliede meiner Akademie hiermit zu ernennen.

Womit ich verbleibe

dein wohlgeneigter Otto Erich.

Postkarte an Dr. F. F. Heitmueller, Hamburg

HALKYONISCHE AKADEMIE
FUER UNANGEWANDTE WISSENSCHAFTEN ZU SALO

In Erwägung deiner unverkennbaren Zuneigung zu mir und in besonderer Würdigung deiner Anschreiben beehre ich mich, dich zum correspondierenden Mitgliede meiner Akademie zu ernennen und gebe gleichzeitig meiner Freude Ausdruck, dich hierzu beglückwünschen zu können. Herzlichen Gruß! Dein Otto Erich

Postkarte an Hans Heilmann

[Salò, 24. Januar 1904.]

In Erwägung deiner vielen Verdienste um mich und in der besonderen Würdigung deiner Anschreiben beehre ich mich, dich zum correspondierenden Mitgliede meiner Akademie zu ernennen, und gebe gleichzeitig meiner Freude Ausdruck, dich hierzu beglückwünschen zu können.

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

Postkarte an Dr. John Schikowski

Gargnano, 6. März 1904.

Zwei Knaben schrieben vons Militär,
der eine war ich, der andere ist er —
es giebt noch einen drittern,
der sitzt noch hinter Gittern.

Heil! Dein Otto Erich.

Postkarte an Hans Heilmann (und andere)

Venedig, 27. April 1904.

Die Schätze aus den Tiefen der Erde
können sich erschöpfen —
aber die Sonne
läßt in der Kartoffel
Licht, Kraft und Wärme unerschöpflich reifen.

An S. Fischer

Halkyone-Salò, 8. Mai 1904.

Ich sag es ja, wenn die Not am höchsten, ist Sami am nächsten. — Ich träumte gerade von Erdbeeren, als mich mein hiesiger Vorgesetzter heute früh weckte und mir deinen Brief überreichte.

Offen gesagt, ich ging schon die letzten Tage mit dem schwarzen Gedanken um, dich um erneuten Vorschuß zu bitten, genierte mich aber immer noch. Obwohl ich schon einigermaßen auf dem vorletzten qui-vive-Loche des vis à vis de rien pfiff.

Nun brauch ich dich nur zu bitten: bitte nicht „gutschreiben", sondern schicken, in einem schönen Geldbrief schicken — und ich athme frei.

Gestern ging an dich das Inhaltsverzeichnis der Verse und an Oscar Bie 4 kleine, aber gute Gedichte ab. Wenn

die Rundschau diese annähernd so gut honoriert, wie andere Blätter, will ich gern öfter dienen, denn ich functioniere jetzt wieder.

Ich schreibe an einem „stimmungsvollen Cassenstück," über das sich im nächsten Winter Männlein wie Weiblein so Gott will köstlich amüsieren werden. Man hat mir den Stoff aus Berlin W. hierher gebracht.

Schönsten Gruß! Dein Erich.

Postkarte an Dr. Thassilo von Scheffer

Salò, 20. Maggio 1904.

Verehrter Tasso! Da kann ich Ihnen nicht helfen, mache mir auch kein Gewissen draus: lassen Sie Venedig für diesmal und machen Sie am Siebenundzwanzigsten mir die Freude, noch ein paar Tage hier zu bleiben. Ich reise bestimmt den Dreißigsten von hier ab und soll eine vierwöchentliche Leberkur in Monte Catini (zwischen Pistoja und Lucca) abmachen.

Schönsten Gruß! Ihr Antonio.

An Dr. Thassilo von Scheffer

21. Mai 1904.

Verehrter Tasso!

Der Bildhauer Ludwig Habich in Darmstadt, Großherzoglich hessischer Professor und ordentliches Mitglied der Halk. Ak. f. u. W. zu Salò, bittet mich, ihm aus Venedig ein goldenes Netz, kreuzweis geflochten, mit kleinen Perlen an den Kreuzungen, wie man sie eben in Venedig anfertigt, um das Frauenhaar damit festzuhalten — zu besorgen.

Nun kann ich deswegen nicht nach Venedig fahren, aber Sie sind vielleicht so freundlich, sich danach umzusehn — (es handelt sich ja um etwas Schönes —) und mir

mitzutheilen, wo man so was kauft, wie es aussieht und was es kostet. Ich glaube, diese Netze werden so wie die bekannten Goldsträhne — Eckladen an der Mercuria links — nach (Quadrat)centimeter bezahlt. Bitte erkundigen Sie sich: Habich wird binnen kurzem Ihr College sein, da dürfen Sie sich schon die kleine Mühe machen.

Bestens grüßend Ihr Otto Erich.

Postkarte an Peter Behrens

Florenz, Melini, 3. Juni 1904.

An dem Morgen, wo ich Vierzig wurde.
Alles ist hier — der Mond, der Abschied
mit Güte nimmt — die alten großen Häuser —
der kleine Sig. Calamaio — der Chianti — sogar
eine liebe Mitgenießende, Mitgenossene —
aber ich Schlemmer sehne mich nach dir in dieser
Nacht — an dem Morgen, wo ich Vierzig wurde.

O. E.

Postkarte an Dr. Thassilo von Scheffer

[Florenz, 4. Juni 1904.]

Haben Sie sich, verehrter Dasilo, von dem falschen Lirastück in Salò schon erholt? Ihre Erregung darüber weckte in uns allen starke Besorgnisse.

O. E.

Postkarte an Dr. Thassilo von Scheffer

Florenz, 9. Juni 1904.

Verehrter Dasilo! Meine Adresse ist von morgen an Monte Catini (presso Pistoja), ferma in posta. Ottomar hat mit seinem „O Heidelberga mia“ in Milano Erfolg gehabt. Das Stück ist von dem Cassen-Classiker Meyer-

Förster. Von Siena mußte ich Hals über Kopf abreisen, weil ich auf der Post ein falsches Lirastück gewechselt bekam. Verfluchte, elende Corruption! Man wird seines Lebens nicht froh.

Ihr O. E. H.

Ansichtskarte an Dr. John Schikowski

Monte Catini (Toscana), 28. Juni 1904.

Lieber Sir John — ich glaube gar, ich habe dir noch nicht für deinen Glückwunsch zum Geburtstag gedankt! — Wie der Mensch so auf einmal 40 Jahre alt wird — merkwürdig, höchst merkwürdig.

Herzlichen Gruß! Dein O. E.

Postkarte an Dr. Thassilo von Scheffer

Pisa, 29. Juni 1904.

Eben: das ists! Alles Geistige will einen Verleger. Das fängt beim Kartoffelschnaps an und endet beim Lyriker.

Heil! Ihr Otto Erich.

NB. Falls es in Bayern noch diese kleinen Zwanzig-Pfennigstücke giebt, erlaube ich mir, Sie zu warnen. Sie werden vielfach statt von Silber von Dachpappe hergestellt und haben dann nicht den vollen Silberwert. Die echten Exemplare sind an sog. Bettelarmbändern angebracht.

Vier Postkarten an Dr. Egon Friedell

Vallombrosa, 7. August 1904.

Lieber Egon, ich habe mich sehr über deinen letzten Brief gefreut. Und ganz besonders ist es mir ein seelisches Wohlgefühl, daß ich nunmehr hoffen kann, mein altes Vaterherz werde es noch erleben — ja, die Freude ist

ja unaussprechlich! Ich soll also wirklich meine beiden Söhne versöhnt und einig an die Brust drücken dürfen?! Es ist fast zuviel, ich habe Angst, daß das Glück mich tötet. Doch seis gewagt! Ich erwarte dich also bestimmt am 20. August in der Halkyone. Dort bleibe ich bis 15. September, weil ich dann zu meinen Proben nach Berlin muß. Du kannst aber, wenn du willst, länger dort bleiben.

Hier 1000 m. s. m. hab ich unter 30 m. hohen Fichtenbäumen („Tannen") ein „Studentenstück" verbrochen, das den sehr schönen Titel: „Im grünen Baum zur Nachtigall" führen wird. Es ist sehr flott und lustig geworden. —

Der Verlegerjüngling Fritz Freund hat mich hier oben besucht. Über seine Moralität kann ich nicht urteilen, da wir hier in einer sehr anständigen Pension (12 Lire pro Person) wohnen . . . Er hat mich auf einen sehr guten Gedanken gebracht. Ich werde im kommenden März das erste Heft der

„Halkyonischen Jahreshefte"

[herausgeben], eine jährliche Publikation, deren Mitarbeiter aus dem Kreise der ordentlichen Mitglieder der Halkyonischen Akademie für unangewandte Wissenschaften hervorgehen werden. Du wirst darunter sein.

Weshalb ich jedoch — sehr gegen meine Bequemlichkeitsgelüste — Ende September nach Berlin muß, möchtest du gern wissen. Es giebt einen Menschen und heißt Zickel. Er hälts für nöthig, am 1. October in der südlichen Friedrichstraße von Preußisch-Berlin ein Lustspielhaus zu eröffnen und zwar mit meinem nach Konrad Löwes Rath neubearbeitetem Wahrhaft guten Menschen. —

Ich grüße dich und freue mich herzlich aufs Wiedersehen. Dein Papa.

An Arno Holz

Halkyone-Salò, Lago di Garda, 26. August 1904.

Lieber Arno Holz!

Es freut mich zu hören, daß du und Brahm, des alten Haders müde, contrahieren wollt — er ist der Richtiggehendste für dich unter den Berliner Choregen.

Für ein abendfüllendes Stück fordert und bekommt man 10% von der Tageseinnahme. — Sonst ist im Contrakt eigentlich nur noch von Wichtigkeit, einen Schlußtermin für die Zeit festzusetzen, innerhalb welcher das Stück aufgeführt werden muß, auch einen frühesten Termin, denn niemand will gern im September oder kurz vor Weihnachten oder nach dem 1. April herauskommen.

Brahm ist übrigens durchaus zuverlässig, und du kannst einen seiner gedruckten Contrakte seelenruhig unterschreiben — ich wollte, ich könnts auch bald mal wieder. Wenn du da bei Innsbruck fertig bist, besuch mich doch mal hier, es ist ja nur noch eine Tagesreise. Ich habe z. Z. drei Freunde zu Besuch, von denen zwei morgen abreisen. Auch wirst du hier eine alte Bekanntschaft erneuern können, die wir beide vor 18 Jahren auf einer kleinen Eisbahn des Weddings gemeinschaftlich gemacht haben.

Bis 15. September bleib ich noch hier, dann fahr ich nach Berlin.

Herzlichen Gruß! Dein Otto Erich.

Postkarte an Dr. John Schikowski

[Salò, 10. September 1904.]

Mein lieber Sir John! Im Voraus herzlichen Glückwunsch zu den bevorstehenden hohen jüdischen Feiertagen. Ich bitte dich, die Herren vom Montag zu bitten, am Neunzehnten dieses Monats zahlreich, fröhlich und

nicht ohne innere und äußere Sammlung zu erscheinen, denn ich gedenke am genannten Tage unter sie zu treten.

Heil! Dein Otto Erich.

An Dr. Egon Friedell

Berlin W., Maaßenstr. 23, 6. October 1904.

Lieber Egon!

Dank für deinen Brief vom Fünften des Herbstmondes Eintausendachthundert und ein Jahr nach der Schlacht bei Norica (?)

Mein Wahrhaft guter Mensch ist hier wie so manche vor ihm gründlich reingefallen. Ich meine: es ist dies eigentlich erst der Beweis, daß es ein wahrhaft guter Mensch war.

Ich fahre nächsten Dienstag, den Elften, nach Salò zurück.

Herzlichen Gruß! Dein Otto Erich.

Postkarte an Otto Julius Bierbaum

[Salò, 16. October 1904.]

Uno ottanta al Kilo.

Der wahrhaft gute Mensch ist wiederum glatt durchgefallen. Mit Recht.

Ende der Woche gehts nach Wien — Uraufführung des grünen Baums zur Nachtigall im Burgtheater.

Tanti saluti alla Signora!
Il tuo

Otto Erich.

Postkarte an Alfred Hugenberg

Halkyone-Salò, 19. Ottobre 1904.

Lieber Alfred! Eine schöne Woche an der Sonne ist bald dahin. Ich habe mich erholt und beruhigt. Aber morgen muß ich wieder anläßlich meines Nebenberufs nach Wien fahren — und davor graut mir. Bete für mich und bleibe still!

Herzlichen Gruß! Dein Erich.

Postkarte an Dr. John Schikowski

[Wien.] 23. October 1904.

Gestern Abend dagegen habe ich in der Josefstadt einen wirklichen ungetrübten Theatergenuß gehabt. Man spielte eine zweiactige Comödie eines jungen, noch unbekannten Autors, die wirklich Talent verriet und ganz ausgezeichnet gespielt wurde.[73]

Herzlichen Gruß! Dein Otto Erich.

An Peter Behrens

[Wien.] 15. November 1904.

Mein lieber Peter!

Es ist mir hier in Wien sehr schlecht gegangen. Blutsturz (Magen) — Gesichtsrose — habe über 14 Tage das Bett „gehütet".

Seit gestern wieder auf. Morgen nach Salò. —

Einziger Lichtblick waren mir hier deine wundervollen Blätter zum Pierrot, die mir Freund ans Bett brachte. Sie sind wirklich selbst über mein Erwarten schön geworden. (Am wenigsten gefällt mir die in Leder zu pressende Außenseite. Dieses Loch in der Mitte wirkt nicht angenehm und das Ganze ist gesuchter, als die andern Blätter. Pardon!)

Mein lieber Peter, ich bin nun zweimal hintereinander mit Theaterstücken durchgefallen, und das ist eine Leistung. Weißt du keinen anderen Nebenberuf für mich, der weniger aufreibt und alteriert und dafür ein kleines, aber gesichertes Einkommen abwirft?

Herzliche Grüße an Euch alle! Euer Erich.

Wenn ich jetzt nicht meinen Fleck an der Sonne da unten hätte, wo ich langsam mich wieder aufbrüten lassen kann, wäre ich ein verlorener Mann.

Postkarte an Dr. F. F. Heitmueller

Halkyone-Salò, 19. November 1904.

Lieber Franz Ferdinand!

Antäus hieß der Mann, der mußte manchmal wieder seinen Boden unter seinen Füßen fühlen, sonst ging ihm die Puste aus.

Heil! Dein Otto Erich.

An Frau Lilli Behrens

Das Zwielicht ist die Mutter aller Farben:
es weckt die neuen, eh die alten starben —
in solchem Zwielicht muß die Seele beben,
will sie den andren Seelen Neues geben.[74]

Otto Erich

Seiner lieben gnädigen Frau Lilli.

An Dr. Egon Friedell

Worauf pfeifen eigentlich die Wiener, da sie doch keine Hausschlüssel tragen? —

Ja so! Natürlich! Auf ihren Hausmeistern. —

Du siehst: ich habe doch Phantasie!

An Dr. Cäsar Flaischlen

Halkyone-Salò, 2. Febbraio 1905.

Mein lieber Cäsar!

Herzlichen Dank für deinen Jost. Ich habe ihn selber noch nicht gelesen, weil meine Frau Schwester Annemarie zur Zeit bei mir weilt. Du bist ihr Lieblingsdichter, wie du weißt, und so entriß sie mir denn die beiden Bände und zog sich, um sie zu genießen, mit ihrem Baby Rosemarie zurück.

Sie ist von dem Buche entzückt und ihre Freude darüber ist nur durch einen kleinen Unglücksfall getrübt. Während sie nämlich die beiden Bände in einem Athemzuge verschlang, vergaß sie darüber ganz, daß das Baby ihr über dem linken Arme hing, und hörte nicht mehr auf sein erbärmliches Hungergeschrei.

Endlich, als sie den letzten Band geschlossen hatte, kam ihr das nunmehr nur noch schwache Wimmern des Kindes zum Bewußtsein. Sie erschrak — allein es war zu spät! In ihren Armen das Kind war —

[Hier folgt ein Passus der Schwester, worauf H. abschließend noch hinzufügt:]

Sie hat eben keinen Sinn für meine feurige Phantasie!

Dein Otto Erich.

1. Hs. hat: erstäden.

2. Schluß des Briefs, der hier fortgelassen wurde.

3. H. war beim Oberlehrer Dr. Seebeck in Pension.

4. Vgl. Meine Verse. Gesammtausgabe. Berlin 1905. S. 22.

5. Vgl. Meine Verse, S. 24.

6. Vgl. Meine Verse, S. 28.

7. Vgl. Meine Verse, S. 25.

8. Vgl. Meine Verse, S. 23.

9. Vgl. Meine Verse, S. 9 f.

10. Otto v. Grote. Vgl. das von mir herausgegebene Tagebuch Hartlebens. Fragment eines Lebens. München 1906. S. 13.

11. BBBV = Bayrisch-Böhmische-Bier-Vetternschaft. Vgl. Die Erziehung zum Lyriker durch Otto Erich Hartleben. Von Kurt Kamlah. Düsseldorf 1912. S. 74. Auch Tagebuch, S. 85.

12. Quartett. (Gedichte von A. Gutheil, O. E. H., C. Henckell, G. Hugenberg.) Otto Meißner, Hamburg 1886.

13. Über Alfred Hugenberg vgl. Tagebuch, S. 47.

14. Ein Sonnenuntergang. Vgl. Meine Verse, S. 130.

15. Schluß fehlt. Der Brief ist wohl nie abgeschickt worden.

16. Angele.

17. von du Prel.

18. Vgl. Meine Verse, S. 71.

19. Wildenbruch-Parodie.

20. Witzblatt, Beilage zum Magdeburger General-Anzeiger.

21. Schwester des Kleinen, Frl. B.

22. K. Kamlah.

23. Leo.

24. Betrifft „Satanas“ und § 166 des Strafgesetzbuches.

25. „Satanas“. Ist tatsächlich ungedruckt geblieben, eben so wie die „Quietschhos“.

26. Vgl. Kurt Kamlah, die Erziehung zum Lyriker durch Otto Erich Hartleben. S. 158 ff.

27. Buchdruckerei in Magdeburg.

28. Vgl. Tagebuch, S. 106 und 117.

29. Vgl. Otto Erich Hartleben, Briefe an seine Frau. Berlin 1908. S. 491 (Anm. 49).

30. Lili Petri.

31. Angele.

32. Die Begehrliche — Hanna Jagert.

33. Ein Foxterrier, den er von Heilmann geschenkt bekam und den er bald danach, auf Rat des Tierarztes, vergiften ließ.

34. Gegen das Verbot, die Hanna Jagert aufzuführen.

35. Die die Lore kreierte.

36. Bis hier Abschrift von Frau Selmas Hand. Das andere von Otto Erich, der diese Abschrift an seinen Bruder Otto zur Einsicht schickt. Vgl. den nächsten Brief an Otto Hartleben vom 15. März 1893.

37. Vgl. S. 171—173.

38. Der andere war Peter Hille.

39. Die Krankheit hatte bald darauf einen tödlichen Ausgang.

40. Tod des Bruders Otto Mejer, der bis Mitte November, wo er wieder erkrankte, mit Hartleben wegen dessen Schuldenregulierung in Korrespondenz gestanden hatte.

41. Reproduziert in Hartlebens „Briefe an seine Frau", zw. S. 176 und 177.

42. Wort unleserlich, verkleckst.

43. Variation der von O. E. in jenen Jahren oft citierten Verse:

O Gott, wie ist die Welt so schön,
Wenn man gesunde Glieder hat,
Wenn man gut hören kann und sehn —
So schön ist es in keiner Stadt.
Die Häslein springen in dem Klee
Und dienen der Natur zum Schmuck,
Die Fischlein schwimmen in dem See
Und dienen so als Gegenstuck.

44. Satzungen des „Augurenkollegs" in Leipzig. Eine bekannte Photographie, auf dem Napoleonhügel bei Leipzig aufgenommen, zeigt O. E. H. mit dem Augurenstab, von dem hier die Rede ist.

45. Halle, Frau Selmas Geburtsort.

46. Nämlich ich — oder vielmehr wir — wollen doch über Prag weiter nach München fahren, und wenn man auch in Prag lesen könnte, hätte man die ganze Bierreise gratis. (An H. Heilmann, 18. Februar 1897.)

47. Die Bresl. Ztg. hatte Moritz den Sortimenter abgedruckt und damit den Widerspruch einiger Leser hervorgerufen.

48. Prof. Dr. M. Köppen, gen. Felix.

49. Es scheint, daß H. seine Ansicht geändert und den Brief nicht abgeschickt hat.

50. Bekannte Trattorie auf der Piazza Colonna in Rom.

51. Dr. John Schikowski, Schwager des Adressaten.

52. Bei Übersendung des Novellenbandes „Der römische Maler."

53. Podagra.

54. Hartlebens Geburtstag.

55. Anspielung auf die Vereinigung der „Zwanglosen", der wie der Adressat auch O. E. H. angehörte.

56. Vgl. den Brief an Peter Behrens vom „August 1900“ (S. 274 f.).

57. Albert Bergmann, Wirt des Hôtels gleichen Namens in St. Andreasberg i. Harz, wo im Februar und März d. J. der „Rosenmontag“ geschrieben wurde.

58. Harlan hatte ihm seine Dramaturgenstelle am Lessingtheater mit 250 M. Gehalt bis auf weiteres zu bekleiden angeboten.

59. Später umgearbeitet und unter dem Titel „Jahrmarkt in Pulsnitz“ an vielen Bühnen gegeben.

60. Annahme des „Rosenmontag“ für die Wiener Burg betreffend.

61. Da Otto Erich nicht arbeitete, war ihm das Dramaturgenamt am Lessingtheater wieder genommen worden.

62. Es handelt sich um die Randleisten zum Goethe-Brevier. Vgl. Brief vom 17. September 1901 (S. 295).

63. Vgl. O. E. H., Briefe an seine Frau, S. 337f.

64. Die erste Aufführung fand am 15. Dezember 1900 im Hofburgtheater statt.

65. Gemeint ist die lebensgefährliche Erkrankung, die er glücklich überwunden hatte, obwohl die „Blättchen“ sich schon mit den Nekrologen für ihn beschäftigten.

66. Auf Veranlassung Pniowers.

67. Es fällt schwer, sich bei diesen Versen etwas zu denken.

68. Es handelt sich um Druckfehler in der zweiten Auflage des soeben erschienenen Goethe-Breviers.

69. In einer durchkneipten Nacht hatte O. E. den Vater W. Harlans, der damals eigens von Schlesien nach Berlin gekommen war, um seinem Sohn den „geschmackvollen Namen Peter“ auszureden, in einen begeisterten Anhänger dieses Taufnamens umgewandelt. Bevor er schlafen ging, telegraphierte er noch früh um 6 Uhr voll Genugtuung dem Freunde: „Dein Vater jetzt mit Peter einverstanden. Hartleben.“

70. Hierzu bemerkt Frau Selma: „Mein Mann hatte den Brief geschrieben, aus Scherz aber, als sei er von mir.“ (Brief an S. Fischer, Verlag.)

71. Antwort auf ein Schreiben, das den Abdruck einiger Gedichte für eine von dem Adressaten und zwei andern Studenten herauszugebende lyrische Anthologie erbeten hatte.

72. Loewe hatte ihn verschiedentlich aufgefordert, den wahrhaft guten Menschen umzuarbeiten. Vgl. auch den Brief vom 1. November 1902 (S. 308).

73. Angele.

74. Die beiden ersten Verse aus dem Diogenes-Fragment. (S. Fischer, Berlin 1905, S. 17.)

WERKE VON OTTO ERICH HARTLEBEN

ANGELE. Komödie. — *3. Auflage*

DIE SERENYI. Novellen. — *6. Auflage*

DER FROSCH. Familiendrama nach Henrik Ipse. — *3. Aufl.*

HANNA JAGERT. Komödie. — *2. Auflage*

DIE ERZIEHUNG ZUR EHE. Komödie. — *4. Auflage*

DIE GESCHICHTE VOM ABGERISSENEN KNOPFE. Zwei Erzählungen. — *22. Auflage*

EIN EHRENWORT. Schauspiel. — *3. Auflage*

MEINE VERSE. — *3. Auflage*

VOM GASTFREIEN PASTOR. Novellen. — *30. Auflage*

DER RÖMISCHE MALER. Novellen. — *6. Auflage*

DIE BEFREITEN. Ein Einakter-Zyklus. — *4. Auflage*

EIN WAHRHAFT GUTER MENSCH. Komödie. — *2. Aufl.*

ROSENMONTAG. Offizierstragödie. — *20. Auflage*

DER HALKYONIER. Ein Buch Schlußreime. — *1. Auflage*

IM GRÜNEN BAUM ZUR NACHTIGALL. Ein Studentenstück. — *1. Auflage*

DIOGENES. Fünf Szenen einer Komödie. — *1. Auflage*

BRIEFE AN SEINE FRAU (1887—1905). — *2. Auflage*

AUSGEWÄHLTE WERKE. Drei Bände. — *5. Auflage*

S. FISCHER, VERLAG, BERLIN

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

